

Notizbuch 25 der KASSELER SCHULE



WORPSWEDE UND UMZU Haus und Hof - Land und Leute

(Redaktion)

Helmut Böse-Vetter und Inge Meta Hülbusch

Hg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel 1991

Worpswede und umzu
Haus und Hof – Land und Leute

mit Beiträgen von

Helmut Böse–Vetter, Inge Meta Hülbusch,
Karl Heinrich Hülbusch, Hartmut Kreikenbaum,
Rose Lenzner–Migge, Helmut Lührs,
Ellida Schargorodsky, Walter Schnepel

und Texten von

*Gustav Brandes, M.B., Dorothea Gallwitz,
Johann Wilhelm Hönert, Walter Hundt,
Karl Krummacher, Leberecht Migge, Richard Pettit,
Max Karl Schwarz, Friedrich Wolf*

Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel

Zur Erinnerung an Alwin Uphoff



Notizbuch 25 der Kasseler Schule

1. Auflage: 1-1.000 Sept. 1991

2. Auflage: 1.000-1.500 Aug. 1998

Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation Kassel (gemeinnütziger Verein)

Vereins-/ Bestelladressen: c/o BSL - Christine Anna Vetter, Elfbuchenstr. 16, 34119 Kassel (Telefon: 0561-775309, Fax: 0561-12269) und c/o Karl Heinrich Hülbusch, Bückeburger Str. 16, 28205 Bremen. Redaktion: Helmut Böse-Vetter, Inge Meta Hülbusch. **Druck und Herstellung:** Völker & Ritter GmbH, Schwanallee 27-31, 35037 Marburg. **Titelzeichnung:** Postkarte von H. Vogeler, 1900. Umschlagrückseite:

K.H.Hülbusch. **Vereinskonto:** Kasseler Sparkasse (BLZ 520 503 53) Konto Nr. 059 475. Alle Rechte bei den AutorInnen.

GARTEN – KULTUR

- Inge Meta Hülbusch, Gärten in Worpswede von der
Jahrhundertwende bis heute 7
- aus: Richard Pettit: Rainer Maria Rilke in und
nach Worpswede* 27
- aus: Dorothea Gallwitz: Dreißig Jahre Worpswede.* 28
- Walter Schnepel, Leberecht Migge im künstlerischen
Umfeld Worpswedens 29
- Ellida Schargorodsky von Alten, Auszüge aus einem Brief 34

HOF UND HAUS

- Rose Lenzner – Migge, Väterchens Sonnenhof
(mit Bildern von Rose Lenzner – Migge) 35
- Helmut Böse – Vetter u. Inge Meta Hülbusch, Der Brünjeshof 75
- M.B., Der Brunnenhof* 89
- Friedrich Wolf, Barkenhoff* 92
- aus: Walter Hundt, Heinrich Vogeler und die
Arbeiterschule Barkenhoff e.V. in Worpswede* 97
- Leberecht Migge, Die schöne Siedlung.
Dargestellt am Sonnenhof – Worpswede* 98
- Max Karl Schwarz, Gedanken zur Vertiefung der Garten –
idee. Gewonnen am Beispiel der Siedlung Birkenhof* 103
- Max Karl Schwarz, Der Klattenhof – Ein Worpsweder
Landschaftsgarten –* 107
- aus: Gustav Brandes, Aus den Gärten einer alten
Hansestadt* 108

FREIRAUMPLANERISCHES

- Helmut Böse–Vetter, Hof und Haus. Zum Beispiel Worpswede 109
- Karl Heinrich Hülbusch u. Hartmut Kreikenbaum,
Zur Pflege des Weyerbergs und "umzu" 153
- aus: Karl Krummacher, Worpswede und das Teufelsmoor* 161
- Hartmut Kreikenbaum, ...und aus der Marcusheide 162

LANDSCHAFTSPLANERISCHES

- Karl Heinrich Hülbusch u. Hartmut Kreikenbaum,
Polemische Thesen zum Hamme–Projekt 166
- aus: Johann Wilhelm Hönert, Vom nützlichen
Gebrauch des Torfmoores* 171
- Karl Heinrich Hülbusch, Vom 'Kunst–Stück' zum
Versatzstück. Landschaftspflege über Hammenie–
derung und Teufelsmoor 173
- Helmut Lührs, Kohl blickt nicht mehr durch 180
- Karl Heinrich Hülbusch, ...mit herzlichen Grüßen aus
Worpswede. (mit Zeichnungen und Plänen von
Norbert Scholz und Andreas Schmidt–Maas) 182
- Bildnachweis 191

Worpswede und umzu

Worpswede – über 100 Jahre "Künstlerdorf" bei Bremen

Worpswede – "Weltdorf"

Worpswede – staatlich anerkannter Erholungsort

Worpswede – 'Rummelplatz im Teufelsmoor'

so könnten wir endlos fortfahren. Und trotzdem fügen wir noch ein Attribut hinzu:

Worpswede – ein "Gärtnerdorf"

Worpswede, das ist die einzige Künstlerkolonie des Jugendstils und der Zeit danach, wo auch über's Hausen – Haus, Hof und Garten, Produktion und Reproduktion – nachgedacht und gestritten wurde.

Gärten in Worpswede, der Garten von Carl Emil Uphoff aus den 20er Jahren als Lehrstück des 'kanonischen' Gartens, Sprüche und Aussprüche zu und über Worpswede und die Szene, ein Bericht vom Leben auf dem Sonnenhof, polemische Anmerkungen zur immerwährenden 'Naturparkplanung für das Teufelsmoor' und weitere Beispiele, Vorbilder und Anekdoten, die auch für andere Orte typisch sein könnten, wenn sie denn nicht übersehen oder vergessen werden.

So präsentieren wir diesen Sammelband als Ergebnis langjähriger Beobachtungen, Skizzen, Notizen und Recherchen, vieler Gespräche, langjährigen Grabens in alten Zeitschriften, aber auch langjähriger aktiver (und auch streitbarer) Teilnahme am Leben Worpswedens.

Über unterschiedliche Personen und Orte bei den verschiedenen Autoren je nach Blickwinkeln, Interessen und Kontexten nachzulesen, ist auch ein möglicher Zugang oder Einstieg in die Diskussion der verschiedenen "Schulen" unseres Berufsstandes. Die Kenntnis der Zeitgeschichte setzen wir für ein 'Lesebuch' voraus, ebenso ein Wissen um das zeitgenössische Vokabular, so daß bei den historischen Texten eine politische Interpretation oder Einordnung unsererseits unterbleibt. Wem unsere Sympathie gilt, wird sicher sichtbar.

In gewisser Weise kann diese Textsammlung aber auch – bei Kenntnis der Zusammenhänge – in Auszügen als Geschichtsbuch gelesen werden; sonst – was besonders bei den 'Quellentexten' wichtig ist – nicht, ohne sich "einzulesen".

Die Reihenfolge der Texte haben wir in vier Gruppen zusammengestellt. Die beiden Anfangsbeiträge geben einen kursorischen Überblick über die mit der Worpsweder **Gartenkultur** verbundenen Personen und Orte.

'Hof und Haus' bilden einen gemeinsamen Nenner für Berichte und Geschichten, in der der eigene Alltag auch als Beispiel und als Versuch verstanden wird. Darin werden auch die Widersprüchlichkeiten erkennbar, die jeweilige "Anwesenheit im Lauf der Dinge" (E. Bloch), die die Sicht der Dinge und die jeweilige Position deutlich werden lassen. Dabei scheint auch durch, was wohl symp-

tomatisch für unseren Berufsstand ist: Sesshaftigkeit und lokale Verbundenheit zu predigen und dabei selber ständig woanders sein zu müssen – und sei dies 'auch nur' im Kopf.

Die dritte Abteilung – **Freiraumplanerisches** – enthält ausgesprochen planerische "Studiergeschichten", die Worpswede auch beispielhaft für andere 'Fälle' nimmt. Was bedeutet, Worpswede als Ort erst zu nehmen, ohne sich darin zu erschöpfen oder darauf zu spezialisieren. Das gilt auch für die Beiträge zum Schluß, die mit '**Landschaftsplanerisches**' überschrieben sind. 'Land und Leute' meint hier, daß das Land mit der Arbeit der Leute zu tun hat, und genauso wie 'Haus und Hof' als eine Geschichte des Gebrauchs und der Erfahrung zu verstehen ist, die Planer leichtfertig in ihrem Denken übersehen oder unverständlich als nicht relevant ignorieren und dann mit 'fortschrittlichen Taten' zerstören.

Deshalb sei hier auch auf die ergänzenden Beiträge in "Notizbuch 10 – Nachlese Freiraumplanung" (1989) hingewiesen, die den Arbeiten und der 'Philosophie' des vom Berufsstand lange totgeschwiegenen Leberecht Migge nachgehen, und den Versuch kommentieren, ihn 'als Entdeckung' im Rahmen der Bundesgartenschau Dortmund 1991 zu vermarkten.

Wir hoffen, daß dadurch für alle LeserInnen – nicht nur für "GärterInnen" – ein Worpswede lebendig wird, das Sujet, Objekt und Subjekt, Hintergrund, Existenzgrundlage, Staffage und Dekoration für "ein Jahrhundert Künstlerkolonie" wurde.

Wir danken den Autorinnen und Autoren, sowie allen, die uns geholfen und mit Rat und Tat unterstützt haben:

Elke Bockstaller, Luise Boehnke, Peter Elze / Worpsweder Archiv, Elden Fensch-Becher, Frau Leupold / Gemeinde Worpswede, Frau Gerdts, Christa Haar, Hans Hubert, Verena Kreikenbaum, Heide Neumann, Matthias Neumann, Uta Migge, Frau Netzel sen., Fritz Netzel, Hans Hermann Rief / Vogeler-Archiv Im Schluh, Hanne und Georg Rohdenburg, Edda Schröder, Tilmann Störmer, Phillip Uphoff, Ute Uphoff.

Kassel, Sommer 1991

Helmut Böse-Vetter, Inge Meta Hülbusch

Gärten in Worpswede, von der Jahrhundertwende bis heute *)

Dies ist ein erster Versuch, ein knappes Jahrhundert Berufsgeschichte und Geschichte des Gartens exemplarisch an Worpswede zu zeigen. Dieser Überblick wird auch versuchen, das breite Spektrum meines Berufsstandes – vom (eigenen) Hausgarten bis zur Siedlungsplanung – zu zeigen. Eine Diskussion der landschaftsplanerischen Aspekte in Worpswede erfolgt nicht, das ist ein Thema für sich, allerdings z.T. mit den gleichen Akteuren. D.h. ich werde so vorgehen, daß ich **Worpswede** zeige – exemplarisch für eine Richtung oder Zeit. Ich möchte also von Leuten und Orten erzählen, nicht von Landschaft, die in diesem Text nur "Kulisse" ist für die Welt der Moorbauern, die Welt der Maler und die Welt der Großbauern und Geschäftsleute. So ist der Hof (Hoff) der Künstler, von dem häufig die Rede sein wird, natürlich kein Bauernhof.

Rainer Maria Rilke, "Worpswede" (1902, S.30)

"Etwas von der Traurigkeit und Heimatlosigkeit ihrer Väter liegt über ihnen, der Väter, die, als sie auswanderten, ein Leben verließen, um in dem schwarzen, schwankenden Land ein neues zu beginnen, von dem sie nicht wußten, wie es enden sollte. Es gibt keine Familienähnlichkeit unter diesen Leuten; das Lächeln der Mütter geht nicht auf die Söhne über, weil die Mütter nie gelächelt haben. Alle haben nur ein Gesicht: das harte, gespannte Gesicht der Arbeit, dessen Haut sich bei allen Anstrengungen ausgedehnt hat, so daß sie im Alter dem Gesicht zu groß geworden ist wie ein lange getragener Handschuh. Man sieht Arme, die das Heben schwerer Dinge übermäßig verlängert hat und Rücken von Frauen und Greisen, die krumm geworden sind wie Bäume, die immer in demselben Sturm gestanden haben. Das Herz liegt gedrückt in diesen Körpern und kann sich nicht entfalten. Der Verstand ist freier und hat eine gewisse einseitige Entwicklung durchgemacht. Keine Vertiefung, aber eine Zuspitzung ins Findige, Stichelige, Witzige. Die Sprache unterstützt ihn dabei. Dieses Platt mit seinen kurzen, straffen, farbigen Worten, die wie mit verkümmerten Flügeln und Watbeinen gleich Sumpfvögeln schwerfällig einhergehen, hat ein natürliches Wachstum in sich. Es ist schlagfertig und geht gerne in ein lautes, klapperndes Gelächter über, es lernt von den Situationen, es ahmt Geräusche nach, aber es bereichert sich nicht von innen heraus: Es setzt an. Man hört es oft weithin in den Mittagspausen, wenn die schwere Arbeit des Torfstichs, die zum Schweigen zwingt, unterbrochen ist. Man hört es selten am Abend, wo die Müdigkeit zeitig hereinbricht und der Schlaf fast zugleich mit der Dämmerung in die Häuser tritt.

Diese Häuser liegen an den langen, geraden "Dämmen" weit zerstreut; sie sind rot mit grünem oder blauem Fachwerk, überhäuft von dicken, schweren Strohdächern und gleichsam in die Erde hineingedrückt von ihrer massigen, pelzarti-

*) Text eines Lichtbildervortrages, gehalten am 03.05.1989 im Rathaus Worpswede im Rahmen der Veranstaltungen zu "100 Jahre Künstlerkolonie Worpswede 1889–1989"

gen Last. Manche kann man von den Dämmen aus kaum sehen; sie haben sich die Bäume vors Gesicht gezogen, um sich zu schützen vor den immerwährenden Winden. Ihre Fenster blitzen durch das dichte Laub wie eifersüchtige Augen, die aus einer dunklen Maske schauen,...

...Und was wollen die Maler unter diesen Menschen? Darauf ist zu sagen, daß sie nicht unter (Hervorh. von mir, I.M.H.) ihnen leben, sondern ihnen gleichsam gegenüberstehen, wie sie den Bäumen gegenüberstehen und allen den Dingen, die umflutet von der feuchten, tonigen Luft wachsen und sich bewegen. Sie kommen von fernher. Sie drücken diese Menschen, die nicht ihresgleichen sind, in die Landschaft hinein; und das ist keine Gewaltsamkeit.

Sie helfen diesen Leuten nicht, sie belehren sie nicht, sie bessern sie nicht damit. Sie tragen nichts in ihr Leben hinein, das nach wie vor ein Leben in Elend und Dunkel bleibt, aber sie holen aus der Tiefe dieses Lebens eine Wahrheit heraus, an der sie selbst wachsen, oder, um nicht zuviel zu sagen, eine Wahrscheinlichkeit, die man lieben kann."

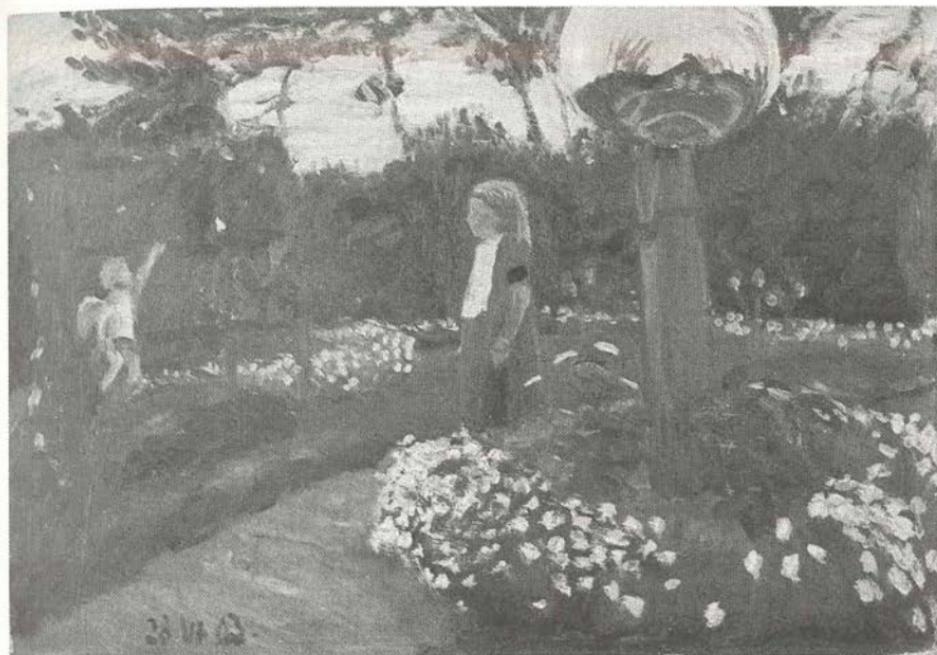
Zwei Welten in Worpsswede: nebeneinander, gegenüber, zumindest in den ersten zwanzig Jahren der Künstlerkolonie. Die Welt der Moorbauern war gleichweit entfernt von der Welt der Maler wie aber auch von der Welt der Worpssweder Ortsansässigen, der großen Bauern und wohl auch der Geschäftsleute.

Die gesellschaftliche Kluft war zu groß, eine Wanderung ins Moor hatte etwas von einer Expedition an sich, etwas von den Gefahren, Abenteuern und Entdeckungen etwa Alexander von Humboldts in Südamerika hundert Jahre früher. (vergl. J.G.Kohl, "Das Teufelsmoor im Herzogthume Bremen", in: Nordwestdeutsche Skizzen, 1864.)

Die Worpssweder Bauernhäuser sahen ja meist auch anders aus als die im Moor: der Reichtum der Gründerzeit machte sich in Neubauten bemerkbar. So beschreibt **Gertrud Hosenfeld-Krummacher** den Garten ihrer Kindheit in der Bauernreihe (S.12):

"Der Garten vom Pagelunen- (Pfauen-, I.M.H.) hoff war sehr groß. Zu unserer Zeit ging er bis zu Domreis; und war mit schönen Eichen und Buchen bestanden. Am Ende des Grundstücks hatten wir unsere Gemüsebeete. Wie überall gingen die Vögel, hauptsächlich Spatzen, an die Erbsen und anderes Gemüse. Wir beschlossen daher, eine Vogelscheuche aufzustellen. Herr Behrens (der Hausbesitzer, I.M.H.) lieh uns einen alten Jagdanzug mit Hut. Die Ärmel wurden mit Stroh ausgestopft, und auf dem Kopf saß der Jagdhut. Zäune gab es nirgends, nur nach der Bauernreihe einen Drahtzaun und eine Gartenpforte. Emilie Stolte, die Fritz Mackensen als ersten nach Worpsswede gebracht hatte, kam oft von dem Stolteschen Haus bei Domreis vorbei von hinten in den Garten, um einen kleinen Schwatz mit Mutter zu halten. Eines Abends glaubte sie Herrn Behrens bei den Gemüsebeeten stehen zu sehen und sprach eine ganze Weile zu ihm hin. Es war schon dämmrig, und erst als wir es ihr sagten, merkte sie, daß sie mit der Vogelscheuche gesprochen hatte.

Der große, parkartige Garten hatte aber auch seine Nachteile. Domreis' Schweine kamen oft und wühlten in den Gemüse- und Blumenbeeten herum. Eines Tages wurde es meinem Vater zu bunt. Er nahm seinen Spazierstock und warf ihn in die Schweineherde. Dabei erstach er ein kleines Ferkel. Wir fanden



Otto Modersohn (1903). Garten mit Glaskugel und Elsbeth



Paula Modersohn-Becker,
Alte Armenhuslerin im Garten
Heinrich Vogeler (1902)
Der Barkenhoff, Hangseite

es sehr lustig, aber Domreis nicht. Nach Bezahlung des Schadens waren sie jedoch zufrieden und wir hatten ein Spanferkel."

Das war also ein Ausschnitt aus dem Worpsweder Gartenleben am Anfang dieses Jahrhunderts, so könnte es sich in jedem größeren Haufendorf mit "Honoratioren" abgespielt haben: großbäuerlich (Jagdzug!) und bildungsbürgerlich; die Frauen sind Hausmütter: vom Gemüsegarten ist die Rede. Bleiben wir im Ort, in dem, was wir heute "Goldenes Dreieck" nennen, dem Kunst- und Kommerzzentrum aus Hemberg-, Findorff- und Bergstraße.

Otto Modersohn wohnte in der heutigen Hembergstraße (jetzt Haus Uphoff). Sein "Garten mit Glaskugel und Elsbeth" (1903) zeigt einen liebevoll gepflegten Blumengarten im Stil der Jahrhundertwende, mit üppiger Pflanzung, einer Glaskugel, wie sie, besonders in blau, in vielen norddeutschen Gärten damals üblich war, und einer Putte in einer Laube.

Paula Modersohn-Becker, die Stiefmutter Elsbeths, schreibt im Jahr davor, 1902, an ihre Tante (Briefe und Tagebuchblätter, S. 170):

"Liebe Tante Marie, wir sind in der Zeit des Laubenbauens. Otto und Henry zusammen haben schon drei wunderhübsche zusammengeschlagen, die eine steht unter einem Holunderbusch, die zweite unter Birken, die dritte wird eine Kürbislaupe. Und nun haben wir noch zwei davor. Du kannst Dir denken, wie urgemütlich und komisch unser Puppengärtchen dadurch wirkt. In die Mitte kommt dann noch eine silberne Glaskugel als leuchtender Edelstein. Dabei sind wir alle sehr glücklich. Elsbeth nicht zum mindesten, über alle die schönen Plätze. Ich pflanze Rosen und Bauernblumen in Hülle und Fülle, wickele die Invaliden in Tücher und Lappen ein und begieße sie beim Trockenwerden, jäte Unkraut und habe schwarze Hände..."

Und einige Wochen vorher (a.a.O., S. 172):

"Es tropft und tropft und tropft vor meinem Fenster, und gibt ein wäßriges schwingendes Getön. Und draußen auf der Apfelwiese vor meinem Fenster (auf dem Brünjeshof? I.M.H.) ist der Schnee nur noch gebreitet wie weiße Laken, und die Seele fühlt, er wird schwinden."

Tagebuchblatt, April 1903 (a.a.O., S. 200):

"Nach der Pariser Reise.

Heimkehr nach Worpswede. Ich komme unseren Leuten hier wieder nahe, empfinde ihre biblische Einfachheit... Gestern saß ich eine Stunde lang bei der alten Frau Schmidt am Hürdenberg (Hörenberg, I.M.H.). Diese sinnliche Anschauung, mit der sie mir den Tod ihrer fünf Kinder und dreier Winterschweine erzählte. Dann zeigte sie mir den großen Kirschbaum, den ihre Tochter gepflanzt hatte, die im achten Jahr gestorben war.

´So as dat Sprekwort seggt

Wenn de Bom is hoch,

is de Planter dot´".

Heinrich Vogeler hatte für sich und für Hans am Ende in Ostendorf zwei Villen entworfen, schräg gegenüber vom Brünjeshof, wo Paula Becker ihr Atelier hatte und den Carl Emil Uphoff später kaufte. Ein vor 87 Jahren, 1902, entstandenes Foto macht die Verwandlung Ostendorfs von einem typischen Moordorf zum

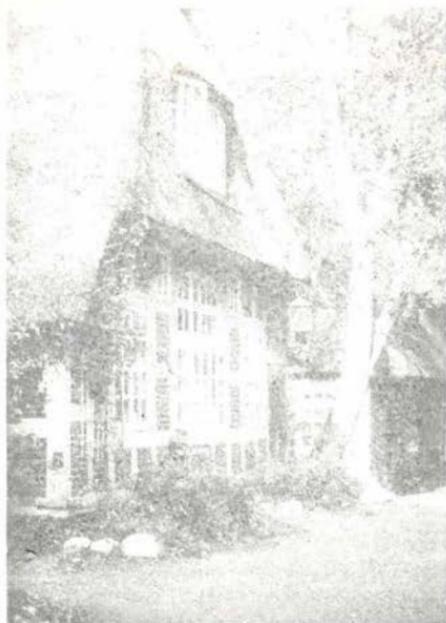
Auf dem Weyerberg bei dem Dorf Worpswede gibt es eine Stelle, an der man zwischen Buschwerk und kletterndem Jelängerjeliieber eine wohl mannshoch werdende fremdländische Pflanze antrifft. Seit mehr als einem Menschenalter treibt sie dort Sommer für Sommer ihre mächtigen Sprosse aus dem sandigen Boden, und als ich ein kleiner Junge war, suchte ich aus ihren hohlen Stengelgliedern Fernrohre zu verfertigen, – Fernrohre, die zwar keine Gläser besaßen, die man aber doch auseinanderziehen und zusammenschieben konnte, wie das große Seemannsfernrohr, durch das mein Vater von dieser Stätte aus bisweilen in die weite Moor- und Wiesen- niederung mit all ihren Herrlichkeiten hinausblickte. Das seltsame Ge- wächs mit den dicken hohlen Stengeln bezeichnete mein Vater als ost in- dischen Buchweizen, denn mit unserem Buchweizen ist er verwandt, aber der Platz, an dem es noch gegenwärtig gedeiht, sah in jener glücklichen Zeit, als unser Jahrhundert noch unschuldsvoll in den Windeln lag und ich selber der Klapphose noch nicht entwachsen war, anders aus als heute. Damals stand dort auf der Bergeshöhe meines Vaters Atelier. Mein Vater war Maler. Das Atelier war ein sehr anspruchsloses kleines Gebäude mit einem flachen Pappdach, einem angebauten Kohlenschuppen und einer an die Rückwand gelehnten Laube, um die der ostindische Buchweizen wuchs und eben jenes Jelängerjeliieber rankte, das heute nur eine Trüm- merstätte übergrünt, an der man seit dem Abbruch des lieben kleinen Häuschens hier und da noch einen Mauerstein oder Kalkbrocken aus dem Sand zutage fördern kann.

Fritz Th. Overbeck; Kattenhorns Pferd. Fabeleien um das alte Worpswede. Bremen 1974, S. 18/19.

Etwas vom Häuserbauen.

Ich meine eigentlich, oder selbstverständlich etwas für Otto Modersohn und mich und unsere Kinder. Die Treppen sollen recht durcheinander ge- hen, auf und ab, möglichst auf verschiedenen Höhen der Zimmer liegend, dadurch entstehen auch Alkoven und komische Ecken. Die Fenster sollen teilweise bis auf den Boden gehen im oberen Stock. Im unteren geht ein Gartenzimmer mit Flügeltüren nach draußen. Einige Fenster mit niedrigen Fensterbrettern, breit, um drauf zu sitzen...

Paula Modersohn-Becker; nach Busch/von Reinken 1979, in: H. Albrecht, Worpswede, Künstler verändern ein Dorf. Dipl. Arb. Hannover 1988, S. 66



Haus im Schluh (Martha Vogeler)



Bahnhofstr., Entwurf von H. Vogeler



Barkenhoff heute



Vorort Worpswedes deutlich: noch sind die riesigen Villen von Äckern umgeben. Wie hat Rilke 1902, im gleichen Jahr, geschrieben?

"Und was wollen die Maler unter diesen Menschen? Darauf ist zu sagen, daß sie nicht unter ihnen leben, sondern ihnen gleichsam gegenüberstehen..." (s.o.)

Das gleiche gilt für **Fritz Mackensen** und das von seinem Bruder entworfene prächtige Haus auf der entgegengesetzten Seite des Weyerberges, auf dem Sonnenberg, mit Blick in die Hammeniederung, während Hans am Ende und Vogeler in die Wörpeniederung hinabsahen. Es ist nicht so, daß die ersten Maler in Worpswede Hungerleider waren, sondern zumindest damals waren sie wohlhabend und konnten und wollten sich durchaus in Pose setzen: Worpswede war so etwas wie ein Villenvorort Bremens geworden, wie Oberneuland oder St. Magnus; die Stimmung dieser Dauerwohnsitze oder – wie in Bremen – Sommersitze wie Lesmona ist ja in ihrer großbürgerlichen, aber durchaus "gebildeten" Variante in den letzten Jahren bekannt geworden: bittersüß – Sommer in Lesmona. Gustav Pauli, die Lösung des "Problems" in Lesmona, spielte auch für die Worpsweder eine Rolle, allerdings als Kunsthistoriker und Förderer.

Hier in Worpswede wird zu Anfang des Jahrhunderts – mit Ausnahme der wohl von Anfang an problematischen Ehe **Clara Westhoffs** mit **Rainer Maria Rilke** – die heile Welt inszeniert, noch heute sichtbar für uns: die Terrasse des Barkenhoffs, durchstilisiert bis ins letzte Detail, einschließlich der Roben für die Dame des Hauses.

Der Barkenhoff – Garten **Heinrich Vogelers**: ein Kunstwerk – kein Bauerngarten kein Bürgergarten – ein Künstlergarten nach Gutsherrenart (ähnlich wie Monets Garten in Giverny), mit dem Unterschied, daß Vogeler nicht machen ließ, sondern selber machte.

"Die Kunst, in einer Blume, in einem Baumzweig, einer Birke oder einem Mädchen, das sich sehnt, den ganzen Frühling zu geben, alle Fülle und den Überfluß der Tage und Nächte, diese Kunst hat keiner so wie Heinrich Vogeler gekonnt..."

Es ist nicht das weite Land, bei dem er den Lenz gelernt hat; es ist ein enger Garten, von dem er alles weiß, sein Garten, seine stille, blühende und wachsende Wirklichkeit, in der alles von seiner Hand gesetzt und gelenkt ist und nichts geschieht, was seiner entbehren könnte. Die kleinste Blume, die da entstand, hat er zur Taufe gehalten und jeder Rose hat er die Mauer hinaufgeholfen zu dem Platze, wo sie lächeln und leben wollte. Die Bäume, die draußen in der Heide, sind ihm fremd wie die Menschen, die draußen wohnen...

Er ist der Gärtner dieses Gartens, wie man der Freund einer Frau ist: Leise geht er auf seine Wünsche ein, die er selbst erweckt hat, und sie tragen ihn weiter, indem er sie erfüllt...

An diesem Garten, an den sich immer steigenden Anforderungen seiner verzweigteren Bäume, ist Heinrich Vogelers Kunst gewachsen..."

So sieht Rilke 1902 (a.a.O., S. 112) den Gärtner Vogeler. Dieser ist aber auch – und das zeitweise hauptberuflich – Architekt, der z.B. das Haus Bartsch (jetzt Töpferei Bockstaller) und für den Kaufmann Garmann zusammen mit dem Archi-



Bahnhof Worpswede (H.Vogeler)



Terassierung eines Südhanges (Sand)
durch Flechtwerk.
Anlage für Tomaten und Gurken.

ABBEISSSCHULE BARKENHOFF.

H.V.

Federzeichnung von H. Vogeler

tekten Schulze 1905 ein Wohn und Geschäftshaus baut, das später Postgebäude wurde (jetzt Seniorenheim). Schon früh, 1903, ist Vogeler Mitbegründer des Verschönerungsvereins Worpswede (1905–1914 Mitglied der Baukommission), 1904 Mitbegründer des Vereins für Niedersächsisches Volkstum, 1907 Mitbegründer des Deutschen Werkbunds; 1908 wird er Mitglied der Dt. Gartenstadtgesellschaft, für die er nach einer gemeinsamen England–Studienreise deren Ergebnisse ("Aus englischen Gartenstädten" 1910) illustriert. Er versucht die Ideen umzusetzen, was ihm – zumindest bei den Gärten (fast reine Nutzgärten) – allerdings nur in Ansätzen gelingt, verglichen mit seinem eigenen Garten.

Seine Entwürfe für die Bahnhöfe der Bremervörde–Osterholzer Eisenbahn sind vielen bekannt, seitdem der Worpsweder Bahnhof renoviert wurde; daß er dazu auch den Garten entwarf, dürfte weniger bekannt sein:

"Die kleine gärtnerische Anlage an der östlichen Seite des Bahnhofs, deren Kosten der hiesige Verschönerungsverein übernommen hat, und zu der die Hofbesitzer weitere Beihilfen leisten, wird voraussichtlich erst im Frühjahr gemacht werden.

Hochachtungsvoll, Franz Vogeler, 8.12.1910"

(ein Bruder Heinrich Vogelers, I.M.H.).

Das Honorar betrug 40 Mark (Schütze/Elze 1980, S. 198).

Gemeinsam mit dem ebenfalls in Worpswede ansässigen und zeitweise bei ihm beschäftigten Architekten **Alfred Schulze** entstanden im Sommer 1911 die Entwürfe für ein schloßartiges Gebäude. Es sollte nach den Wünschen des Auftraggebers, Otto Junghans aus Geisenheim/Rhein, auf der Kaltenbrunnentalp in der Gemeinde Schattenhalb/Meiringen – Schweiz errichtet werden. Noch ein anderes Büro wurde parallel dazu beauftragt; der Bau wurde nie ausgeführt.

Aus dem Erläuterungsbericht zum Schloß (Schütze, 1980, S. 185):

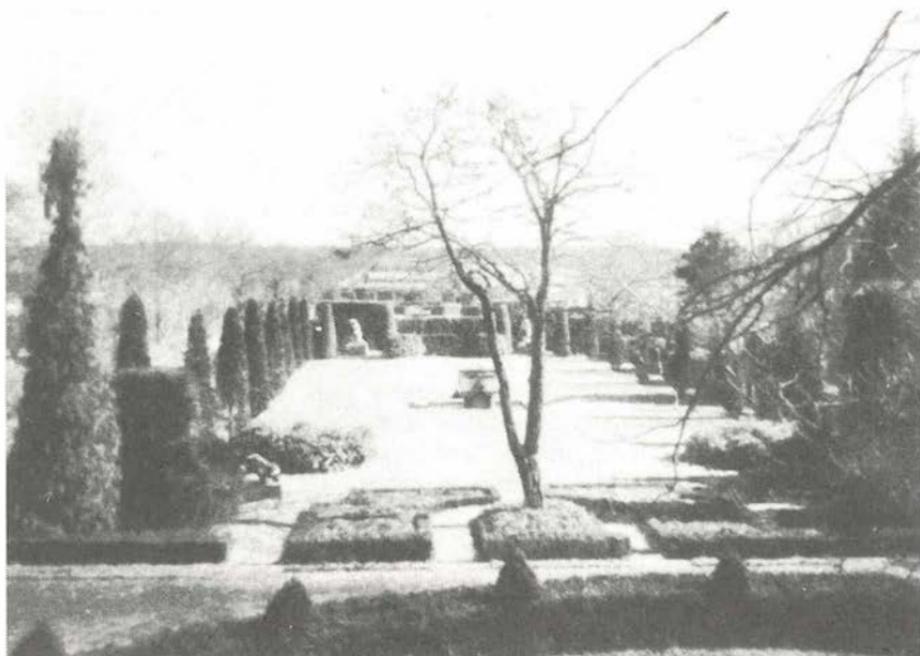
"Durch eine Biegung des Weges, der bisher durch dunklen Tannenwald geführt hat, tritt man aus demselben heraus und sieht über eine von einem Bache durchrieselte Felswiese das schloßartige Gebäude vor sich erheben. Vor dem Hauptgebäude liegt ein kleines Pfortnerhaus, an welches sich eine das Schloß umfassende nach der Aussicht als Terrasse ausgebildete Mauer anschließt. Eine Steinbrücke führt über den von dem Bach vor dem Hausplatz gebildeten Weiher und man gelangt durch die Einfahrt des von zwei Rundtürmen flankierten Pfortnerhauses in den Schloßhof. Der runde Rasenplatz vor dem Haupteingang ist durch einen Brunnen geschmückt. Der Eingangsseite gegenüber schließt den Schloßplatz ein Abhang mit einem wild in Wasserfällen herabstürzenden Bach ein."

Das ist ein Beispiel für ein reine Auftragsarbeit, wie sie auch heute noch ähnlich gelöst würde.

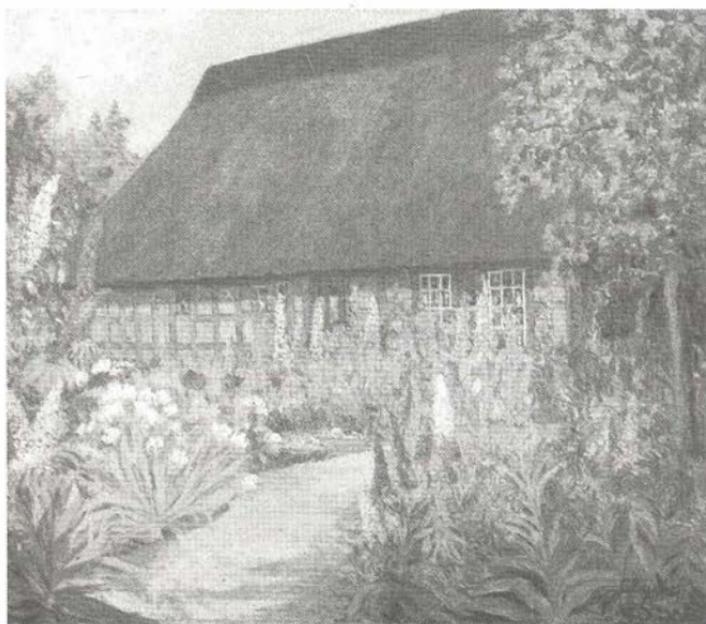
Aber zurück zum Barkenhoff.

Die Schriftstellerin und spätere Spartakistin **Tami Oelfken**, die 1908 nach Worpswede kam und auf dem Barkenhoff häufiger Gast war, schreibt in ihren Erinnerungen:

"Eine solche Allee von alten Kastanien führt auf den 'Barkenhoff' in Worpswede. Wenn du von Wörpedorf heraufkommst, trittst du zwischen zwei Sandsteinpfeilern, die geschwungene Vasen tragen, durch das eiserne Tor. Wie oft sind wir



Brunnenhof–Garten (Bernhard Höttger)



C.E.Uphoff, 1927
Brünjeshof mit
Blumenbeet

damals in hellen Mondnächten dahingeschritten. Die beiden weißen Gäule gras-ten neben dem Sandsteinbecken, aus dem Moor stieg der Nebel heraus, junge Vögel piepsten im Traum. Die Welt lag noch im Frieden. Heinrich Vogeler hat mir eine Kastanienblüte gezeichnet; zarte Striche auf einem Stück hellblauen Briefpapiers. Durch Jahre habe ich sie mit mir getragen. Sie lag in meiner Schreibmappe und erinnerte mich in Jahren des Sturmes an die Zeit...als wir am Kamin in der Halle des Barkenhoffes saßen und glaubten, die Welt könnte von uns neu belebt werden" (Worpsweder Anzeiger 2/82).

Auch der Brünjeshof, den **Carl Emil Uphoff** mit seiner Bremer Frau seit 1913 nach und nach umbaute, wurde ein Treffpunkt zum Musizieren und Diskutieren. So ambivalent, so wechselnd Uphoff in seinen politischen Äußerungen war, sein Garten machte die Brüche nicht mit, blieb sein bäuerlich-expressionistisches Kunstwerk.

Der Brünjeshof ist der typische langgestreckte Hof der Moorhufensiedlungen. Uphoff gestaltete ihn mit sparsamen Mitteln – er kam nicht aus wohlhabender Familie, den Hof hatte seine Schwiegermutter gekauft – und intensivem Arbeits-einsatz auch seitens der Familie. Seine Tochter Luise Boehnke formuliert das so: "Leute, die in die Hände spucken, versuchen wenigstens eine gewisse Ordnung" (mdl. 1989). Der Brünjeshof ist das Beispiel für das, was wir GärtnerInnen einen "erfreulichen Nutzgarten" nennen, angelegt mit Liebe, Fleiß, Ausdauer und Sach-verstand. Daß er heute noch so existiert, hat sicher auch etwas mit Beharren zu tun, aber vor allem damit, daß er durch die Jahrzehnte hindurch die Familie er-nährt und erfreut hat. Selbstversorgung in Notzeiten war ohne Eingriff ins Gerüst des Gartens möglich.

Bernhard Hoetger, durch Paula Modersohn-Becker in Paris auf Worpswede auf-merksam geworden, erwarb 1914 den Nachbarhof und baute ihn zum "Brunnen-hof" um (heute Diedrichshof). 1923 brannte er ab. Hoetger ging mit seinem Land anders um als Uphoff. Im Garten des Brunnenhofs läßt sich die bizarre spätere Baukunst Hoetgers ahnen ("Kaffee Verrückt").

Nach dem ersten Weltkrieg

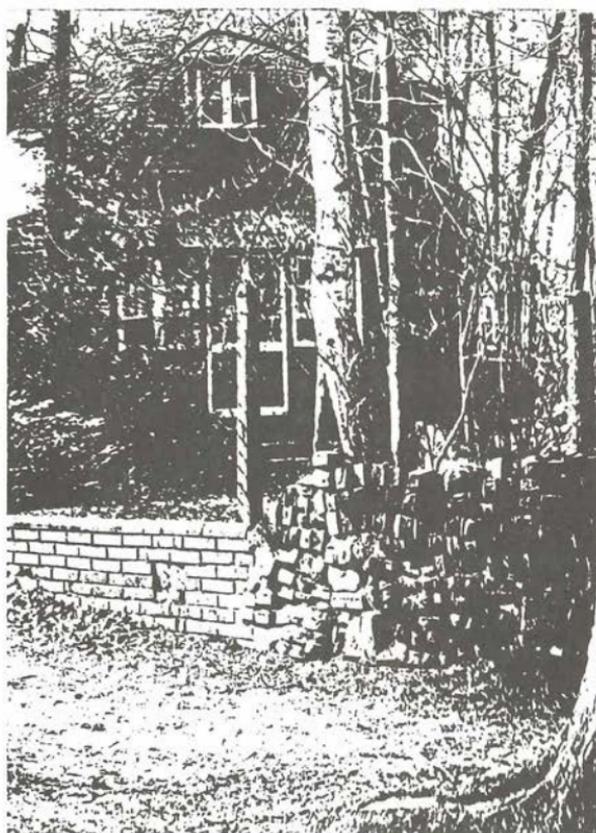
wurde offensichtlich, was so lange unter der Worpsweger Oberfläche gebrodelt hatte: durch die Erschütterungen und das Elend des Krieges bekam das eine po-litische Richtung, was vorher reformerisches und humanitäres Gedankengut war. Worpswede wurde für ein paar Jahre der wohl wichtigste Experimentierort für das "Leben vom Land":

- **Heinrich Vogeler** auf dem Barkenhoff mit seiner Arbeitsschule
- **Leberecht Migge** auf dem Sonnenhof mit seiner Siedlerschule
- **Max Karl Schwarz** auf dem Birkenhof mit seinem biologisch-dynamischen Gartenbau

Der Barkenhoff ist "alt" geworden, die Spaliere sind durchgewachsen. Mit seiner Arbeitsschule Barkenhoff versucht Vogeler, mit Hilfe besonders **Walter Hundts**, der in Worpswede eine Landwirtschaftslehre gemacht hatte, den Barkenhoff auf Selbstversorgung umzustellen, um die Mitglieder der Kommune – Erwachsene und unterernährte Kinder aus den Großstädten – ernähren zu können. Das gelingt



Die
»Käseglocke«
wird Sie in
Worpswede
sicher inter-
essieren!
Gehen Sie
die Linden-
allee hinauf
- in den
5. Waldein-
gang hinein
- - -
da steht sie!



nur in Ansätzen, obwohl Walter Hundt durchaus professionell das Landwirtschaftliche/ Gärtnerische angeht und Vogeler voll guten Willens und selber von größter Bedürfnislosigkeit ist.

Es war wie heute in vielen Arbeits- und Wohnkollektiven auch: je nach Weltanschauung muß ein bestimmtes Ritual verbindlich sein, dem sich alle fügen, sonst funktioniert so etwas mit solch vielen Menschen nicht. Auch brachen sehr schnell ideologische/politische Konflikte auf.

Leberecht Migge

Durch Heinrich Vogeler kam **Leberecht Migge** nach Worpswede. Migge, 1881 in Danzig als Sohn eines Gewürzgroßhändlers geboren, also der gleichen Gesellschaftsschicht wie Vogeler angehörend, begann in Hamburg mit 16 Jahren eine Gärtnerausbildung mit Fachschule, wurde dann Mitarbeiter und künstlerischer Leiter der Gartenbaufirma Jacob Ochs in Hamburg. 1913 gründete er ein eigenes Büro in Blankenese, es erschien sein erstes wichtiges Buch: "Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts", dem 1919 "Jedermann Selbstversorger" folgte mit präzisen Anleitungen, von den Produkten des Gartens einschließlich Kleintierhaltung zu (über)leben. Schon sehr früh war ihm bewußt, daß der Begriff "Volk ohne Raum" ein Vorwand war in der Diskussion um Bodenbesitz:

"Wenn, wie unsere Politiker fast einstimmig behaupten, wahre staatsbürgerliche Gesinnung nur auf dem Boden wächst, so können Städter zum dauerhaften Staatsbürgertum logisch nur auf ihrem Stadtboden erzogen werden." (L.Migge, "Siedlungswirtschaft 1/1925, S.3)

1920 verkaufte er sein Haus in Blankenese und erwarb in Worpswede ein Grundstück mit Haus an der Lindenallee, das er Sonnenhof nannte, um seine Thesen praktisch auszuprobieren:

"Jede Familie soll auf ihrem Grund und Boden ihre gesamte Grünsahrung und auch Tierprodukte selber erzeugen." (L.Migge, in: "Jedermann Selbstversorger, 1919, S.,8)

Konkret sah das so aus, daß z.B. jährlich 100 Gläser Bohnen eingekocht wurden (was ich von zu Haus auch kenne; ich bin 4 km vom Sonnenhof entfernt aufgewachsen). Auch hier wurde, wie beim Brünjeshof, die Familie voll mit eingepflanzt. Aber natürlich war auch Personal da.

"Der Gärtnerhof darf in dieser bedeutsamen Entwicklungsperiode des "Grünen Europa" nicht abseits stehen. Aber der Weg hierzu geht über Arbeit". (L.Migge, in: "Siedlungswirtschaft "4/1928, S.32)

Heinrich Vogeler erinnert sich an Leberecht Migge ("Werden", 1989, S. 230):

"Mit Migge war ich in Hamburg bei meinen Vorträgen zusammengetroffen. Er ging sehr fanatisch in den Diskussionen vor. (...) Die chinesische Wirtschaftsmethode war sein Steckenpferd, die intensive Ausnutzung jeder Bodenfläche an Hand einer Düngerwirtschaft, die auf der Auswertung aller Abfälle und ihrer sachlichen Kompostierung beruhte; Ausnutzung des Wassers, des Sonnenlichtes. Wert der Hackarbeit."

Die Bremer Behörde, die damals die politischen Vorgänge in Worpswede überwachte, sprach 1920 Vogeler einen gewissen Idealismus zu, Bernhard Hoetger und Leberecht Migge galten als "reine Geschäftskommunisten, die ihren Anhang mit allen Mitteln ausbeuten" (Erlay 1979, S. 184).

Migge hatte 1920 die Siedlerschule Worpsswede gegründet. 1923–29 gab er eine eigene Zeitschrift "Die Siedlungswirtschaft" heraus, um Information und Innovation zu sichern, aber auch, um die Verbreitung der Patente des Sonnenhofs zu fördern: Worpssweder Dungsilo, Torfstreukloset Metroclo, Worpssweder Sonnenlaube, Worpssweder Siedlerfenster ...

1924 erfolgte die Einrichtung eines Zeichenbüros auf dem Sonnenhof, 1926 die Einrichtung eines Büros in Berlin. Es waren intensive Kontakte zu den Architekten der Wohnungsreformbewegung vorhanden, u.a. zu Poelzig, Wagner, Taut, Haesler, May, Elsässer.

Migge war krank. Er starb 1935, nachdem er noch einen heftigen Streit mit dem Landwirtschaftsminister über den Begriff "Blut und Boden" entfacht hatte. Heute ist nicht mehr viel vom Sonnenhof übrig: ein Rest der Sonnenmauer gegenüber (der expressionistischen Mauer) der "Käseglocke", die etwas später entstanden ist, und das sog. "Kinderhaus".

Max Karl Schwarz war zu Leberecht Migge nach Worpsswede gekommen. Doch bald gab es auch da heftige Dispute: Schwarz vertrat konsequent den biologisch-dynamischen Gartenbau, wie später auch Walter Hundt, der "sich anfangs viele Erfahrungen des Gartenarchitekten Leberecht Migge zu eigen" machte (H. Vogeler 1989, S. 291), d.h. dessen biologisch-organische ("chinesische") Wirtschaftsweise.

Was wir "Einheimischen" mit Max Karl Schwarz verbinden, ist seine ausgefeilte Kompostwirtschaft, wie sie später Alwin Seifert in Süddeutschland ähnlich beschrieb. Viele Worpssweder erinnern sich sicher noch an die großen Kompostmieten hinter der Mauer am Schmidtberg. Auch das Ansetzen von Jauchen, das Rühren von Präparaten, wie es auch heute wieder oft geschieht, war ein wichtiger Teil des Arbeitsablaufes.

Heute zu sehen auf dem **Birkenhof** ist noch das ehemalige Wohnhaus von Carl Weidemeyer, das spätere Bürogebäude von Max Karl Schwarz, und das von Walter Müller gebaute Wohnhaus, das allerdings verändert wurde.

Geblieben ist, nach Auskunft seines Betriebsnachfolgers U.R. Gerdes, als einzige Vorkriegsanlage in Worpsswede der Klattenhof von 1936. In Ostendorf gibt es noch einen gut erhaltenen Garten aus den fünfziger Jahren.

Veröffentlichungen – wie der "Gärtnerhof", die nach dem Krieg erschienen sind – dienten der Anleitung zur Selbstversorgung auf biologisch-dynamischer Grundlage (mit Abwandlungen), waren aber keine Intensivkonzepte wie die Leberecht Migges, sondern mehr das, was wir heute Nebenerwerbssiedlung nennen. Zur Zeit sieht es so aus, als ob die Konzepte von Max Karl Schwarz sehr stark wieder von den Rudolf-Steiner-Anhängern aufgenommen werden, deren Ansprechpartner/ Berater für biologisch-dynamischen Gartenbau in Norddeutschland er lange Jahre war. Max K. Schwarz war im Nationalsozialismus als "Landschaftsanwalt" beim Bau der Reichsautobahnen beschäftigt.

Leberecht Migge, so modern er uns erscheinen mag, ist trotzdem mehr durch seine Planungstätigkeit als durch seinen Gartenbau bekannt. Sein "Grüngürtel der Stadt Kiel" (1922), in dem er zusammen mit dem Kieler Stadtbaurat Hahn ein Recycling-Konzept für die gesamte Stadt entwarf, ist immer noch nicht einmal in

Gartenbau- und Siedlerschule Worpswede, e. V.

Leiter: staatl. dipl. Gartenbauinspektor M. K. Schwarz

Halbjahrs-Lehrgänge

zur Ausbildung in der biologisch-dynamischen Wirtschaftsweise

Lage der Schule

Die Gartenbau- und Siedlerschule gehört mit ihrem Gelände zu den beiden Gemeinden Ostendorf und Worpswede (25 km nordöstlich Bremen).

Worpswede ist von Bremen zu erreichen durch die Reichsbahn bis Osterholz-Scharmbeck, ab dort mit der Kleinbahn weiter nach Worpswede; dann aber auch durch die Kleinbahn Bremen-Tarmstedt, ab Parkbahnhof-Bremen bis Worphausen, von da ab mit dem Omnibus nach Worpswede.

Worpswede ist bekannt als Künstlerkolonie. Es liegt am Fuße des Weyerberges inmitten des Teufelsmoores. Die Gegend ist landschaftlich von eigentümlicher, abwechslungsreicher Schönheit und voll von Sonderheiten einer dieser Landschaft entsprechenden Tier- und Pflanzenwelt.

Aufgabe der Schule

Die Schule bildet in jährlich zwei Lehrgängen gelernte Bauern, Gärtner, Landwirte und Siedler in den Grundlagen der biologisch-dynamischen Wirtschaftsweise aus.

Prospekt 1933



NEUZEITLICHE GÄRTEN UND PARKS

entwirft, berätet und leitet
deren Ausführungen

MAX K. SCHWARZ
BIRKENHOF

Mitarbeiter: Hermann Krüger, Edmund Schubert
Gartenarchitekten

WORPSWEDE — Fernruf 42

Ansätzen praktiziert. Migge hatte keine Glaubensgemeinschaft, die ihn trug, genau wie Heinrich Vogeler.

Was ist in Worpsswede, in Ostendorf geblieben? Ständig erhalten worden ist nur der Brünjeshof und ein Teil des Baumbestandes auf dem Barkenhoff. Hier spielen zwar wieder Kinder, aber es ist (aus welchen Gründen auch immer) zur Zeit nicht möglich, für diese Kinder, z.B. auf den alten Terrassen, Tomaten und Salat anzubauen, auch wenn die Eltern/ die Stipendiaten es wünschen. Heinrich Vogeler liebte die Kinder immer. Zur Restaurierung gehört nicht primär der Schmuck, die historische/ historisierende Dekoration, sondern die zeitgerechte Nutzung. Das Heute muß gut vorgedacht und behutsam vorbereitet werden: was nützt ein Wirtschaftshof, wenn keiner darin wirtschaften darf?

Der Barkenhoff lebte vor dem ersten Weltkrieg mit dem "Selbermachen", nach dem Krieg von der partiellen "Selbstversorgung". Er war eben kein Schloß. Heute gibt es kein "Selber", sondern das Gegenteil – "ABM", was natürlich nicht tragfähig ist, weil – trotz aller Liebe zum Beruf und zum Barkenhoff – die Betreuung nicht kontinuierlich bleibt.

Wenn

Wenn ein Wort allen Gärtnern, die ich vorgestellt habe, gemeinsam war, so ist es das Wort **ARBEIT**. Der Garten ist kein Abfallprodukt, er ist auch nicht museumsfähig, nicht zu konservieren – es sei denn, die Nutzer wollen das. Es sei denn, sie arbeiten daran, selber.

Wie z.B. im Haus im Schluf, in dem Martha Vogeler nach ihrem Auszug aus dem Barkenhoff ein erfülltes schöpferisches Leben führte. Ich habe es als Kind nie begreifen können, daß diese feine tüchtige Frau die dekorative Prinzessin vom Barkenhoff war, die Vogeler so umworben und aufs Podest gestellt hatte.

Die Spuren verwischen sich, die Häuser bleiben – mit leichten Änderungen. Aber die Gärten ändern sich mit den Nutzern, so, wie Vogeler und Migge das selbst praktiziert haben.

Hoetgers zweites Wohnhaus auf dem Weyerberg (meiner Generation bekannt als "Osthaus–Villa") ist jetzt eine Tagungsstätte. Im Dorf wird erzählt, daß Hoetger für diesen Garten die ganze Baumschule Hellemann in Moorende aufgekauft hatte, die Pflanzen aber auf dem trockenen, mageren Sand des Weyerbergs eingingen oder kümmern: unten im Moor war Torf und Wasser reichlich gewesen. Hoetger war eben kein Gärtner. Der Eigentümer der Tagungsstätte räumte die Gehölze ab.

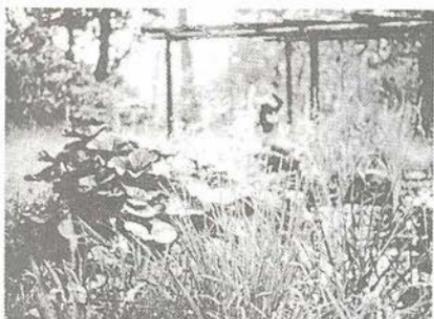
Nach dem zweiten Weltkrieg wurden die Villen kleiner. In Südweede sieht das Haus Kleemann immer noch so aus, wie es mein späterer Chef Bernd E. Kuhlwein als Gartenarchitekt zusammen mit dem Bremer Architekten Gildemeister in der zweiten Hälfte der 50er Jahre entwarf. Allein den Rasen dieses Gartens zu mähen, erfordert wöchentlich 6 Stunden Arbeit und war bisher immer Auflage bei der Vermietung des Hauses. Die Beete haben den sogenannten "Kuhlweinschen Schwung", der mit dem Wasserschlauch geworfen wurde.

Die Repräsentation ist hier noch gewollt; bei den Gärten von Alwin Uphoff, einem leider viel zu früh verstorbenen Sohn C. E. Uphoffs, ist das nicht mehr erwünscht. Es sind Feierabendgärten für Berufstätige, die etwas vorwegnehmen von dem, was wir heute "Naturgärten" nennen (Garten Haar u.a.). Ein Uphoff–Garten in Tüschendorf zeigt etwas von der üppigen Blumenpflanzung des Brünjeshofes, bei



Ehemals: Haus Kleemann
(Gartenarchitekt Bernd E. Kuhlwein)

Zwei Anlagen von Alwin Uphoff in Worpswede





Garten Kreikenbaum (Landschaftsarchitekt H. Kreikenbaum)



Neues Rathaus
(Landschaftsarch.
H.Kreikenbaum)

dem die anstehende Garten-Denkmal-Diskussion sicher arbeitstechnische und finanzielle Probleme aufwirft – wie beim Barkenhoff. Die Staudengärtnerei in der Marcusheide, die Ute Uphoff und ihr Sohn Philipp jetzt führen, ist so üppig wie der Garten am Ortsausgang nach Osterholz, den Worpsweder Bürger mit Liebe anlegten und pflegen. Im Sommer blüht es sehr reich in der Gärtnerei Gerdes, die bekannt ist für ihre Sommerblumensträube.

Der "Garten mit Glaskugel und Elsbeth" gehört heute der Familie Uphoff, ein paar Schritte weiter steht das Haus Kreikenbaum, der als gelernter Gärtner und Planer zusammen mit seiner Frau einen kleinen Gartenhof von fast Miggesehen Dimensionen (incl. Recycling) intensiv nutzt. Von ihm ist auch der Entwurf der Außenanlagen des neuen Rathauses.

Gärten sind immer ein Ausdruck des Zuhause-seins und des Wohlbehagens. Nur dort, wo Gärten gewollt sind, werden sie auch genutzt und gepflegt.

Literatur

Albrecht, Heike :Worpswede. Künstler verändern ein Dorf. Untersuchungen zur baulichen Entwicklung Worpswedes zwischen 1889 und 1929. Dipl. Arb. Univ. Hannover, v.f. Mskr. 1988

Barkenhoff-Stiftung (Hrsg.): Leberecht Migge. Der Sonnenhof in Worpswede als Siedlungsmodell. Worpsweder Verlag 1982

Berck, Marga: Sommer in Lesmona, Reinbek b. Hamburg 1964

M.B. :Der Brunnenhof Bernhard Hoetgers. 1923 abgebrannt – heute fast vergessen. in: Worpsweder Anzeiger 19.10.1979

Deutsche Gartenstadtgesellschaft (Hrsg.): Aus englischen Gartenstädten. Beobachtungen und Ergebnisse einer sozialen Studienreihe. Berlin 1910

Erlay, David: Worpswede – Bremen – Moskau. Der Weg des Heinrich Vogeler. Bremen 1972

Erlay, David: Heinrich Vogeler und sein Barkenhoff. Künstler, Kinder, Kommunen. Fischerhude 1979

Erlay, David: Vogeler. Ein Maler und seine Zeit. Fischerhude 1981

Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung GhK: Leberecht Migge 1881 – 1935. Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Worpsweder Verlag 1981

Gröning, G. und J. Wolschke-Buhlmann : Die Liebe zur Landschaft Teil III: Der Drang nach Osten. München 1987

Hosenfeld-Krummacher, Gertrud: Damals in Worpswede... Jugenderinnerungen., Fischerhude 1987

Hubenthal, Heidrun: Der wohnungsnahe Freiraum in den Siedlungen Leberecht Migges –Beispiel der Frankfurter Siedlungen Römerstadt und Praunheim. Dipl. – Arb. GhK, FB 13, v.f. Mskr. Kassel 1980

Hülbusch, Inge Meta: "Jedermann Selbstversorger" – das koloniale Grün Leberecht Migges. in: Burckhardt, L. (Hrsg.) Der Werkbund in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Form ohne Ornament. Stuttgart 1978. S. 66–71.

Hundt, Walter: Bei Heinrich Vogeler in Worpswede. Erinnerungen. Worpsweder Verlag 1981

Kohl, J.G. Nordwestdeutsche Skizzen. Fahrten zu Wasser und zu Lande in den Gegenden der Weser, Elbe und Ems. Bremen 1864.

- Krosigk, K. von und L. Jägersküpper:** Restaurierung Barkenhoff Worpswede. Bestandgutachten zur Restaurierung des Barkenhoffs in Worpswede, vvf. Mskr. Inst. f. Grünplanung u. Gartenarchitektur TU Hannover 1975
- Migge, Leberecht:** Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Jena 1913
- Migge, Leberecht:** Jedermann Selbstversorger. Eine Lösung der Siedlungsfrage durch neuen Gartenbau. Jena 1919
- Migge, Leberecht:** Der Ausbau eines Grüngürtels der Stadt Kiel (mit Dr. Ing. Hahn). Kiel 1922
- Modersohn–Becker, Paula:** Briefe und Tagebuchblätter. München 1957
- Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (Hrsg.):** Heinrich Vogeler: Kunstge– werbe, Gebrauchsgegenstände, Dokumente. Katalog. Berlin 1983
- Petzet, Heinrich Wiegand:** Von Worpswede nach Moskau. Heinrich Vogeler. Ein Künstler zwischen den Zeiten. Köln 1977
- Riedel, Karl Velt:** Worpswede in Fotos und Dokumenten. Fischerhude 1988
- Rilke, Rainer Maria:** Worpswede. Monographien einer Landschaft und ihrer Maler. Kleine Bertelsmann Lesering–Bibliothek Bd. 28. o.O. u.J.
- Schütze, Karl Robert:** Heinrich Vogeler. Worpswede. Leben und architektoni– sches Werk. Diss. Berlin 1980
- Schütze, Karl Robert und Peter Elze:** Der Moorexpreß. Worpsweder Verlag 1980
- Schwarz, Max Karl:** Ein Weg zum praktischen Siedeln. Düsseldorf 1933
- Schwarz, Max Karl:** Der Bauerngarten. Die Einteilung, Anlage und Bepflanzung. Frankfurt/Oder und Berlin 1937
- Schwarz, Max Karl und Arvid Gutschow:** Der Gärtnerhof. Ein Siedlungsziel für tüchtige Landleute und Gärtner. H. 1 d. Schriftenr. Neuaufbau vom Boden her (Hrsg. F. Dreidax u. A. Gutschow). Hamburg 1947
- Schwarz, Max Karl:** Der Gärtnerhof im Gefüge der Landschaft, in: Der Gärtner– hof, Schriften d. Ges. Boden und Gesundheit. o.O., o.J.
- Selfert, Alwin:** Gärtnern, ackern ohne Gift, München 1974
- Siedlungswirtschaft. Mitteilungen der Internationalen Siedlerschule Worpswede:** Worpswede 1923–1929
- Tami Oelfken in Worpswede.** Erinnerungen – aufgezeichnet von Malte von Blumröder. in: Worpsweder Anzeiger 1/1982
- Uphoff, Carl Emil:** Bernhard Hoetger. Leipzig o.J.
- Vogeler, Heinrich:** Siedlungswesen und Arbeitsschule. Hannover 1919
- Vogeler, Heinrich:** Werden. Erinnerungen. Mit Lebenszeugnissen aus den Jah– ren 1923–1942. Fischerhude 1989
- Wolf, Paul:** Wohnung und Siedlung. Berlin 1926

Vorüberfahrende Bauern über das Unkraut auf dem Barkenhoff:

**Kiek, kiek de Kommunisten.*

De hebbt ower ne Freud an d e Blomens",

(Vogeler, Erinnerungen, Berlin–Ost, S. 261; nach W. Hundt, Bei H. Vogeler..., Worpsweder Verlag 1981, S. 191/192.)

Sophie Dorothea Gallwitz

aus: Dreißig Jahre Worpswede. Bremen 1922

"Ein nennenswerter innerer oder äußerer Zusammenhang zwischen Hoetger und den Worpsweder Künstlern besteht nicht; der Wille zum Alleinsein, der sich auch noch von Arbeitsphasen unabhängig macht, in denen man zuzeiten weit auf die Märkte des Lebens hinausgestoßen wird, tritt immer beherrschender in ihm hervor. Er baute sich in Worpswede den 'Brunnenhof', eine monumental gesteigerte Wohn- und Werkstätte mit einem Garten, der wie ein Wirklichkeit gewordenes Gedicht der Frühromantiker, mit Kunstwerken und stilisierten Baum- und Heckengebilden wie Verzauberung tief in die Heidewildnis hinein einschneidet; ließ, kaum daß es beendetigt war, das höchst anspruchsvolle Werk weit hinter sich, um fern draußen in Heide und Kiefernforst ein anderes Haus zu bauen, das seinen Kunst- und Lebenswillen unmittelbar ihm verwirklicht. Das neue Haus ist Gestalt gewordener Traum eines Baukünstlers, der sich in Formen ausdrückt, welche herausgewachsen sind aus der Urart von Natur und Mensch in dieser Landschaft." S. 46

"Worpswede, das ist heute wie früher ein wundervoll unmittelbares Stück Natur, mit dem man jederzeit allein sein kann... und dann wieder ist es eine Straße, auf der selbstherrliche Automobile die Kilometer verächtlich hinter sich werfen und plötzlich verwundert stoppen, weil das Ziel, das sie jetzt erreicht haben, gar nicht wie ein Ziel für Automobile aussieht." S. 40/41

"Während die Wogen der Zeit solcher Art hoch gingen ... kristallisierte sich in Heinrich Vogelers alle Leidenschaft zu einer Verwirklichung der Tat, die Besitzlosigkeit heißt. Er legte seinen Barkenhoff leer von allem, was in ihm mit der bürgerlich verwöhnten Lebenshaltung seiner Vorkriegsjahre Zusammenhang gehabt hatte; es blieben nicht viel mehr als die nackten Wände von ihm stehen; umgepflühtes Land für die neuen Arbeits- und Gesellschaftskeime, die hier in Form wachsen und sich ausprägen sollen. Es galt das Problem einer Arbeitsgemeinschaft, die sich aus sich selbst heraus zu erhalten und zu versorgen vermag. In der Durchführung blieb es bis dahin bei einem Anfang, der noch ziemlich entfernt von der Verwirklichung des Planes steht; immerhin aber wird hier ein Stück Zukunftsarbeit geleistet, die, auch wenn die Gegenwart keinen Erfolg bringen wird und kann, ihre geistige Bedeutung behalten wird. Wer heute den Barkenhoff wieder aufsucht, findet nur mehr Schatten des früheren; das wenigste von dem Neuen hat erst Gestalt gewonnen. Aller Reiz, alle frühere Romantik verwaht oder vernichtet. Dafür ist die Nutzbarmachung des Bodens für Gemüsekultur, soweit es das Gelände zuläßt, vorangeschritten und rund um das Haus herum wird gebaut, gezimmert, geschmiedet, getischelt, alle Arbeit getan, die ein solcher Siedlungsbetrieb mit sich bringt. Drinnen gibt es nur das Allernotdürftigste an Nutzmöbeln. Es ist Heinrich Vogelers Idee, daß die neuen Lebensformen, die er anstrebt, erst die für ihre Gebrauchsgegenstände gemäße Form aus sich heraus setzen müssen und damit dem Künstler die zukunftsreich sich in das Weltganze einordnenden Aufgaben zuführen." S. 35/36

Walter Schnepel (1980)

Leberecht Migge im künstlerischen Umfeld Worpsswedens

Während einer Diskussion anlässlich eines seiner Vorträge, die Heinrich Vogeler in den Jahren 1918 bis 1920 in Hamburg hielt, lernten sich H. Vogeler und Leberecht Migge kennen. Vogeler nennt Migge in seinen "Erinnerungen" (1, S. 263) einen "Erzreaktionär", der "glaubte, eine Revolution sei nicht nötig, wenn man den Menschen die Möglichkeit gäbe, sich selber um ihr Haus herum eine eigene Ernährungsbasis aufzubauen". Vogeler veröffentlichte u.a. in dieser Zeit die Broschüren: "Das Neue Leben – Ein Kommunistisches Manifest" (2), "Expressionismus der Liebe – Ein Kommunistisches Manifest" (3), "Proletkult – Kunst und Kultur in der kommunistischen Gesellschaft" (4), "Expressionismus" (5) und "Friede" (6). Gleiche und ähnliche Inhalte hatten auch seine Vorträge. Schon aus den Titeln kann man Vogelers gefühlsbetonte Auffassung eines idealistischen Human-Kommunismus entnehmen. Migges Weltanschauung dagegen war im wahrsten Sinne des Wortes erdgebunden.

Beide waren fast gleichaltrig. Vogeler wurde 1872 und Migge 1881 geboren. Sie hatten beide die Wurzeln ihrer Entwicklung im Jugendstil. Man vergleiche die von Migge geplanten und von Jacob Ochs in Hamburg ausgeführten Gartenanlagen und den von Vogeler um 1900 geschaffenen Garten seines Wohnsitzes, des Barkenhoffs. Deutlicher noch als der Vergleich der Gärten beweist die Gegenüberstellung der von ihnen in der Zeit von 1900 bis 1910 entworfenen Gartenmöbel die Zugehörigkeit zu dem, was kunsthistorisch unter Jugendstil zusammengefaßt wird. Migge und Vogeler müssen schon um 1910 voneinander gewußt haben, denn in der Zeitschrift "Die Kunst – Angewandte Kunst" erscheinen in demselben Jahrgang 1910/1911 Artikel über beide mit Abbildungen stilistisch sehr verwandter Gartenmöbel (7).

Mit Sicherheit kannte und beschäftigte sich die Generation der um 1870 und 1880 geborenen Künstler und Intellektuellen mit den Entwürfen und dem Ideengut von William Morris und John Ruskin. Die englische Kunstzeitschrift "The Studio" war damals auch in Deutschland sehr verbreitet; Vogeler besuchte sogar 1908 in England die Arbeitergartenstadt Port Sunlight. Die Suche nach einer neuen sozialistischen Form des Zusammenlebens unter Einbeziehung ästhetischer und moralischer Forderungen waren das Anliegen von Morris und Ruskin. Besonders Morris glaubte an die Möglichkeit, Arbeit, Schönheit und Leben in Einklang bringen zu können und versuchte dies konsequent mit anderen Künstlern in der Fa. Morris & Co. durchzuführen. In diesem Zusammenhang: Marx und Engels haben ihre späten Lebensjahre in England verbracht und sind sicher nicht ohne Einfluß, wie auch das Werk "Utopia" von Thomas Morus, auf die Künstler um William Morris gewesen.

Ernst Bloch beschreibt in "Herbst, Sumpf, Heide und Sezession" die Rolle der Landschaft für den Jugendstil (8): "Wohl kam der Jugendstil ursprünglich aus Frankreich, auch England, aus beiden Ländern stammen seine sozusagen neu-

gotischen Elemente, aber fortgebildet, angelangt ist er durchaus in einsamer norddeutscher Gegend.*

So ist der Weg Leberecht Migges nach Worpsswede, in das er 1920 zog, wie auch die Rückkehr Heinrich Vogelers nur folgerichtig. Beide hatten die Erfahrung eines Weltkrieges hinter sich und waren auf der Suche nach neuen, wenn auch sehr unterschiedlichen Wegen. Migge etablierte sich auf dem Sonnenhof als direkter Nachbar Vogelers, der auf dem Barkenhoff lebte, auf dem in dieser Zeit der Versuch einer frühen Kommune und Arbeitsschule entstand.

Nach dem 1. Weltkrieg kamen viele Künstler, verschiedenen Alters, die entsprechend der Zeit sehr unterschiedlichen Idealen und Stilrichtungen nachgingen, nach Worpsswede. Einige lebten noch hier aus der Zeit vor dem Kriege, andere blieben nur ein paar Jahre, wieder andere kamen und blieben bis zu ihrem Tod. Sie müssen sich alle, wenn auch oft nur flüchtig, in dem damals noch sehr kleinen Ort begegnet sein. Die folgende Auflistung der Namen (hinter denen in Klammern die Zeit des Aufenthaltes in Worpsswede angegeben ist) ist zweifellos unvollständig, wie auch die Einteilung in die stilistische Gruppierung fragwürdig ist. Sie soll ja auch nur einen Eindruck des künstlerischen Umfeldes der Zeit von 1920 bis 1935 von Migges Aufenthalt in Worpsswede vermitteln.

Von den Malern der ersten Generation lebte außer Mackensen nur noch Heinrich Vogeler in Worpsswede, Otto Modersohn und Clara Rilke–Westhoff zogen vor 1920 nach Fischerhude. Paula Modersohn–Becker, Fritz Overbeck und Hans am Ende lebten nicht mehr. Zu den konservativen Landschaftsmalern gehörten Fritz Mackensen (1889–1953), Karl Krummacher (1899–1955), Emmy Meyer (1899–1940), Walter Bertelsmann (1902–1963), Wilhelm Bartsch (1909–1953) und Udo Peters (1907–1964). In ihren Bildern lebte unbeirrt von politischen Wirren der Naturlyrismus der guten alten Zeit fort.

Durch den Bildhauer und Architekten Bernhard Hoetger (1914–1932) und seine Bautätigkeit in Bremen und Worpsswede und die von ihm beeinflussten Werkstätten der Worpssweder Kunsthütten zogen Kunsthandwerker und Künstler in das Dorf, die dem Expressionismus nahe standen. So die Töpfer Otto Meier (seit 1925), Wilhelm Ohler (1922–1975). Für die Maler Willy Dammasch (seit 1922), Alfred Kollmar (1919–1937), Bram van Velde (1922–1925) und Albert Schiestl–Arding (1919–1937) sowie dessen spätere Schülerin Sophie Bötjer–Mallet (1887 in Worpsswede geboren – 1966) war außer Hoetgers Anregungen auch das wegweisende, damals nur Wenigen bekannte Werk der Paula Modersohn–Becker Anlaß, Worpsswede aufzusuchen.

Ebenfalls dem Expressionismus nahe standen die Arbeiten von Karl Jakob Hirsch (1908 mit Unterbrechungen bis 1932), Karl Arste (1919 – 1942), Hans Saebens (1914–1969), dem späteren Fotografen, Carl Emil Uphoff (1912–1971), Fritz Uphoff (1918–1966) und Tetjus Tügel (1919–1952).

Heinrich Vogeler zog den Maler und Architekten Walter Müller (1919–1975), der später sein Schwiegersohn werden sollte, den Schriftsteller Friedrich Wolf (1919–1921), den Maler und Landwirt Walter Hundt (1919–1924), die Malerin Ilse Stoermer (1906 mit Unterbrechungen bis 1971) und viele andere, diese oft nur für kurze Zeit, an.

Der Schriftsteller Manfred Hausmann (1928–1950) lebte in seinem Haus in der

Nähe von Migges Sonnenhof.

In dem 1923 vor der Künstlerpresse herausgegebenen Buch "Worpswede" (9) und dem 1925 erschienenen Katalog "Kunst und Kunstgewerbe in Worpswede" (10) befinden sich (zum Teil fehlerhafte) Aufstellungen über die damals in Worpswede lebenden Künstler, die hier ohne weitere Bearbeitung einfach übernommen werden.

Migge hatte zweifellos wenig Kontakt zu der ansässigen Künstlerschaft, die Gründe hierfür mögen in seiner Person, wie auch in der Tatsache, daß er sich nur wenig in Worpswede für längere Zeit, dafür oft in Berlin aufhielt, liegen. Auch war seine Arbeit schwer verständlich für die sich mit anderen Problemen beschäftigenden Künstler. Es war den sich mit der "Menschheitsdämmerung" beschäftigenden Künstlern sicher auch zu profan, sich um die landwirtschaftliche Nutzung menschlicher Exkremete zu kümmern. Hinzu kam der Altersunterschied, Migge war 1920 bereits 39 Jahre alt, die meisten Künstler zwischen 20 und 25. Willy Dammasch erzählt, er habe zwar Leberecht Migge gekannt, sei aber nie mit ihm zusammengetroffen, auch hätte man seine "Chinesische Methode" mehr oder weniger belächelt. In den Erinnerungen von Karl Jakob Hirsch (11) wird Migge nicht einmal erwähnt. In den 20er Jahren erschienen einige Broschüren und Bücher über Worpswede, auch in diesen Texten ist die Wertung, die man Leberecht Migges Werk als Landschaftsarchitekt und Gärtner gegenüber einnimmt, ambivalent. So wird er in dem 1929 (12) und 1930 (13) erschienenen Führern "Nimm mich mit" als Künstler geführt, der Sonnenhof als Künstler-Haus im eingeklebten Orientierungs- und Lageplan verzeichnet, auch in Bäumers Worpswede-Buch von 1923 (9) gilt Migge als Künstler. Konrad Tegtmeyer (14) schreibt nur über Migges Siedlerschule in seinem 1932 erschienenen Buch über Worpswede, ebenso Karl Krummacher in seiner Studie über Worpswede und das Teufelsmoor (15). Der Worpsweder Wegweiser von 1925 (16) erwähnt Migge überhaupt nicht, ebenso nicht der Katalog der Wirtschaftlichen Vereinigung Worpsweder Künstler (10), der aber dafür um so ausführlicher (mit 2 Abbildungen) über Max Karl Schwarz berichtet.

Die Auseinandersetzung zwischen Migge und Vogeler und den Menschen auf dem Barkenhoff dagegen war sicher intensiv, sowohl in rein persönlichen Bereichen, als auch in politischer Hinsicht. So erzählt Heinrich Vogeler (1, S.263): "Wir lernten viel von ihm, und er verstand es, die unbezahlten Arbeitskräfte unserer Gemeinschaft gut bei dem Aufbau seiner eigenen intensiven Wirtschaft zwischen den Tannen auszubeuten. Hohe Sonnenwände wurden geflochten und mit Lehmputz überzogen, weiß gekalkt, die bald das Grundstück umzogen. Was der Mann da auf seinem Gartenstück schaffte, war allerdings beachtenswert. Es kamen viele Freunde zu ihm. Dann stand Leberecht Migge auf seinem Komposthaufen und hielt fanatische Reden, die durch die Tatsachen, die dem Besucher ins Auge sprangen, eine überzeugende Kraft hatten. Was wir aus den Miggeschen Erfahrungen lernten, brachte uns gute Ernten ein."

Walter Hundt, der zu dieser Zeit auf dem Barkenhoff lebte, schreibt in seinen Erinnerungen, daß Migge ganz konkret den Plan hatte, mit den Mitarbeitern des Barkenhoffs Verträge über eine enge Zusammenarbeit unter seiner Leitung abzuschließen. Sicher wurden Marie und Walter Hundt, die sich später der Anthroposophie zuwandten, durch Migges Theorien und landwirtschaftliche Erfolge stark beeinflusst.

Der Arzt, Schriftsteller und spätere Kulturfunktionär in der DDR Friedrich Wolf lebte um 1920 auf dem Barkenhoff; in diese Zeit fällt das Bohren nach einem Brunnen. Die tagelange angestrengte Suche nach Wasser in der Sommerhitze ist ein Erlebnis, das er später zu seinem Drama "Kolonne Hund" umgestaltet. Die Figuren, die andere Namen tragen, ähneln denen der Barkenhoff-Gemeinschaft, wie auch Hoetger und Migge.

Literatur:

- 1) Heinrich Vogeler – Erinnerungen – Herausgegeben von Erich Weinert, Rütten & Loening, Berlin 1952.
- 2) Heinrich Vogeler – Das Neue Leben – Ein Kommunistisches Manifest – Paul Steegemann Verlag, Hannover 1919.
- 3) Heinrich Vogeler – Expressionismus der Liebe – Ein Kommunistisches Manifest – Paul Steegemann Verlag, Hannover 1919.
- 4) Heinrich Vogeler – Proletkult – Kunst und Kultur in der Kommunistischen Gesellschaft – Paul Steegemann Verlag, Hannover 1920.
- 5) Expressionismus – Eine Zeitstudie von Heinrich Vogeler – Henry Hoym Verlag Hamburg, 1920 oder 1921.
- 6) Heinrich Vogeler – Friede – Angelsachsen – Verlag, Bremen 1922
- 7) Die Kunst – Monatshefte für Freie und Angewandte Kunst, Verlagsanstalt F. Bruckmann A. – G. München.
- 8) Ernst Bloch – Verfremdungen II – Geographica – Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 1978 – Seite 70.
- 9) Worpsswede – Text von Ludwig Bäumer, Schrift von Hans Saebens, Schmuck von Walter Müller – Druck und Verlag der Künstler Presse Worpsswede GmbH 1923
- 10) Kunst und Kunstgewerbe in Worpsswede – Katalog – herausgegeben von der Wirtschaftlichen Vereinigung Worpssweder Künstler 1925
- 11) Karl Jakob Hirsch – Quintessenz meines Lebens – Unveröffentl. Manuskript.
- 12) Worpsswede – Nimm mich mit! – 1929 – Druck und Verlag Wilh. Dommreis, Worpsswede.
- 13) Worpsswede – Nimm mich mit! – 1930 – Druck und Verlag Wilh. Dommreis, Worpsswede.
- 14) Konrad Tegtmeyer – Worpsswede – Niedersächsische Verlagsanstalt, Bremen 1932.
- 15) Karl Krummacher – Worpsswede und das Teufelsmoor – Sonderdruck aus dem Wanderer, Sonntagsbeilage der Weser – Zeitung Nr. 18/20/21 – ca 1925.
- 16) Worpssweder Wegweiser – ca um 1925 in Worpsswede entstanden – ohne sonstige weitere Angaben.
- 17) Walter Hundt – Bei Heinrich Vogeler in Worpsswede – Erinnerungen – unveröffentlichtes Manuskript.
- 18) Friedrich Wolf – Empörung – Vier Dramen – Kolonne Hund – , Aufbau – Verlag GmbH, Berlin 1947

1923
sind in Worpsswede folgende Künstler
ansässig:

Wilh. Bartsch	Martin Paul Müller
Walter Bertelmann	Walter Müller
Willy Dammasch	Udo Peters
Willen Grimm	Emmy Rogge
Gilde Hamann	Hans Saebens
Paul Hamann	Anne Marie Schiefl
Karl Jacob Hirst	Otto Tügel
Bernhard Hoetger	Carl Emil Uphoff
Alfred Kollmar	Heinz Uphoff
Karl Krummacher	Lore Uphoff-Schill
Heinz Mackensen	Heinrich Vogeler
Emmy Meyer	A. von Zeide
Lebrecht Migge	Willi Wagenfeld



Text von Ludwig Bäumer
Schrift von Hans Saebens
Schmuck von Walter Müller
Druck und Verlag der
Künstler Presse Worpsswede
S. m. b. H.

Erklärungen zum Orientierungs- u. Lageplan.

Öffentliche Gebäude.

- 1 Bahnhof Worpswede
- 2 Postamt
- 3 Apotheke
- 4 Kirche
- 5 Schule

Ausstellungen.

- 6 Aelter-Ausstellung W. Berlich
- 7 Heimel-museum im Sahluh (Maria Vogeler)
- 8 H-rinnann Seckamp
- 9 Große Künstschau
- 10 Fr. Neffe, jr.
- 11 Philine Vogeler

Denkmäler.

- 12 Barkenhoff, Ostendorf
- 13 Mündscherei
- 14 K. Kunstwerkstatt V. F. Eisele
- 15 K. Kunstwerkstatt W. Ohler
- 16 Kunsth. Käseglocke

Gasthäuser.

- 21 „Siedl. Altona“ (O. Krämer)
- 22 „Bühnen-festlich“ (H. Wiggers)
- 23 „Stadt Urcmen“ (H. S. Ircher)
- 24 „Neu-Jesu-Haus“ (J. Kallnar)
- 25 K. K. Heidehof (L. Marheineke)
- 26 Gasthaus „Niedersachsen“ (W. Giesche)

Künstler-Häuser.

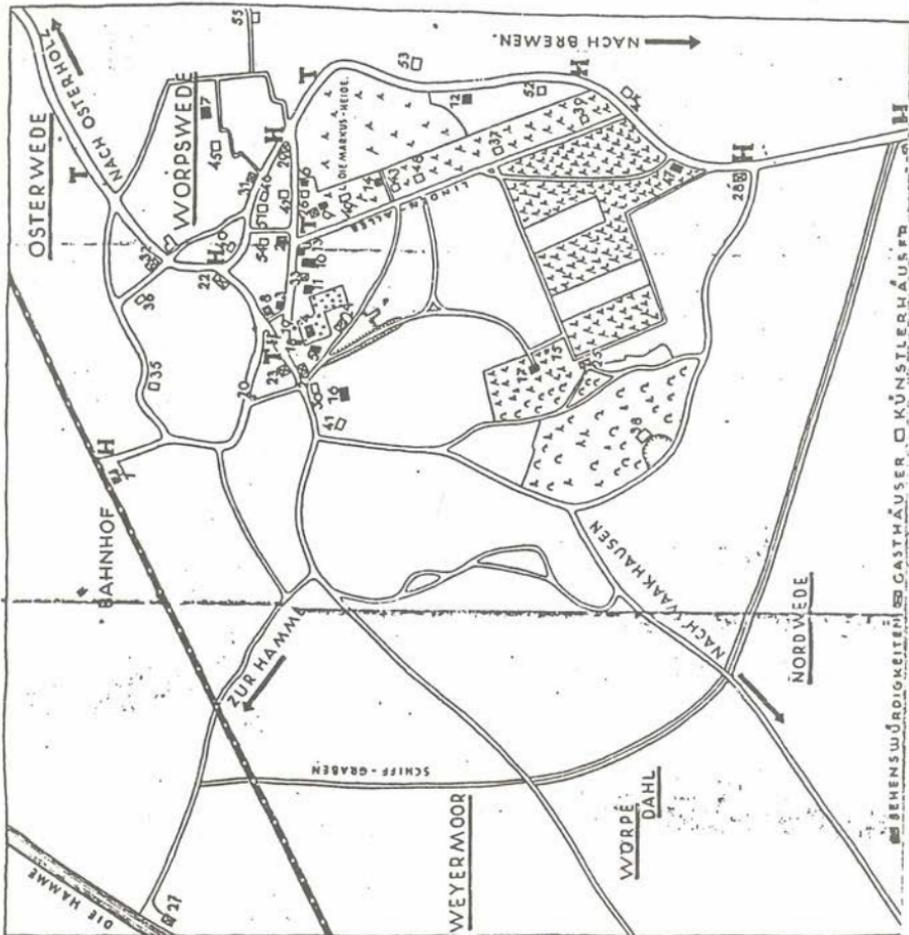
- 35 Bertelsmann, Waller
- 36 Böjler, Solte
- 37 Hausmann, Dr. Manfred
- 38 Hoelger, Prof. Bernhard
- 39 Hoyermann, Frau Marie
- 40 Kolmar, Alfred
- 41 Krummacher, Karl
- 42 Licht, Ernst
- 43 Madsonsen, Prof. Dr. Frily
- 44 Meyer, Emmy
- 45 Migge, Leberich
- 46 Müller, Marlin Paul
- 47 Müller, Walter
- 48 Peters, Udo
- 49 Rogge, Johannes Cornelius
- 50 v. Garvens, Frau Eugenie
- 51 Seebrens, Hans
- 52 Schörrlein, W. „Tennenhof“
- 53 Schiesil-Hollander
- 54 Schiesil-Arding, Abert
- 55 Schwarz, Max. Karl
- 56 Uphoff, Carl Emil, Ostendorf
- 57 Uphoff, Frily

„Kaffee Worpawede“

- 26 „Kaffee Worpawede“
- 27 „Neu-Helgoland“ (H. Gerken)
- 28 „Zu den grünen Tennen“ (Joh. Grimm)
- 29 „Zum Hemberg“ Fr. Schwiebert
- 30 Dreyer's Gasthaus Westerde
- 31 Haar's Gasthaus
- 32 Mahlken's Gasthaus
- 33 Poppe's Gasthaus
- 34 Weyerberg-Hulle

„Sonnendorf“

- 43 „Sonnendorf“
- 44 Künstlerpreise
- 45 Künstlerpreise
- 46 Künstlerpreise
- 47 Künstlerpreise
- 48 Künstlerpreise
- 49 Künstlerpreise
- 50 Künstlerpreise
- 51 Künstlerpreise
- 52 Künstlerpreise
- 53 Künstlerpreise
- 54 Künstlerpreise



H == Hotelstellen.
K == Künsterstellen d. Autobuslinie.
T == Tennisstellen.

Ellida Schargorodsky von Alten

Auszüge aus einem Brief vom 19.1.1977 an I.M.Hülbusch

...Die großangelegten Hoetger-Häuser in Worpsswede, dazu das Denkmal auf dem Weyerberg mit seiner Anlage, im ursprünglichen Zustand ganz einmalig!! – sind ja in der Nazi-Zeit so diffamiert. – Dann diese Häuser mit ihren einbezogenen naturbelassenen Anlagen: Wald, Heide, Sand, Föhrenbestand (Marcusheide hinter dem Kaffee beginnend), dann anschließend der Barkenhoff, und nachfolgend die Anlagen der Gärtnerei Schwarz.

....Die zaunlosen großen Gartengrundstücke von Hausmann, Garvens, Cetto/Migge, Scharrelmann, mit den riesigen Rhododendronbüschen unter den Föhren, waren schon einmalig schön. – Ich habe noch erlebt, daß rechts von der doppelreihigen Lindenallee eine große Heidefläche mit Kiefern und Wachholder sich über den Hügel bis zu Hoetgers Denkmal zog! – Und der Fernblick von dort oben ringsum!! Wir waren 1932 zum 1. Mal in Worpsswede – zu Kurzbesuch.

....Es müßten ja eigentlich irgendwo noch Werkzeichnungen sein, von der Planung Hoetgers für den Gesamtkomplex Weyerberg? Das würde ich gerne mal einsehen! Wissen Sie darüber etwas? – Auf der Südseite des Berges das große Osthaus-Haus mit seinen vielen sehr interessanten Räumen, alles von Hoetger gebaut. –

....Unten am Berg, zum Osthaus-Komplex gehörend, die Chauffeur-Häuser, niedrig, an der Einfahrtstraße zum Wildgarten Osthaus. Da, wo heute die Webereien von Alma Iden sind und noch weiter, gehörte alles zu diesem Wildgarten. – Dann kam ein Stück Naturschutzgebiet mit Heide und Birken, bis hin zu dem großen Privatbesitz von Mackensen, mit seiner großen Villa.Schade, daß nicht im rechten Augenblick diese einmalige Lage des Weyerberges in der Ebene erkannt ist...



Lindenallee heute

Väterchens Sonnenhof

Das große Mißverständnis oder Malentendu¹⁾

Väterchen lernte Heinrich Vogeler im Herbst 1919 kennen. Er war auf einem Vortragsabend in Hamburg. Heinrich Vogeler sprach über sein Projekt "Kommune Barkenhoff" in Worpsswede. Er warb engagiert, ernst und begeistert für eine Lebensform, die ihm nach dem Inferno des ersten Weltkrieges und der nachfolgenden Not als einzige Alternative möglich schien. Was ihm dabei vorschwebte, war wohl so etwas ähnliches wie die später verwirklichten Kibbuzim in Israel. Ganz sicher wollte er niemals die russische Kommune, staatlich gelenkt, entmündigt und kontrolliert, wie wir sie heute kennen. Im Jahre 1919 waren beide Lebensformen heiß und endlos diskutierte Ideen – nichts weiter. Man sah auch keine wesentlichen Unterschiede. Eigentlich gab es nur die eine Idee: Man konnte nicht so weiterleben, wie man vor dem Weltkrieg gelebt hatte. Das war allen denkenden Menschen klar, und sie suchten nach neuen Wegen. Heinrich Vogeler glaubte, in seiner "Kommune Barkenhoff" einen realen, gangbaren Weg zu einer neuen Lebens- und Gesellschaftsform gefunden zu haben. Deshalb reiste er herum und warb in Reden und Schriften um tätige Mitarbeiter (und Mitstreiter) für sein Projekt.

Väterchen fühlte sich auf der Stelle angesprochen. Das hatte seine Gründe. Er entdeckte in Heinrich Vogeler eine verwandte Seele und er glaubte, seine eigenen Ideen, an denen er schon jahrelang brütete – zwar etwas verändert, aber im wesentlichen identisch – vorgetragen zu hören. Er irrte sich in beiden Fällen; oder sprechen wir lieber von einer Bereitschaft, Wunschdenken anstelle von Nüchternheit, Kritik und Wirklichkeitssinn zu setzen. Väterchen hatte im Gegensatz zu Heinrich Vogeler am Krieg nicht aktiv teilgenommen. Er hatte die Jahre 14 bis 18 überwiegend chronisch nierenkrank im Bett verbracht, hatte gezeichnet, Entwürfe gemacht, Bücher und Artikel geschrieben und nachgedacht. Genau wie Heinrich Vogeler war er zu dem Schluß gekommen, daß man nach diesem Welt-Debakel nicht zur Tagesordnung übergehen konnte und weiterleben wie bisher. Er sah – genau wie Heinrich Vogeler – die Not und das Elend als Folgen des verlorenen Krieges und glaubte mit "Binnenkolonisation" den Hunger und die Arbeitslosigkeit abzuschaffen, zumindest aber mildern zu können. Kernpunkte seines Programms (wenn man seine Ideen so nennen will) waren:

- I. Selbstversorgung der Familien im Kleingarten oder auf Siedlerstellen (halb- oder ganzberuflich);
- II. Abfallverwertung als absolut geschlossener Kreislauf der Natur (Der Begriff "Recycling" existierte damals noch nicht in diesem Sinne);
- III. Siedlerschulen, auf denen junge Menschen nicht nur zu Siedlern ausgebildet wurden, sondern auch mit den Problemen des Naturkreislaufs (Recycling) vertraut gemacht wurden.

1) Im Französischen heißt Mißverständnis "Malentendu", das heißt wörtlich: schlecht zugehört.

Soweit die Fakten für das nachfolgende Geschehen:

Heinrich Vogeler überzeugte Väterchen nach seinem Vortrag in einem langen Gespräch, daß man die beiderseitigen Ideen sehr gut koordinieren könnte, ja, daß man sich auf vollkommenste Weise ergänze und daß in Worpsswede nicht nur Platz für eine Kommune, sondern auch Platz für eine Siedlerschule sei. Worpsswede sei überhaupt ideal als Ausgangspunkt neuer und hilfreicher Ideen – schlechthin der Geburtsort der neuen Menschen, des Trägers solcher Ideen. Nachts um drei Uhr verabredete man ein baldiges Treffen dortselbst, worauf man sich trennte.

Kaum drei Wochen später reiste Väterchen nach Worpsswede, wurde von Heinrich Vogeler mit offenen Armen empfangen, als großer Gartenfachmann herumgereicht, bekannt gemacht mit vielen Künstlern und Freunden des Projektes "Kommune Barkenhoff" und – last not least – darauf hingewiesen, daß das Haus von H.S. mit Grundstück zum Verkauf stand. Dieses Grundstück grenzte sozusagen an den Barkenhoff; man würde Nachbarn werden, falls Väterchen sich entschließen sollte zu kaufen. Haus und Grundstück waren klein aber erweiterungsfähig und vor allem: Der Preis war günstig. Insgesamt verbrachte Väterchen nur eine Woche in Worpsswede, die allerdings bis an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit (er war eigentlich bettlägerig krank) ausgefüllt war mit Diskussionen, Besichtigungen, Begehungen, Bekanntschaften mit immer neuen Menschen, Fahrten in die Kreisstadt Osterholz-Scharmbeck, Besprechungen mit dem Besitzer besagten Hauses und mit langen, sich bis in die Nächte hineinziehenden Gesprächen mit Heinrich Vogeler über das Wesentliche, über die neue Gesellschaft, über den neuen Menschen, kurz: über das, was die "Kommune Barkenhoff" und Väterchens Siedlerschule hervorbringen sollten. Beide redeten von ihren gleichen Ideen, vom gleichen Ziel, vom gleichen Weg. Am Ende dieser Woche war man sich einig über gegenseitige Hilfeleistung und Unterstützung, und Väterchen hatte seinen Vorvertrag in der Tasche über eine Kaufabsprache. Sie hatten beide nicht bemerkt, daß sie von grundverschiedenen Dingen sprachen.

Väterchen kam zurück nach Hamburg, erfüllt von Eindrücken, Plänen und Taten-
drang und packte alles kunterbunt vor Mama auf den Tisch. Mama war zu der Zeit von ihren eigenen Dingen erfüllt – im wahrsten Sinne des Wortes: sie erwartete ihr siebentes Baby. Gottergeben und etwas lethargisch hörte sie sich Väterchens sprühenden Bericht über die Schönheit, Einmaligkeit und Wichtigkeit Worpsswedens an und wurde erst hellhörig, als er von dem zauberhaften Haus des H.S. anfang. Als die Sache mit dem Vorvertrag zur Sprache kam, wurde sie ganz wach. Sie stellte unangenehm präzise Fragen (Größe des Hauses, Lage im Dorf, nächste höhere Schule, Bahnstation, Dienstboten, Einkaufsmöglichkeiten etc), die Papa mit begeisterten Schilderungen von interessanten Künstlern, zauberhaften Sonnenuntergängen und unvergleichlichen Farben der Moorlandschaft rund um Worpsswede vom Tisch wischte. Um es kurz zu machen: Mama erlag – wie schon so oft – Väterchens Beredsamkeit und seinem Charme und sagte zu allem Ja und Amen.

In der Folgezeit entfaltete Väterchen eine regsame Tätigkeit. Er fuhr mit Zollstock und Zeichenblock sowie Max Schemmel, seinem engsten Mitarbeiter und Freund, mehrere Male nach Worpsswede; der Kaufvertrag für das Haus wurde

unterschieden, Haus und Garten aufgemessen und bis in den letzten Winkel aufgezeichnet und festgehalten. Bei der dritten Worpsswede-Reise hatte Väterchen Tischler Schnaars aus Lüninghausen zur Besichtigung des Hauses dazugebeten und zur Erklärung aller Änderungen und Ergänzungen, die eben dieser begabte Dorftischler vornehmen sollte, bevor die Familie Migge in ihrer ganzen Vielfalt in das Haus einfiel. Tischler Schnaars wunderte sich über keine Verrücktheit mehr, denn er hatte schon öfter für Worpssweder Künstler gearbeitet. Aber Väterchens Ideen schienen ihm doch nur schwer realisierbar, und er kratzte sich stumm am Hinterkopf, ehe er sich ans Werk machte. Seine Aufgabe bestand, kurz gesagt, darin, ein Haus, das für vier Personen ausreichend Platz bot, für zehn Menschen bewohnbar zu machen. Dazu mußten Dachschrägen zu Bettrischen ausgebaut, andere zu Wandschränken verkleidet werden, Raum unter Treppen mit Regalen bestückt oder als Abstellraum mit Türen und Fenstern versehen werden. Jede kleinste Nische oder ehemalige Türfüllung sollte als Bücherregal eingerichtet werden und so fort, aber sofort! Selbst Obstschränke mit Lattenborden und Fliegengittertüren für das Tafelobst, das künftige, wurden gebaut – obwohl noch nicht ein einziger Baum gepflanzt war, von dem man Äpfel oder Birnen hätte ernten können. Das Wichtigste, was Meister Schnaars zu fertigen hatte, waren drei stabile, große Kisten mit Klappdeckeln und eisernen Handgriffen zum Transportieren. Väterchen dirigierte diese drei Behälter in den Küchenhof, wo sie – von Maler Toeppe giftgrün angestrichen – gegenüber den Küchenfenstern ihrer Bestimmung harnten. Maler Toeppe war nach dem Abgang von Tischler Schnaars der wichtigste Mann im Haus. Väterchen ging Zimmer für Zimmer mit ihm durch, bestimmte Tapeten, Farben für Einbaumöbel, Bettenruhen, Fenster und Türen und kümmerte sich – wie der Meister mißbilligend bemerkte – "um jeden Dreck". Das heißt im Klartext, daß Väterchen ganz bestimmte Vorstellungen hatte, wie im Endeffekt alles aussehen sollte, und daß er kein Jota nachgab, wenn ein Rot zu grell ausgefallen oder ein Grün zu "schweinfurterisch" war. Es mußte geändert werden, und das verdroß den Meister. Nachdem die Malerei überstanden war, erschien Klempnermeister Knoop, an den Väterchen das Ansinnen stellte, mittels einer kupfernen Heizschlange im Küchenherd eine Warmwasserversorgung für das Elternbadezimmer im ersten Stock zu installieren. Denn bei aller Naturverbundenheit konnte er nicht auf sein tägliches warmes Bad verzichten – während er bei seinen Kindern den erzieherischen Wert von Kaltwaschungen und –du–schen nicht hoch genug preisen konnte. Meister Knoop schüttelte zunächst bedenklich den Kopf, machte Einwürfe wegen technischer Undurchführbarkeit, Druckmangel bei den Wasserverhältnissen. (Jedes Haus hatte damals einen eigenen Brunnen – es gab keine öffentliche Wasserversorgung –, und die Brunnen versandeten von Zeit zu Zeit.) Die Motorpumpe sei zu schwach im Verhältnis zur Tiefe des Brunnens (26 Meter), zur täglich benötigten Warmwassermenge usw.. Doch mit äußerster Hartnäckigkeit bestand Väterchen auf seinem unsinnigen Wunsch, und so machte Meister Knoop sich seufzend ans Werk, das nach einigen Fehlschlägen dann auch tatsächlich zustande kam. Im Dorf meinte man allgemein: "de Mecke (Migge) dat is 'n Swien, de badt jeden Dag." Sie wollten damit ausdrücken, daß er es wohl nötig hätte.

Das Haus war fertig und imstande, die große Familie Migge aufzunehmen.

Ebenso stand ein zierliches, strohgedecktes Hühnerhäuschen auf dem Rasen hinter dem Küchenhof und im Wirtschaftsannex ein Ziegen- und Schafstall bereit, gackernde und meckernde Bewohner aufzunehmen.

Väterchen fuhr nach Hamburg zurück, wo Max Schemmel inzwischen über seinen Skizzen und Aufrissen brütete, aus denen der berühmte "Feengarten" – wie eine etwas überspannte Besucherin den Sonnenhof sechs Jahre später nennen würde – hervorgehen sollte. Drei Monate lang waren beide Männer verbissen und intensiv von morgens bis abends dabei, Aufrisse, Grundrisse, Einzelpläne, Farbskizzen, Fruchtfolge-Listen und immer wieder Rentabilitätsrechnungen aufzustellen, zu verwerfen und neu zu gestalten, bis endlich der Generalplan bis in die kleinste Einzelheit stand. Väterchen wollte mit dem Sonnenhof zweierlei erreichen: Zum einen sollte daraus ein Garten werden, der Nutzen mit Schönheit in unauffälliger Eleganz und Leichtigkeit verband; zum anderen sollte er ein Muster, ein Demonstrationsobjekt für Siedler vorstellen – kurz: die Umsetzung seiner Ideen aus der Theorie in die Praxis.

Das zum Haus gehörende Land erwies sich schon sehr bald nach Beginn der Planung als zu klein, und Väterchen verhandelte mit seiner Nachbarin Eugenie von Garvens um ein Stück ihres Grundbesitzes, das eine ideale Erweiterung zu seinem Gartenland darstellte. Man wurde sich schnell einig über den Preis – es handelte sich um Sandboden mit spärlichem Kiefernbestand –, und der Sonnenhof wurde damit mehr als doppelt so groß wie zu Beginn.

Der Umzug

Inzwischen war das Frühjahr 1920 angebrochen, und Väterchen drängte auf den Umzug. Aber Mama bestand darauf, ihr Baby in Hamburg, in der Zivilisation, und nicht in der idyllischen Worpsweder Wildnis zu bekommen. So wurde der Umzugstermin bis zum ersten August vertagt, nachdem Geburt und Packerei und die damit verbundene Unruhe überstanden waren.

Für einen Außenstehenden war es gewiß ein origineller Aufbruch, der eines skurrilen Witzes nicht entbehrte. Für Mama war er wohl eindeutig ein Alptraum: Was sie mitnehmen wollte, fand Väterchen überflüssig bis unmöglich. Für ihn war dieser Umzug eine willkommene Gelegenheit, sich von Altväterhausrat zu trennen und angehäuften "Kruscht" von Jahren mit Anstand loszuwerden. Mama protestierte – jedoch ohne Erfolg.

Sechs Kinder kribbelten zwischen halbgepackten Kisten und Kasten herum, und Väterchen erklärte bei jedem zweiten Stück, das eingepackt werden sollte, daß man dergleichen bürgerlichen Plunder in Worpswede nicht brauchen werde und man ihn getrost verschenken könne. Einige Kristallvasen, Geschenke von Großtanten und Schwiegermutter, stellte er im Garten zum Scheibenschießen auf, was natürlich Jubel bei den älteren Jungen hervorrief, die ihre Luftgewehre daran erprobten. Polstermöbel wurden von Väterchen als nicht stilgerecht für ein Landhaus verworfen und an Freunde verschenkt. Mama kämpfte wie eine Löwin um ihr dickes Sofa, auf dem sie ihre Siesta abzuhalten pflegte. Ebenso weigerte sie sich standhaft, sämtliche von ihrer Mutter geerbten Mahagonimöbel zu verkaufen. Ihren Mahagonisekretär ließ sie sich nicht abhandeln; einen schönen, alten Schrank stellte sie heimlich bei ihrer Schwester unter. Väterchen dagegen erklärte alle Schränke für überflüssig, da genügend eingebauter Schrankraum vor-

handen sei. Bei den Küchenmöbeln – der Zeit entsprechend mit Kugeln, Säulchen und geschnitzten Verzierungen reich geschmückt – geriet Väterchen vollends aus dem Häuschen. Das Küchen-Buffet aus den achtziger Jahren war für ihn eine Art rotes Tuch. Er hatte lange und genau an einer besseren Lösung geknobelt und legte Mama eine Zeichnung vor, die die von ihm entworfene und von Tischler Schnaars realisierte Küchenwand zeigte. Das war wirklich ein Wunderstück an Raumausnutzung und –aufteilung: Da war an alles gedacht. Vom Boden bis zur Decke reichend gab es Topfschränke, Besteckschubladen, Geschirrschränke, Vitrinen für hübsche Terrinen und Teller, Schübe für Geschirrtücher und oben, unter der Decke, große, stabile und geschlossene Borde für Küchenmaschinen, die nicht täglich gebraucht wurden. Und alles hübsch hellblau gestrichen, damit das Bunzlauer Geschirr besser zur Geltung kam. Raffinierterweise verdeckte diese Küchenwand in der Spülküche die Treppe zu Keller und Brunnen. Eine schmale, ebenfalls hellblau gestrichene Tür fiel nicht in Auge, öffnete sich aber zu der äußerst engen Steintreppe, die in den Vorratskeller mit dem Eingemachten, Gepökelten und Gesäuerten führte. Die Küchenwand enthielt auch noch einen Besenschrank mit Putzzeug aller Art. Das war schon überzeugend praktisch und wirklich hübsch ausgedacht, aber Mama wollte ihr Buffet – wenigstens das kleinere der beiden – aus ihrer Blankeneser Küche nach Worpsswede mitschleppen. Sie hatte auch schon listig im Plan den Platz dafür erspäht: in die Kochküche neben die Speisekammer – da mußte es hin! Und da kam es hin. Um den Preis einiger Kristall-Lüster, die Väterchen mit Genuß im Blankeneser Haus abhängte und einem Althändler andiente. Für Worpsswede hatte er Lampen entworfen, die Fidi Harjes ihm eines Tages machen würde: aus Messing getriebene Glocken ohne jeden Zierat. Bis man soweit war, daß man sich solchen handgearbeiteten Luxus leisten konnte, taten es ein paar einfache, bespannte Seidenschirme. Väterchen bezeichnete alle weiblichen Handarbeiten summarisch mit dem Begriff "Schmücke dein Heim", und er hatte nicht eben viel dafür übrig. Im Falle der Lampenschirme gab er Mama freie Hand für eine hübsche Übergangslösung. Damit war der eheliche Frieden wieder hergestellt, und der Haussegen, der während der Umzugsvorbereitungen oft bedenklich schief gegangen hatte, war wieder im Lot. Aber zum Weihnachtsfest 1920 gab es lauter laubgesägte, liebenswerte Scheußlichkeiten, durchbrochen und fein hinterklebt mit Pergamentpapier, sechseckig, achteckig gar, mit Kordeln zum Aufhängen und feinsten Schellackglasierung – lauter, lauter Lampenschirme! Alle Jungens waren emsig tätig gewesen, um den lieben Eltern eine Überraschung zu bereiten. Das war dann auch vollständig gelungen.

Wenn man im Sommer 1920 von Hamburg nach Worpsswede reisen wollte, brauchte man dazu fast einen ganzen Tag. Die Reichsbahn hatte zwar wieder einen regelmäßigen Fahrplan, aber man wußte nie, ob nicht wegen Kohlenmangels dieser oder jener Zug ausfiel. Von Hamburg bis Bremen konnte man zu verschiedenen Zeiten fast sicher mit dem D-Zug reisen, weil das eine Hauptstrecke war. Um nach Worpsswede zu kommen, mußte man allerdings in Bremen auf einen Personen- oder Eilzug in Richtung Wesermünde umsteigen – beileibe nicht auf einen D-Zug, denn der hielt nicht in Osterholz-Scharmbeck, der Kreisstadt, die den Endpunkt der Kleinbahn Bremervörde-Osterholz bildete. In Osterholz-Scharmbeck mußte man recht umständlich vom Reichsbahnhof zum Kleinbahn-

hof hinüberwandern – mit Gepäck und Kindern ein mühsames Unterfangen –, um dortselbst zu warten. Denn die Kleinbahn zuckelte nur dreimal täglich über die Dörfer nach Osterholz–Scharmbeck und zurück. Sie hielt gewissenhaft bei jeder Milchkanne, die vor einem Bauernhof stand; doch Blumenpflücken während der Fahrt war verboten. Das aber waren nur üble Nachreden, während die Kuh auf den Bahngleisen, die vom Heizer mit gezielten Kohlenbrocken verjagt werden mußte, durchaus zu den wahren Vorkommnissen zählte. Worpsswede hatte durch die Kleinbahn Anschluß an die große Welt und dank tätiger Naturschützer lag der Bahnhof am Rande des hübschen, alten Dorfes und störte oder zerstörte die Idylle kaum.

Hier nun, auf dem Worpssweder Bahnhof, stand Mama am 1. August 1920, umgeben von sechs Kindern zwischen zwölf und vier Jahren, einem großen Reise–Schließkorb aus Weidengeflecht, vielen kleinen Gepäckstücken, Rucksäcken, Botanisiertrommeln der Kinder mit Klärchen Thode, der treuen, langjährigen Kinderfrau, die den Säugling im Steckkissen an ihren Busen gedrückt hielt, und sah etwas ratlos um sich. Sie hielt Ausschau nach Viohls Kutsche, die Väterchen zu schicken versprochen hatte und die nirgends zu entdecken war. Viohl hatte seinen Landauer, der sich hochtrabend "Kutsche" nannte, hinter dem Bahnhofgebäude stehen. Gert und Klaus, die beiden ältesten Söhne von Leberecht und Andrea Migge, hatten sie bereits entdeckt, vor allem das Pferd davor. Sie hatten sogar schon herausgefunden, wie man es mit einem Stöckchen ärgern konnte. Darin waren sie durchaus findig. Mama übersah die Lage und befahl beiden Knaben mit lauter Stimme, sofort den Hengst in Ruhe zu lassen und auf der Stelle ihre Rucksäcke zu nehmen, da man aufbrechen wollte. Viohl zog seinen Wagen vor, grüßte Mama und erklärte mit breitem Grinsen, daß der Hengst ein Wallach sei, der seine sechzehn Jahre auf dem Buckel habe und keiner Seele etwas zuleide täte. Viel schwieriger sei die Frage, ob das arme Tier diese Menge Menschen und Gepäck ins Dorf hinauf und bis in die Lindenallee ziehen könne. Darauf wurde beschlossen, daß Mama, der Reisekorb und das Baby in dem Landauer verstaut werden sollten, ebenso die vierjährige Ursula. Die übrigen Kinder sollten mit Klärchen Thode dem Wagen zu Fuß folgen. Und dann ging es ab ins große Abenteuer.

Gemütlich trabte der "Hengst" die Bahnhofstraße entlang, zog durch die Bauernreihe über die Kirchstraße bis in die Bergstraße. Vor der Lindenallee hielt er an, um sich zu verschlaufen, denn nun ging's bergauf. Viohl stieg ab, um die Fuhre zu erleichtern, und dann gab er dem Pferd die Peitsche, das daraufhin, langsam durch den Sand mahlend, den quietschenden Wagen bis zur Nummer 7 zog. Die Einfahrt zum Sonnenhof ging bis zum Wendepplatz bergab – gottseidank! – denn der "Hengst" war am Ende seiner Kraft. Man stieg aus, lud ab, und Viohl trabte zurück zum Bahnhof, wo er wohnte und mit seinen beiden ältlichen Schwestern einen Gemischtwarenladen betrieb. Den Umzug der Migges beschrieb er so: "De hebt mehr Kinnern als Meubeln". Schon vor der Ankunft des Zuges hatte er nämlich einen Blick in den Expressgutwaggon getan und mit dem Bahnspediteur und Bierverleger Stelljes ein Schwätzchen gehalten und alles Nötige erfahren. Das Umzugsgut der Migges wirkte in einem Bahnwaggon in der Tat bescheiden, wogegen die Kinder schon durch ihr temperamentvolles Hin– und Hergereenne

und aufgeregtes Lärmen leicht auf die doppelte Anzahl geschätzt werden konnten. Es waren aber bloß sieben!

Aber zurück zum Sonnenhof: Mama stand einen Moment erstarrt, als sie zum ersten Mal einen Blick auf das zukünftige Paradies warf. So sehr, sehr schön sah es wahrlich nicht aus – eher etwas verkommen. Der Garten verwahrlost und voller Gerümpel, und das Haus? So hübsch die frisch getrichenen, weißen Sprossenfenster und die roten Ziegel in der Nachmittagssonne leuchteten – es war arg klein, zu klein für so viele Menschen. Wo, um Gottes Willen, sollten in dieser Nacht alle schlafen? Aber Väterchen ergriff die Initiative und einen Besenstiel, den er als Zeremonienstab vortrefflich handhabte, reichte Mama seinen Arm und führte sie feierlich durch das ganze Haus, wobei er Schränke und Schübe, Truhen und Kammern öffnete und schloß, Erklärungen zu allem abgab, Zweck und Sinn seiner Fliegengitterschränke darlegte und zum Schluß die Fenster seines Schlaf- und Arbeitszimmers (mit eingebauten Planschränken und Bücherregalen bis zur Decke) öffnete, um den Duft einer uralten Zentifoliarose hereinzulassen. Diese Rose hatte irgendwann ein Vorbewohner des Hauses gepflanzt, keiner wußte ihren Namen, nur, daß sie zur Zentifolienfamilie gehörte, war unbestritten. Sie hatte einen dicken Stamm und umrankte den Balkon vollständig, der durch eine Tür von Väterchens Arbeitszimmer aus zugänglich war. Ihr Duft war vor allem an lauen Sommerabenden von fast betäubender Intensität. Für einen Moment glaubte Mama an das verheißene Paradies, inklusive des neuen Menschen, der es bevölkern sollte. Da tönte laut und unmißverständlich die Stimme von Bier-Stelljes herauf, der die Ankunft der Bahnfracht verkündete und Anweisungen erforderte, wohin er "den Kram" abladen sollte. Mama stürzte nach unten, dirigierte die beiden Packer, bestimmte die Plätze für Tisch, Sekretär, Eckschrank und Pappas schöne Mahagonikommode und ließ die beschrifteten Kisten – je nach Inhalt – in Väterchens Arbeitszimmer oder in der Spülküche stapeln. In zwei Stunden war der Wagen leer; Stelljes trank eine seiner selbst gelieferten Bierflaschen (Väterchen desgleichen – nicht eingedenk, daß er kein Bier vertragen konnte), wünschte viel Glück im neuen Haus und zog mit Packern und Wagen ab.

Väterchen kämpfte mit dem kalten Bier in seinem Magen, Mama mit den Tränen. Das Tohuwabohu schien vollkommen. Überall Dreck, Unordnung, Durcheinander, die Kinder in der Marcusheide verschwunden, der Hund unbemerkt entschlüpft, kein Bett benutzbar und der Herd kalt. Dazu brach die Dämmerung an, und die Aussichten auf einen warmen Löffelstiel (man hatte seit dem frühen Morgen nur Butterbrote gegessen) waren gering. Mama sank auf den alten Küchenstuhl, warf die Arme auf den Tisch und den Kopf darauf und brach in ihr ungehemmtes, lautes Kinderweinen aus. Sie war damals eine Frau von 41 Jahren, gewohnt, einem großen Haushalt vorzustehen, Personal anzuleiten, Besucher zu empfangen, vorzüglich zu kochen und nebenbei Kinder zu bekommen. Auf all das war sie in dem renommierten Institut für höhere Töchter der Frau Kommerzienrat B. in Hamburg vorbereitet worden; nur nicht auf die Rolle der Pionierfrau, die mit ihrem Mann in die Wildnis zieht, um Land zu kultivieren, Kleinvieh zu halten, Gemüse- und Obstbau zu betreiben, Wolle zu spinnen und kleine Reparaturen mit Zange und Draht selber zu meistern. Übrigens sollte sie fünfzehn Jahre

später an demselben Platz sitzend und ebenso laut und ungehemmt weinend über Väterchens frühen Krebstod das Schicksal anklagen. Doch in greife vor.

Klärchen Thode, eine stille und energische, dabei bescheiden im Hintergrund agierende, wahre Stütze der Hausfrau, sah, was erforderlich war und ergriff für einige Stunden das Regiment. Sie legte das Steckkissen samt "ihrem Baby" in das aufgestellte Kinderbettchen in Mamas Schlafzimmer, fachte den Herd an, packte den Schließkorb aus, der Lebensmittel für den ersten Tag enthielt (neben den Baby-Requisiten – versteht sich) und trommelte mit lautem Rufen die älteren Kinder aus der Marcusheide zusammen. Sie kamen harzbeschmiert, mit schmutzigen Händen und Dreiangeln in den Kitteln; sie trugen Ladungen von Sand mit den Schuhen ins Haus und waren erfüllt von Glück und Freiheit und erbost über den Abbruch eines erst begonnenen großen Räuber- und Schanditz-Spiels. Klärchen Thode drückte den Knaben Bettzeug und Wolldecken in die Hände, bestimmte im Eßzimmer, wer welche Sitztruhe als Bett bekommen sollte und hieß sie, Kissen und Decken zu überziehen und dann alles sauber gefaltet wieder in den Truhen zu verstauen. Den beiden Mädchen trug sie auf, den Eichentisch auszuziehen und zu decken. Unterdes kochte sie einen großen Suppeneintopf mit Würstchen, während Väterchen auf der Kante des Küchentisches saß und tröstend und überzeugend auf Mama einredete. Väterchen hatte die bewundernswerte Gabe der "absoluten Phantasie", wie andere das absolute Gehör haben. Er konnte, ein mickriges Gänseblümchen zwischen den Fingern drehend, so farbig und eindringlich eine ganze Rabatte mit Gänseblümchen, eingefaßt und überdacht von einer Pergola mit rosa Rosen, beschreiben, daß man dieses Bild augenblicklich vor sich sah. Man roch sogar den Rosenduft. Bei ihm wuchs tatsächlich "ein Kornfeld auf der flachen Hand". Diese wunderbare Fähigkeit wandte er auch dieses Mal mit Erfolg an, um Mamas Stimmung von verzagt auf zuversichtlich-vergnügt anzuheben. Sie trocknete ihre Augen und anschließend das Baby, nährte es reichlich und legte es wieder weg. Es schien ein friedfertiges und zufriedenes Gemüt zu haben, das neue, die Nummer Sieben weiblichen Geschlechts. Mama griff höchst aktiv und an vielen Stellen zugleich ein, und gegen Mitternacht stand jedes Möbel an seinem Platz, und jeder wußte, wo er sein müdes Haupt zur Ruhe betten konnte.

Die grünen Kisten

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück erschien Meta O., ein rotbäckiges, rotarmiges Bauernmädchen von siebzehn Jahren, drall und etwas verlegen, um sich als das neue Dienstmädchen vorzustellen. Mama examinierte sie nur kurz und wies sie dann in den Haushalt ein. Nur die ersten vierzehn Tage hielt sie ihren Mund manchmal so lange offen, daß das Herz kalt wurde (das behaupteten wenigstens die respektlosen Knaben), dann hatte sie sich eingelebt und wunderte sich über nichts mehr.

Arbeiten konnte sie wie ein Pferd – das hatte sie wohl von Kindheit an auf ihrem heimatlichen Kätnerhof schon gemußt. Alles weitere würde sich finden. Dieser erste Morgen in ihrer neuen "Stellung" brachte allerdings gleich eine ihr völlig unverständliche Anordnung von Väterchen, der alle Hausbewohner, incl. dienstbarer Geister, auf dem Küchenhof versammelt zu sehen wünschte. Er wollte eine

wichtige Erklärung abgeben, eine für alle bindende Verhaltensregel – so hieß es. Also versammelte man sich, die Kinder zögernd und ungerne ihre Spiele im Stich lassend; Mama im Morgenkleid und Klärchen Thode mit "ihrem" friedlich knufenden Baby im Steckkissen.

Väterchen lehnte an den bereits erwähnten grünen Kisten, schlug ein Bein über das andere und begann, ein – wie er meinte – kurzes und gemeinverständliches Referat über Abfallverwertung und Humusbereitung zu halten; vor allem über die absolute Wichtigkeit, keinerlei organische Stoffe verkommen zu lassen, indem man sie auf Müllkippen wirft, sondern sie dem Kreislauf der Natur wieder zuzuführen in kompostierter Form. Die drei grünen Kisten wurden ihrer Bestimmung nach vorgestellt als 1) Aschenkiste (nur Holzasche, versteht sich!), 2) Küchenabfallkiste, 3) Müllkiste für nicht kompostierbaren Abfall (Glasscherben, Blechdosen etc). Für jeden Hausbewohner wurde die Erhaltung der organischen Substanz und ihre Wiederverwertung zur obersten Regel und Pflicht erhoben, naja! Also, mit jedem Apfelkitsch zur Küchenabfallkiste rennen? Genau das erwartete Väterchen von allen, die an seinem heute beginnenden Experiment aktiv teilzunehmen die Ehre hatten. Der zweite Punkt in Väterchens großer Ansprache löste ein allseitiges Murren aus – sogar in erster Linie von Mama: Es ging um das Herzhäuschen, das Plumpsklosett, eine im Wirtschaftsannex untergebrachte, sogenannte "trockene Toilette". Väterchen verlangte von allen, sie zu benutzen, kein Wasser, sondern Torfmulle nachzustreuen und keinesfalls zu irgendeinem Bedürfnis in die Marcusheide zu verschwinden. Die lauthals von den Kindern vorgebrachten Klagen über Brummer, Zugluft, Kälte und Gestank ließen Väterchen völlig kalt, bis Mama unmißverständlich erklärte, daß sie dies Etablissement allenfalls als Übergangslösung für ein halbes Jahr akzeptieren, anderenfalls aber ihre Mitarbeit an dem Experiment einstellen würde. Das saß! Väterchen versprach den Einbau eines Wasserklosetts im Hause innerhalb der genannten Frist, aber nur zur alleinigen Benutzung der Hausfrau. Die Kinder murrten, Klaus murmelte etwas von Ungerechtigkeit (sein Lieblingswort, das in Zukunft noch oft zu hören war), und Väterchen ließ sich breit und ausführlich über Fäkalien und ihren außerordentlichen Wert als Düngemittel aus, der – schon frühzeitig von den Chinesen erkannt und genutzt – zu den erstaunlichsten Chrysanthemem-Züchtungen geführt hatte. Immer vorausgesetzt, daß Fäkalien viele Jahre der Ablagerung, Umsetzung und Mischung mit anderen Erden erfahren, sind sie tatsächlich wertvoll. Aber Mama hatte noch die Geschichten der Berliner Rieselfelder im Ohr, und sie hielt von Väterchens Herzhäuschenprojekt herzlich wenig – genau gesagt: gar nichts.

Die Versammlung im Küchenhof wurde aufgelöst. Jedermann wußte nun Bescheid und ging an seine Arbeit. Meta O. hatte kaum etwas begriffen. Die Aufregung um das Herzhäuschen schien ihr etwas überspannt, denn sie hatte zuhause nie etwas anderes kennengelernt. Die Sache mit den organischen Stoffen bereitete ihr Kopfzerbrechen. Das Problem löste sie auf ihre Weise, indem sie organisch gleich weich und anorganisch gleich hart setzte. Soweit es sich um Kartoffelschalen und Glasscherben handelte, klappte es damit prima. Aber bei Knochen und Eierschalen kam sie schon ins Schwimmen. Die tat sie kurz entschlossen zu den harten Sachen, zu Blech und Scherben. Väterchen inspizierte am Ende der Woche seine grünen Kisten, entdeckte die kostbaren Eierschalen und Knochen

und ließ einige unfreundliche Anmerkungen über Frauen und ihren Verstand fallen. Meta O. liebte Väterchen vom ersten Tag an. Sie überhörte die Kritik und versprach, in Zukunft alles nach Wunsch zu machen – wobei sie demutsvoll in Väterchens zornige, braune Augen blickte und seine Oberhemden ganz besonders schön halbweich stärkte und bügelte, wie er es gern hatte.

Der Anfang des Sonnenhofes

Ehe nun die Anfänge des zukünftigen "Feengartens" ausführlich zur Sprache kommen, müssen einige erklärende Worte zum Verständnis der Schwierigkeiten vorausgeschickt werden. Der Sonnenhof lag auf dem Südhang des Weyerbergs, einer 53 Meter hohen Sanddüne. Ein Überbleibsel der letzten Eiszeit, von zurückweichenden Gletschern sanft abgeschliffen und ringsum vom Teufelsmoor umschlossen, erhob sich dies Hügelchen aus der norddeutschen Tiefebene. Und nur der absoluten Flachheit dieser Tiefebene verdankt es die hochtrabende Bezeichnung "Berg". Der Weyerberg bestand aus Sand, und da er lange Zeit den Strand der vorzeitlichen Nordsee gesäumt hatte, fand man in seinen Kiesgruben versteinerte Seeigel, Muscheln und Austernschalen. Obwohl es verboten war, in den Gruben zu buddeln, führten die Migge-Knaben der ersten Serie, Klaus und Peter, während der mittäglichen Siesta erfolgreiche Grabungen durch und brachten ihre Funde dem Leiter der Dorfschule. Herrn Viebrocks Stolz war sein Naturalienkabinett – dafür war er vom Schulrat belobigt worden –, und die Noten der Migge-Knaben besserten sich – wenigstens zeitweise.

Außer diesen Uralt-Schätzen hatte der Worpsweder Sand wenig zu bieten. Der Kiefernwald war dünn, die Erträge der Kartoffel- und Roggenfelder mager, obgleich schon seit 1750 einige Generationen von Bauern geduldig mit Kuh-, Pferdemit und untergepflügter Luzerne die Qualität des Bodens zu verbessern suchten. Väterchen schwor auf Humus, und sein Ziel war, eine wenigstens zwanzig Zentimeter starke Schicht dieser fruchtbaren Erde auf den Sand aufzubringen; am liebsten sofort, aber der Preis war unbezahlbar. Im Generalplan des Sonnenhofes war ein sogenannter Erdgarten vorgesehen – also ein schattiger, geschützter Platz, auf dem – sauber aufgereiht, mit Altersangabe und Umsetzdaten versehen – eine lange Reihe von Komposthaufen verschiedener Zusammensetzung, gepflegt und überwacht, ihrer Reife entgegengesehen. Ohne die heute üblichen Schnellkomposter dauerte damals der Prozeß der Kompostierung mit zweimaligem Umsetzen und Durchsieben glatte zwei Jahre, und man mußte genügend kompostierbares Material zusammenkriegen. Väterchen kannte keine Hemmungen, bei Nachbarn und auch bei der Gemeinde um Laubabfall, Rasenschnitt, Waldstreu und dergleichen zu fragen. Die Gemeinde war froh, daß die Lindenallee kostenlos abgeharkt wurde und die meisten Nachbarn wußten mit ihren Gartenabfällen auch nichts Besseres anzufangen, als sie zu verbrennen. Sie waren froh, daß ein Narr sie umsonst abholte. Väterchen betrachtete seine wachsende Komposteil mit demselben Vergnügen, mit dem ein fröhlicher Trinker seine Weinjahrgänge im Keller reifen sieht. Um aber im frühen Frühjahr schon Salat, Radieschen und Spinnat zu haben, legte er mit Pferdemit geheizte und mit Glasfenstern abgedeckte Frühbeete an. Natürlich heißt das nicht, daß er selber grub, zimmerte und pflanzte. Er bestimmte nur die Plätze im Glasgarten, steckte mit Max Schemmel

die Maße ab und hatte die Oberaufsicht bei den Zimmermannsarbeiten für die Frühbeete. Die Erdaushub- und Planierungsarbeiten wurden von einem zwar willigen, aber recht beschränkten Tagelöhner ausgeführt. Er war siebzehn Jahre alt, bärenstark und wegen Erreichens der Altersgrenze aus der Volksschule entlassen, was seinem stets heiteren Gemüt keinen Abbruch tat. Er war bereit, jede noch so harte Arbeit auszuführen, vorausgesetzt, man konnte ihm begreiflich machen, was er ausführen sollte. Das war gar nicht so einfach, denn er verstand nur Plattdeutsch und auch in diesem Idiom nur die Hälfte. Dabei grinste er freundlich und zog die Nase hoch, denn die Benutzung eines Taschentuches hatte ihn niemand gelehrt. Aber von Zeit zu Zeit schneuzte er sich mit zwei Fingern – wenn das Hochziehen nichts mehr half. Eine bewundernswerte Fähigkeit, die von den Jungen oft kopiert, aber nie in dieser Vollkommenheit erreicht wurde. Auch war Mama gegen Übungen dieser Art. Mit Nachnamen hieß er Kück – ein in Worpswede und den umliegenden Dörfern sehr häufiger Name. Zur Unterscheidung der vielen Kücks, die fast alle miteinander verwandt waren, fügte man nicht den Vornamen, sondern die Berufsbezeichnung bei, da man mit den wenigen gebräuchlichen Vornamen, wie Hinnerk, Jan oder Fidi, nicht zurecht gekommen wäre. So gab es einen Schlachter-Kück, Schuster-Kück, Holschen-Kück (Holzschuhmacher), Stuhlkück, der Binsensühle herstellte, einen Leichen-Kück, der die Toten in einer schwarz-silbernen, girlandengeschmückten Karosse zum Friedhof kutscherte, einen Schneider-Kück und eine ganze Dynastie von Bäcker-Kücks. Unser Kück hieß Schnotter-Kück, wie seine Schulkameraden ihn schon genannt hatten. Der Name paßte vortrefflich; er behielt ihn sein Leben lang.

Die Frühbeete waren vor Eintritt des ersten Frostes fertig, wurden mit wärmedem Pferdemit gefüllt und mit einer zehn Zentimeter starken Humusschicht abgedeckt. Ende Januar wurde eingesät und vier Wochen später lernte Schnotter-Kück, die Strohmatte von den Holländerfenstern zusammenzurollen, die zarten Pflänzchen mit Gefühl und angewärmten Wasser zu überbrausen und vor Einbruch der Dunkelheit die Strohmatte wieder auszurollen. Es gab tatsächlich Ende März Schnittsalat und Spinat bei Migges. Väterchen war stolz wie Napoleon nach einer gewonnenen Schlacht. Hatte er doch das schlechte norddeutsche Klima überlistet und den ersten Punkt seines Programms "Frisches Gemüse zu jeder Jahreszeit" mit Glanz erfüllt!

Snotter-Kück wusch sich am Samstagnachmittag den Hals unter der Gartenpumpe, erschien grinsend in der Küche bei Mama, um seinen Wochenlohn in Empfang zu nehmen, und entschwand in eine der Dorfkneipen. Bei Hinni Haar oder Schwiebert traf er seine Kumpane – Bauernknechte, Landarbeiter und Tagelöhner – und gab bereitwillig Auskunft über alle Verrücktheiten, die "Mecke" (Migge) in der vergangenen Woche wieder von ihm verlangt hatte. Man amüsierte sich köstlich und wollte alle Einzelheiten genau wissen. Ein "studierter Bauer" ist auf dem Dorf an sich schon eine Witzblatfigur – und nun noch dazu einer, der Laub und Scheiße sammelte, Pferdemit in gezimmerten Kisten mit Fenstern drauf verpackte und Lehm mit Kuhmist, zu einer dicken Soße verrührt, an seine Obstbäume schmierte. Das gab jeden Samstag einen Riesenspaß! Man lachte lange und von Herzen über soviel Blödigkeit und vermißte weder Radio noch Fernsehen, die damals noch nicht erfunden waren.

Der Schulstreit

Natürlich gab es auch Leute im Dorf, denen Väterchens Anwesenheit ein Dorn im Auge war. Zu denen gehörte zum Beispiel Hugo Domreis, ein Ehrenmann, Reporter und Herausgeber der "Wümme-Zeitung". Zu seinem Beruf gehörte es, über alle Vorgänge im Dorf unterrichtet zu sein, über Viehverkäufe, Scheunenbrände, Mißgeburten bei Kälbern, entlaufene Hunde, vom Feld gestohlene Rüben sowie natürlich auch Heiraten, Geburts- und Todesfälle. Da er nicht überall gleichzeitig herumhorchen konnte, schickte er seine Frau auf den Sonnenhof, um sich durch Augenschein zu überzeugen, was dort vor sich ging. Er war der Ansicht, daß Väterchen Kommunist, vielleicht gar Anarchist, sei, eingeschleppt durch Heinrich Vogeler (so seine eigenen Worte). Deshalb schärfte er seiner beseren Hälfte größte Wachsamkeit und Vorsicht ein. So sah man dann eines schönen Sonntagmorgens Madame Domreis, mit Hut und Handschuhen ange-tan, sorgfältig die Mistbeete öffnen, hineinstarren und wieder schließen. Außer pikierten Salatpflänzchen konnte sie nichts entdeckt haben. Trotzdem erschien wenig später in der Wümme-Zeitung ein unfreundlicher Artikel über "fremde Elemente", die sich neuerdings im Dorf breit machten und mit revolutionären Ideen Altbewährtes über den Haufen zu werfen trachteten und dadurch Unruhe stifteten. Väterchen lachte darüber und ging unbeirrt seinen weiteren Plänen nach. Ein paar Tage später hatte er diese Episode vergessen. Frau Domreis aber vergaß nicht, daß sie außer Pflanzen auch viele Kinder gesehen hatte, Kinder im schulpflichtigen Alter. Sie machte eine Meldung an die Schulbehörde in Osterholz-Scharmbeck, und kurz darauf erschien das Gesetz in Form unseres Landgen-darms Wittfogel bei Väterchen in großer Uniform und mit gezücktem Notizblock. Auch hatte er den Gesetzestext nebst Ausführungsbestimmungen über die all-gemeine Schulpflicht sowie die Strafbestimmungen bei Nichtbefolgen eben dieses Gesetzes griffbereit. Väterchen erklärte dem völlig verdutzten Gendarm, daß er seine Kinder von August bis Ostern nicht zur öffentlichen Schule zu schicken gedächte und als Ausgleich für entgangene Unterweisung jeden Tag den alten, pensionierten Lehrer Wendelken drei Stunden zwecks Erteilung von Privatunter-richt engagiert habe. Er begründete diese Maßnahme damit, daß er beim Aufbau seines Muster-Siedlungsgartens der Hilfe aller Hände – auch der seiner Kinder – bedürfe. Wer sollte sich wohl sonst um Kaninchen, Hühner, die beiden Schafe und die zwei Ferkel kümmern, wenn nicht die Kinder? Außerdem sei all dies von großem erzieherischen Wert. Wittfogel wußte auf diese einleuchtenden Gründe keine rechten Gegenargumente vorzubringen, sah sich aber doch – wenn auch mit Bedauern – gezwungen, der vorgesetzten Behörde Meldung zu erstatten. Das mit den Kaninchen sah er ein, er hatte doch selber welche. Aber andererseits: Ordnung muß sein. Väterchen empfahl ihm, nichts zu übereilen, schenke ihm einen Schnaps ein, und man verabschiedete sich in Frieden und unter lebhaftem Gedankenaustausch über die Aufzucht blauer "Belgischer Riesen". Der Schulstreit ging weiter, ebenso der Unterricht bei dem alten Lehrer Wendelken. Der nächste Vorfall in dieser Sache war ein sachlich-strenger Brief vom Schulamt, wonach der Leberecht Migge, wohnhaft zu Worpswede seit dem ersten August 1920, seine Kinder Gert, Klaus, Peter und Marianne umgehend bei der Volks-schule Worpswede anzumelden und zum täglichen Unterricht dorthin zu schicken habe. Anderenfalls eine Geldstrafe, im Nichtbeitreibungsfalle eine

Haftstrafe von x Tagen angedroht wurde. Außerdem erbot sich Vater Staat, die Kinder, wenn nötig, mit Polizeigewalt zum Schulbesuch abzuholen. Tagelang amüsierte sich Väterchen über das köstliche Amtsdeutsch, besonders der "Nichtbeitreibungsfall" hatte es ihm angetan. Er benutzte dies Wort—Ungetüm täglich und bei den unmöglichsten Gelegenheiten, wobei er lautlos in sich hineinlachte. Mama nahm die Sache keineswegs auf die leichte Schulter und verlangte eine klare Stellungnahme und vor allem ein absolutes Ernstnehmen der Beamten. Ich muß hier einschieben, daß Väterchens Verhältnis zu Beamten ganz allgemein als gestört betrachtet werden muß. Ein Mensch, der freiwillig Beamter wurde, war in seinen Augen beschränkt, borniert, kastriert, unfähig, eigene Entscheidungen zu treffen und demoralisiert durch seine absolute Abhängigkeit von seinem Arbeitgeber, dem Staat. Beamte nannte er ganz allgemein "Pappköpfe", und mündliche Auseinandersetzungen mit einem Angehörigen dieser Berufsgruppe endeten regelmäßig mit einem Fiasko. Väterchen schrieb also kurz vor Ablauf der gesetzten Frist einen seiner Meinung nach gemäßigten Brief, in dem er seinen Standpunkt bezüglich der schulischen Erziehung seiner Kinder darlegte, nochmals auf den hohen erzieherischen Wert einer praktischen Arbeit hinwies und mit der Anmerkung schloß, daß viele berühmte Deutsche, ausschließlich von Hauslehrern unterrichtet, es im Leben zu großen Leistungen gebracht hätten. Mama verhinderte noch, daß er ins Biedermeier zurückgriff und namentliche Beispiele brachte. Sie vermutete nicht zu Unrecht, daß dieser Brief nicht nur eine, sondern gleich mehrere Beamtenseelen zum Überkochen bringen würde. Aber soweit kam es nicht. Mutter Natur griff zugunsten von Väterchen ein. Es war mittlerweile November geworden. Worpswede lag unter einer bleigrauen, niedrigen Wolkendecke; es nieselte, und die alten Leute pflegten ihr Rheuma und Podagra hinter den Torföfen. Unter den Schulkindern brach eine Influenza aus, an die sich eine Masern—Epidemie anschloß: Die Schule wurde geschlossen. Es gab ein paar Todesfälle unter den ganz Alten und den ganz Jungen, weil man von Grippe—Viren und deren Bekämpfung noch nichts wußte. Frau Dr. Hirsch—Lotz kam nicht mehr aus den Kleidern, und Apotheker Krieb machte glänzende Umsätze in Aspirin und Formamin. Väterchen lag auch darnieder. Von seinem alten Nierenleiden geplagt und von Mama gepflegt, wurde er friedfertiger und zu Kompromissen bereit. Man kam zu einer Einigung im Schulstreit dahingehend, daß der zwölfjährige Gert, der elfjährige Klaus und der zehnjährige Peter mit Beginn des neuen Schuljahres nach Osterholz—Scharmbeck in die Realschule geschickt, die achtjährige Marianne und der sechsjährige Volker dagegen in die Worpsweder Volksschule aufgenommen würden. Immer vorausgesetzt, daß die Epidemie bis dahin abgeklungen und die Schulen wieder geöffnet seien, und der Hausunterricht — ausdrücklich als befristete und nunmehr genehmigte Überbrückungsmaßnahme — fortgesetzt würde, selbstverständlich amtlicherseits von Zeit zu Zeit kontrolliert. Na, bitte! Friede auf Erden! Aber bei den Behörden war man fester denn je davon überzeugt, in Leberecht Migge einen hart—gesottenen Anarchisten vor sich zu haben und legte vorsorglich diese Meinung auch in einem Dossier nieder.

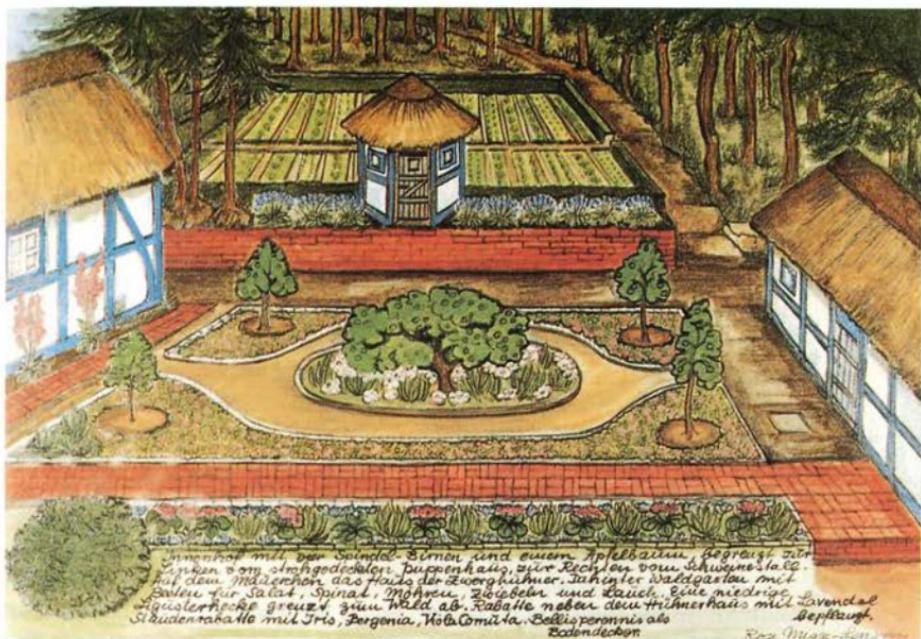
Der Ausbau

Über den erzieherischen Wert praktischer Arbeit in Stall und Garten gingen übrigens die Ansichten von Väterchen und den Kindern weit auseinander, ja, man

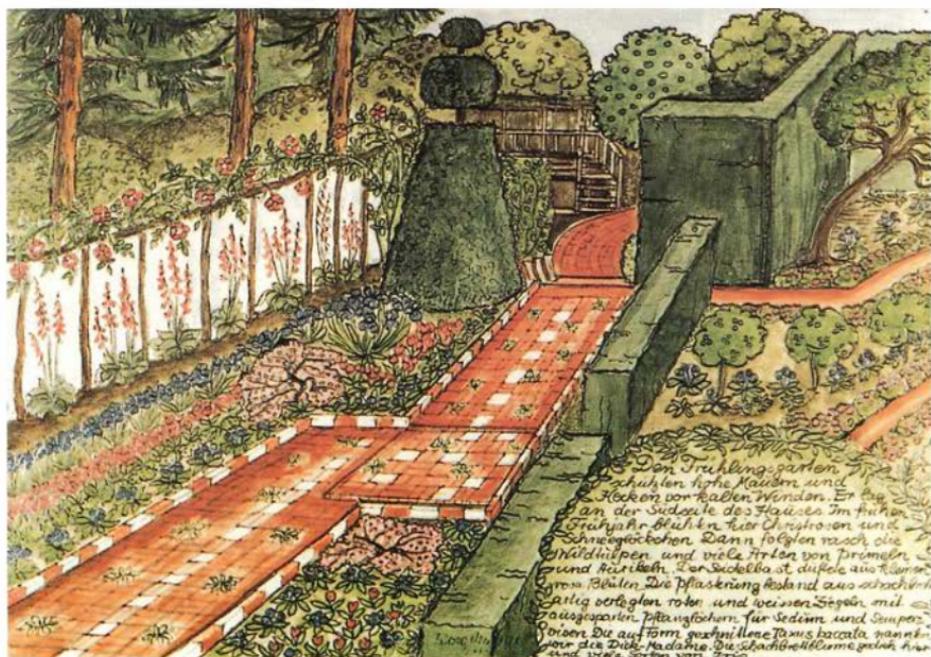
kann sagen, daß einige der ewig wiederkehrenden, leider notwendigen Arbeiten, wie Unkrautzupfen, Pikieren und Wegeharken, sich krassester Unbeliebtheit erfreuten. Das Füttern der Haustiere sowie Eiersammeln und Obstpflücken dagegen waren mäßig beliebt, und richtigen Spaß machte nur das Gießen, weil man dabei in aller Unschuld einen Erwachsenen bespritzen konnte – natürlich mit vielen Entschuldigungen für das Versehen. Das größte Vergnügen war unseren lieben Eltern unbekannt geblieben, weil es während ihrer Siesta stattfand – der vom ganzen Haus, einschließlich Personal, streng eingehaltenen Ruhepause: Dann öffneten Gert und Klaus den Schweinestall, und man spielte mit den beiden halbjährigen Schweinchen Kriegen und Haschen, ein Spaß, der den Tieren mindestens dasselbe Vergnügen bereitete wie den Kindern. Jedenfalls quiekten und grunzten sie dabei in den höchsten Tönen und rannten wieselnd und Haken schlagend durch den Wald, der den oberen Garten abgrenzte. Durch diese tägliche Sportstunde wurden sie schlank und hochbeinig und waren am Schluß des Spiels immer schwerer einzufangen.

Väterchen betrachtete seine Windhund–Schweine mit Zufriedenheit. Er haßte verfettete Haustiere und hatte angeordnet, daß die Schweine täglich eine Salatmahlzeit bekämen. Da er von der regelmäßigen Spiel– und Sportstunde nichts wußte, führte er die schnittigen Figuren auf seine Futterordnung zurück. Als Mitte November Schlachter Wendelken von Hof zu Hof zog, um Haus–schlachtungen auszuführen, erschien er auch auf dem Sonnenhof und meinte nach einem Blick in den Schweinestall, man sollte die beiden "Mägerlinge" noch sechs Wochen mit reichlich Kleie und Magermilch aufpäppeln, das gäbe dann ordentliche Speckseiten. Aber Väterchen erklärte ihm ausführlich, wie schädlich fetter Speck sei und wie wichtig Grünfutter für gesund durchwachsene Fleischbildung, und auch der Cholesterinspiegel des Menschen... Wendelken hatte genug verstanden. Er ging mit seinem Gehilfen an die Arbeit. Meta hatte den Wurstkessel im Hof schon geheizt, Mama hatte die Weckgläser für ihre berühmte Leberpastete vorbereitet. Es roch nach Majoran und Nelkenpfeffer, nach Wurstbrühe und Wellfleisch, und abends hingen viele Würste an Stangen in der Spülküche und vier magere Schinken lagen in einer Holzbütte in Lake. Das war das Ende von Lady und Lumpi – so hießen die beiden fröhlichen Renner –, die im Dienste der Wissenschaft, sozusagen als die ersten Salatschweine, in die Wurst eingingen. Väterchen behauptete beim Abendessen, ihr Fleisch sei besonders delikates, natürlich dank seiner Salatkultur. Gerade wollte er genau erklären, wieso Grünfutter für Schweinemast so wertvoll sei, als Peter unvermittelt irgendeine alberne Schulgeschichte aufsticht, über die sämtliche Kinder vor Lachen fast unter den Tisch fallen wollten. Väterchen hob irritiert die Tafel auf, erbost über seine unernste Nachkommenschaft. Schnotter–Kück erzählte am Samstag von den Salatschweinen in der Kneipe bei Hinni Haar und hatte einen großen Erfolg. Man hörte ihm zu und lachte. Bloß Jan T. drohte, ihn windelweich zu kloppen, "wenn hei lücht" (wenn er lügen würde), denn soviel Unverstand hielt er nicht für möglich.

Nachdem der "Glasgarten" fertig und in voller Funktion war, bestellte Väterchen wieder Tischler Schnaars und Maurer Warnken, um einerseits ein Gewächshaus mit kleiner Zentralheizung sowie sein patentiertes Kompostsilo bauen zu lassen. Das Gewächshaus sollte der frühen Aufzucht von Sellerie–, Porree–, Gurken– und



Innenhof mit vier Spindel-Bäumen und einem Apfelbaum, begrünt von
 Zypressen, ein geschobener Buchsbaum, zwei Eichen von denen eine
 mit dem Mädelchen als Haus der Zwergkühner, dahinter Waldgarten mit
 Bäumen für Salat, Spinat, Mohren, Ziegenmelde und Klee, eine niedrige
 Ficuslerhecke grenzt zum Wald ab, Rabatte neben dem Hirnerhaus mit Lavendel
 Staudenrabatte mit Iris, Bergonia, Viola Comata, Bellis perennis als
 Bodendecker. Rosa Mayr-Dunz



Der Frühlinggarten
 schütten hohe Mauern und
 Hocken von kalten Wänden. Er
 an der Südwand des Hauses im frühen
 Frühjahr blühen hier Christrosen und
 Schneeglöckchen. Dann folgen rasch die
 Mädelkuppen und viele Arten von Primeln
 und Kirschen. Ein Sichelbe ist dunkel aus einem
 grossen Stein. Die Pflasterung besteht aus schwarzen
 Kieselsteinen, die mit weissen Steinen mit
 Kieselsteinen, Pfingstrosen, für Sedum und Sempervivum
 sind. Die auf dem garten. Helle Tomus bacata pflanzen
 sind die zwei Madonnen. Die schwarze Kirsche ist
 und viele Sorten von Ficus.

Tomaten-Setzlingen dienen, das dreiteilige Kompostsilo mit gemauerten Sickergruben zum Auffangen der Jauche aber war der Fäkalienaufbereitung gewidmet. Das Herzhäuschen, das ungeliebte und vielbemängelte, hatte reichen Segen erbracht, der, zwischenkompostiert mit geruchsbindendem Torfmulch im Wirtschaftsanschluss, gefällig in exakten, länglichen Hügeln angeordnet, seiner weiteren Bearbeitung harpte. In dem Kompostsilo sollte dieser Rohstoff, gemischt mit Sand, Kalk und verrotteter Waldstreu, gelagert und zur vollen Reife gebracht werden. Der Tag, an dem Schnotter-Kück viele Karren dieser kostbaren Fracht an den Küchenfenstern vorbei zum Silo schob, war für Väterchen ein Freudentag. Mama dagegen verrammelte Türen und Fenster, weil ihr die ganze Fäkaliennutzung stank, und das im wahrsten Sinne des Wortes. Väterchen stank sie wunderbar schön – war sie doch ein wichtiger Schritt voran in seinem Programm der Abfallverwertung ohne Vergeudung von Trinkwasser. Natürlich gab es Kollegen, die schon Väterchens Artikel in Fachzeitschriften über dies Thema in höhnischen Gegenartikeln als "Rückfall in die Steinzeit" und "Preisgabe des Fortschritts der letzten 50 Jahre" bezeichnet hatten. Auch prophezeiten sie ihm ein absolutes Fiasko und führten dabei die oft zitierten Rieselfelder an. Aber Väterchen ließ sich durch nichts beirren, wenn er einmal von der Richtigkeit einer Sache überzeugt war. Er hielt das Wasserklosett für eine Fehlentwicklung: ("Zwölf Liter Trinkwasser zur Beseitigung eines einzigen Scheißhaufens sind zuviel. Das kann sich das reichste Volk der Erde auf Dauer nicht leisten.") – getarnt als Fortschritt ! Das war im Jahr 1920 starker Tobak, denn man war von ökologischen Erkenntnissen noch meilenweit entfernt. Nicht wenige Kollegen bezeichneten ihn als Scharlatan oder gar als Narren. Wer letztlich Recht hatte, sollte erst viele, viele Jahre später sichtbar werden. Doch genug der Scheiße!

Die Trennung

Im Frühsommer 1921 sollte das von Eugenie von Garvens erworbene Waldgrundstück zu zwei Dritteln urbar gemacht und terrassiert werden. Väterchen engagierte einen weiteren Tagelöhner, der sich in der Folgezeit als wahrer Edelstein unter Feldkieselern erweisen sollte. Jan P. hatte ursprünglich die Absicht gehabt, Polizist zu werden, war aber aus persönlichen Motiven nach zwei Jahren von der Bremer Polizeischule abgegangen. Er war intelligenter als die meisten Landarbeiter, sportlich ausgebildet und lernfähig und begierig. Er konnte mit dem Benzinmotor einer Fräse umgehen und eine Zentralheizung bedienen: kurz, er war das, was man sich beim Aufbau eines Betriebes wünschte. Er besah sich die mageren Kiefern, zählte sie durch und erklärte dann, daß er mit den spärlichen Dingen wohl fertig würde. Wenn Schnotter-Kück die Zugsäge an der anderen Seite bedienen würde, könnte man es wohl in drei Wochen geschafft haben. Allerdings: zum Roden der Stubben müsse ein Gaul her, ebenso für das erste Pflügen. Und so ging Väterchen zum Barkenhoff, um Gespann und Pflug auszuleihen, wie es abgemacht war. Ich muß hier einfügen, daß Väterchen vom ersten Tage seines Aufenthaltes in Worpswede an in regelmäßigen Abständen zu Heinrich Vogeler ging, teils zu Gesprächen, teils zum Erfahrungsaustausch, teils um Ratschläge zu geben. Es ließ sich jedoch nicht verheimlichen, daß die Kommune Barkenhoff – was ihre landwirtschaftliche Entwicklung betraf – auf der Stelle trat. Mit der Arbeit kam sie nicht voran, dafür wurde um so mehr geredet. Man konnte,

zu welcher Tageszeit oder Nachtzeit auch immer – auf dem Barkenhoff erscheinen: stets war ein Pulk von Menschen in der großen Eßdiele versammelt und redete, diskutierte, zankte gar um die Art, wie dies oder jenes ins Werk gesetzt werden sollte, aber keiner setzte ins Werk – man stritt um die Methode. Und da es sich bei den Mitgliedern der Kommune (mit zwei Ausnahmen) um Intellektuelle handelte, tat man es mit Ausdauer und Freude an der Formulierung. Wirkliche Aufbauarbeit leisteten nur zwei Männer – dreißig andere redeten. Zu der Mittagstafel dagegen fanden sich alle zweiunddreißig zum Essen ein. Das konnte auf die Dauer nicht gut gehen, und ohne die großmütige Hilfe von Roselius wäre das Projekt Kommune Barkenhoff in einem halben Jahr beendet gewesen – und das mit erheblichen Schulden. Väterchen hatte schon ein paarmal den Eindruck gehabt, daß seine Ratschläge und Erfahrungen gar nicht so sehr erwünscht waren. Er hatte einige Vorträge gehalten, die zu langen mitternächtlichen Debatten geführt hatten. Er hatte sich zu praktischen Demonstrationen angeboten; aber er hatte auch bemerkt, daß die meisten Kommunarden am liebsten sich selbst reden hörten. Als er nun mit dem Wunsch erschien, das Pferdegespann auszuleihen – wie es vor Jahr und Tag abgemacht war –, da war es gerade heute nicht zu entbehren, die nächste Woche auch nicht, und wie es im nächsten Monat sei, wisse man noch nicht. Es war nicht Heinrich Vogeler selbst, der diese Absage erteilte, aber einer seiner beiden einzigen Arbeiter. Heinrich Vogeler war die Sache offenbar aus der Hand geglitten – er war wohl nicht der Mann der Praxis, für den er sich gehalten hatte, und wollte kein Antreiber sein. Leider gehörte aber ein bißchen Treiben dazu – Begeisterung allein schafft keine Kohl- und Rübenfelder. Und Vorarbeiter muß man auch sein können, wenn man Nacharbeiter haben will. Das hatte er schmerzlich gelernt, nämlich beim Umgraben. Diese ihm ungewohnte Arbeit hatte er genau eine halbe Stunde durchgehalten, dann mußte er sich hinlegen, worauf alle anderen auch die Spaten hinlegten. Heinrich Vogeler hatte resigniert. Das war Väterchen zur Gewißheit geworden. Er kehrte auf dem Absatz um und schickte Jan P. zu Glocken-Böttjer (das war der Bauer, dessen Felder dem Sonnenhof gegenüber an der Lindenallee lagen) mit der Anfrage, ob er bereit und willens sei, in etwa drei Wochen das gerodete Land zu pflügen und vorher evtl. ein paar Stubben mit Pferdekräften aus dem Boden zu holen. Er wollte. Im Stundenlohn, versteht sich. So sah man bald die dünnen Kiefern verschwinden, Axt und Säge hallten, die Stämme fielen krachend nieder, wurden entastet und in Meterstücke zersägt. Jan P. und Schnotter-Kück brauchten kaum drei Wochen dafür. Dann kamen zwei Pferde mit der großen Pflugschar. Man brach den Boden um und holte die Stubben mit Seilen heraus. Dann wurde nochmals gepflügt und geeggt, und Glocken-Böttjer verschwand mit seinen Tieren, nachdem er Jan P. eingehend ausgefragt hatte, was das denn werden sollte. "N Gaaten" erklärte Jan P. lakonisch. Und das wurde es dann auch, und zwar ganz ohne Hilfe und Unterstützung der Kommune Barkenhoff.

Väterchen war enttäuscht von Heinrich Vogeler – und der wohl auch von ihm. Jeder hatte vom anderen erwartet, daß er sich auch dem eigenen Projekt mit vollem Einsatz widmen würde. Als sie sich kennenlernten, hatte jeder im anderen spontan den Geistesverwandten erkannt und sich große Dinge von einer engen Zusammenarbeit versprochen. Wirklichkeit war daraus nicht geworden – im Gegen-

teil: man lebte sich auseinander. Je mehr Heinrich Vogeler den Kommunismus der frühen Jahre zur Religion erhob, je mehr über die Freiheit der Kunst, die freie Liebe und die Abschaffung bürgerlicher Zwänge und der Religion geredet und die Nächte hindurch diskutiert wurde, desto mehr zog Väterchen sich zurück. Das alles war nicht sein Anliegen, und er grübelte nur noch darüber, wieso Heinrich Vogeler ihn so hatte mißverstehen können – oder er ihn.

Mama war keineswegs betrübt über diese Entwicklung – ja, man kann sagen, daß ihr die Verbindung schon geraume Weile stank. Schlimmer als die wertvollen Fäkalien, die bekanntlich so herrliche Chrysanthemen hervorbringen. Daß die freie Liebe oder die Abschaffung bürgerlicher Zwänge die Menschen glücklicher machen würde, oder gar die Abschaffung der Religion – daran glaubte sie nicht. Schon gar nicht, wenn die Menschen Hunger haben, Wohnungen und Arbeit für alle fehlten und die Depression eines verlorenen Krieges über einem ganzen Lande liegt. Mama war ein paarmal mit Väterchen auf dem Barkenhoff gewesen, fühlte sich dort als nicht dazugehörig und wurde wohl auch als Fremdkörper empfunden. (Sie ging übrigens nie wieder dorthin, die ganzen dreißig Jahre nicht, die sie noch in Worpswede lebte). Sie blieb auf dem Sonnenhof und entfaltete eine großartige Innenpolitik, die vom Spinnen, Sticken, Stricken und Nähen über Einmachen, Dörren, Brotbacken und Säuern bis zum Ausmalen von Bettmatten und Anstreichen von Möbeln reichte. Dabei war die Blumenpflege auf den Tischabatten am Haus ihre erste und liebste Tagespflicht. Ihre Energie schien unerschöpflich und oft beängstigend. Sie reichte jedenfalls immer noch dazu aus, abends den Kindern Fritz Reuter geläufig in Mecklenburger Platt vorzulesen. Und wenn endlich alle im Bett lagen, nahm sie sich noch den großen Stopfkorb vor, um die oft kartoffelgroßen Löcher in Wollsocken und Strümpfen zu stopfen. Dann fand sich meistens Väterchen ein, um Mama seinen neuesten Zeitschriften – Artikel oder ein Kapitel des Buches, das er in Arbeit hatte, vorzulesen. Es ging immer nur um das eine Thema – Mama kannte es vorwärts und rückwärts, theoretisch und ganz besonders auch praktisch, und ihr Interesse war nicht mehr ganz so brennend wie am Anfang des Experiments. Und so kam es leider dazu, daß Väterchen eine besonders gelungene Formulierung zweimal vorlas und dabei entdeckte, daß Mama über ihrem reich gefüllten Stopfkorb eingenickt war. Er war entrüstet – Mama ganz einfach müde und fertig von zuviel Arbeit und zu vielen Kindern. Gewiß, es ist nicht die ganz feine Art, bei geistigen Genüssen einzuschlafen. Speziell von Ehefrauen erwartet man, daß sie hellwach, begeistert und voll positiver Anteilnahme den Ausführungen ihres Ehe – Herren lauschen. Aber verglichen mit dem Verhalten der Frau Heinrich Vogelers war Mamas Nickerchen noch ein harmloses Vergehen. Martha Vogeler hatte Ende des Jahres 1920 die Diskussionen, die revolutionären Ideen und den "neuen Menschen" in ihrem Hause so endgültig satt, daß sie ihre drei Töchter nahm und im Haus "Im Schluh" ein eigenes Heim gründete. Dort spann und färbte sie Wolle und fertigte sehr hübsche Wandteppiche an. Anfangs hatte sie wohl mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen, aber später wurde das "Haus im Schluh" ein wohlfundiertes Unternehmen, das heute noch ein großer Anziehungspunkt für Fremde ist. (Die Ehe der Vogelers wurde übrigens im Jahre 1922 geschieden).

Jan P. und Schnotter – Kück arbeiteten mit Hochdruck an dem terrassierten Gemüsegarten. Vier große Terrassen, begrenzt von einem Blumenaufrag und ab –

gestützt durch flache Torfsoden – verstärkte Stufen, bildeten den Kern des Gartens. Die Stufen bekamen alle fünf Meter eine Art befestigter Ausbuchtung aus Torfsoden. Dort hinein versenkte Väterchen eigenhändig einige struppig aussehende Wurzelstücke, die mausetot schienen, aber nach ein paar Wochen dann doch ausschlugen. Das waren Artischocken, die man bis dahin in Worpsswede weder gesehen noch gar gegessen hatte. – Ein weiteres Indiz für Väterchens närrischen Geisteszustand. ("Hei will Disteln freten.") Um zwei Jahre Wartezeit auf den eigenen Kompost zu sparen, kaufte Väterchen größere Mengen Mutterboden, die von Jan P. sorgfältig und sparsam über alles gebreitet wurden, verteilt wie eine Kostbarkeit. Dann wurde geharkt, gewalzt, wurden Wege abgesteckt und einige hundert Erdbeerpflanzen auf Terrassenstufen und – ränder gesetzt, woselbst sie Früchte tragen und mit ihren Wurzeln das Erdreich befestigen sollten. Das taten sie auch bald, denn der nach Süden offene Hang gefiel ihnen als Standort sehr wohl. Die oberste Terrasse, die an den Erdgarten und das Windschutzwäldchen grenzte, bekam lange Hügelbeete (ebenfalls mit Torfsoden abgestützt) für eine ausgedehnte Spargelkultur. Nach längerem Überlegen befand Väterchen den Windschutz für nicht ausreichend und ließ vor dem Wäldchen noch eine dichte Taxushecke pflanzen. Nun war er auch bereit, eine Reihe Pfirsichbäume, die im allgemeinen das Worpssweder Klima nicht überleben, probeweise in sehr gut versorgten Pflanzlöchern zu setzen. Vielleicht schafften sie es ja – man würde sehen! Eine Gruppe von Spindelbirnen, Äpfeln, Kirschen und sogar Aprikosen hatte Väterchen schon im Herbst des Vorjahres gesetzt. Alle Bäumchen, bis auf die sehr zimperlichen Aprikosen, waren angewachsen und hatten teilweise schon geblüht. Auch alle alten, stark verwilderten Obstgehölze, die von irgendwelchen Vorwohnern des Hauses gepflanzt waren, hatten nach Rückschnitt, guter Düngung und Pflege Früchte getragen. Die Sache mit den Aprikosen ließ Väterchen natürlich keine Ruhe. Trotz Mamas Protest (die überall Einbrecher und Diebe witterte) ließ er die Südseite des Hauses mit einem Spalier aus solidem Holz überziehen und setzte U-förmig gezogene Spalierpfirsiche und – Aprikosen daran. Und siehe: an der warmen Mauer gediehen sie. Aber Malermeister Toeppe schimpfte jedes Jahr, wenn er zum Streichen der Fenster oder Wände erschien, über soviel Unverständnis. Nachdem jedes freie Plätzchen noch mit Stachelbeeren, Himbeeren, roten und schwarzen Johannisbeeren ausgenutzt und besetzt war, machte Väterchen den Plan für den großen Blumenaufgang und die berühmte Rosenpergola. Der Blumenaufgang verdeckte, oder besser gesagt: umrahmte all das leider nötige, profane Gemüse, die verschiedenen Kohle, Mohrrüben und Zwiebeln, den Porree und die Puffbohnen und was der Mensch sonst zum Leben braucht, mit Hunderten bunter Stauden und Einjahresblumen. Hier war Väterchen nun ganz in seinem Element. Er komponierte eine Symphonie in Gelb aus Sonnenblumen, Kerria, Rudbeckia, Tagetes, Goldraute, Alyssum und Goldlack, vom zarten Grau der Santoline und Cinneraria maritima unterbrochen. Auf der zweiten Terrassenstufe konnte man in Blau schwelgen von Delphinium, Lobelia, Campanula, Aubritia, Myosotis, Viola cornuta bis Iris germanica – viel Blau, das durch zarte, weiße Spiräen ins rechte Licht gesetzt wurde. Die dritte Terrassenstufe war der Farbe Rot vorbehalten. Vom zarten Rosa zahlreicher Phlox-Hybriden, Päonien, Papaver, Dahlien bis zum dunklen Rot der Zinnien, Salvien, Bergenien, Verbenen und Nicotiana waren alle Schattierungen vertreten. Anspruchslose weiße Marge-

ritten bildeten den Hintergrund. Nach einem Jahr sah der große Blumenaufgang sehr prunkvoll aus. Hoch über dem Blumenmeer erhob sich eine Pergola, be-
rankt von veredelten Brombeeren, deren Früchte leider selten in der von Väter-
chen heißgeliebten Marmelade landeten. Bei der großen Kinderschar ließ es sich
aber nie feststellen, wer eigentlich genascht hatte. Im Zweifelsfall war es immer
der andere.

Die Siedlerschule Worpswede

Im gleichen Jahr, in dem Väterchen den Sonnenhof gründete, wurde auch die
geplante "Siedlerschule Worpswede" auf dem gepachteten Moorhof in Moorende
verwirklicht. Vorwiegend unter der Leitung von Max Schemmel wurde dort prakti-
sche und theoretische Siedlungsarbeit gelehrt. Etwa 24 Schüler aus den unter-
schiedlichsten Kreisen nahmen an den Lehrgängen teil. Für den Anfang war das
ein großer Erfolg. Am Wochenende wimmelte die Schülerschar teils auf dem
Sonnenhof, teils auf dem Barkenhoff herum, diskutierte und lärmte – wie es die
Jugend zu allen Zeiten getan hat. Mama hatte oft die Vorstellung, in einem Amei-
senstaat zu leben, und das Menschengewimmel, der immer größer werdende
Mittagstisch, die Bewältigung von immer größer werdenden Haufen schmutziger
Wäsche wurden für sie allmählich zum Alptraum. Vor allem gab es keinen Raum,
in dem sie auch nur eine Viertelstunde mal hätte allein sein, sich sammeln und
entspannen, kurz: zu sich selbst hätte kommen können. Zudem gab es ja kaum
technische Hilfsmittel, um sich die groben und schweren Hausarbeiten zu er-
leichtern. Teppiche wurden geklopft, (der Staubsauger war noch nicht erfunden),
Wäsche in einer großen Trommel gekocht, die mit Handkraft 25 Minuten gedreht
werden mußte. Wringen großer Wäschestücke war eine harte Arbeit für zwei
Frauen, die so lange mit großem Kraftaufwand drehten, bis aus der so geschaffe-
nen Wurst kein Wasser mehr tropfte. Einmachen von Gemüse und Früchten ge-
schah in Gläsern, die im Wεκktopf gekocht oder in Zuckersirup konserviert oder
in großen Steintöpfen eingesäuert wurden. Entsafter gab es noch nicht. Wollte
man Obstsaft haben, so ließ man angekochtes Obst über Nacht durch ein Lein-
tuch rinnen, das – an vier Stuhlbeinen festgebunden – seine Flüssigkeit in eine
darunter gestellte Schüssel abtropfte. Den Stuhl stellte man zu diesem Zweck
umgekehrt auf den Tisch. Kurzum: ein großer Haushalt, der viele Menschen mit
Nahrung, Kleidung und Wäsche versorgen mußte, erforderte außer der Hausfrau
noch ein bis zwei handfeste Frauenzimmer, die mit zupackten. Natürlich hatte
Mama immer eine treue Meta, ein Dienstmädchen, dazu eine "Stütze der Haus-
frau", die schon mal einspringen konnte, wenn Mama unapßlich war. Aber trotz-
dem: es war zuviel, was in den ersten Jahren des Aufbaus von Mama gefordert
wurde, und sie war mehr als einmal einem Nervenzusammenbruch nahe – dem,
was man heute so trefflich "Ausflippen" nennt.

Im Herbst des Jahres 1921 brannte der Moorhof ab – leider durch Eigenverschul-
den! Und er war nicht versichert. Für Väterchen und Max Schemmel eine Kata-
strophe, für Mama ein Fingerzeig Gottes. Man war bereit, vor allem die jungen
Schüler, sofort mit dem Wiederaufbau zu beginnen und das Experiment Siedler-
schule fortzusetzen. Mama verweigerte ihre Mitarbeit. Väterchen zögerte wegen
der steigenden Geldentwertung, und Max Schemmel war praktisch ruiniert. Er
hatte seine ganzen Ersparnisse in den Moorhof investiert und damit am meisten

verloren. Vorerst kampierte alles auf dem Sonnenhof und dem Barkenhoff: das reinste Nachtlager von Granada! Mama erklärte ultimativ, diesen Zustand bis zur Beendigung des Lehrgangs (in einem sogenannten Sälchen der Kneipe Schwiebert) zu ertragen, aber keinen Tag länger. Väterchen war verblüfft, so harte Töne von seinem "Muschichen" (so nannte er Mama, wenn er ihr etwas Unzumutbares abschmeicheln wollte – sonst nannte er sie Thea) zu vernehmen. Aber Mama blieb hart. Nach ein paar Wochen zogen die Siedlungsschüler ab in Richtung Heimat, und Max Schemmel gründete später in Breslau eine zweite Siedlerschule nach dem Muster der ersten. Mama ließ das Haus gründlich putzen und bereitete sich auf die große Weihnachtsbäckerei vor.

Das Weihnachtsfest

Wollte man sich unterfangen, Väterchens Einstellung zu Gott, der Schöpfung und dem Leben zu bestimmen, so könnte man ihn wohl nur schlicht unter die Heiden einreihen. Er fand die Kirche überflüssig, die Pfarrer, die er als "schmarotzende Pfaffen" bezeichnete, ebenso unnützlich, und zu Christus hatte er Zeit seines Lebens kein Verhältnis gewonnen. Seine Kinder ließ er nicht taufen mit der Begründung, daß man einem Säugling nichts über den Kopf stülpen sollte, was er gar nicht beurteilen könnte. Andererseits hatte er nichts dagegen, wenn seine Kinder mit vierzehn Jahren den Wunsch äußerten, durch Taufe und Konfirmation in die Gemeinschaft der evangelischen Christen aufgenommen zu werden. Er feierte auch alle christlichen Feste mit Hingabe und großem Aufwand – aber das war wohl mehr seine Freude am Schmücken und Dekorieren. Der alte Groll blieb Zeit seines Lebens. Die Ursache dafür war wohl in der Bigotterie seines Elternhauses zu suchen. Er war weit davon entfernt, ein Ignorant oder gar Leugner der göttlichen Schöpfung zu sein. Nur offenbarte sich ihm in der Natur und vor allem in der Sonne die Idee "Gott" so unmittelbar und eindringlich, daß er dazu keiner Auslegung eines "Pfaffen" bedurfte. Seine letzten Worte auf dieser Erde waren der Begrüßung der Sonne gewidmet, die an einem trüben Frühlingmorgen im Flensburger Krankenhaus durch die Wolken brach. Danach drehte er sich auf die Seite und starb ohne Kampf – so berichtete es seine Pflegerin – nach einer zu spät erfolgten Krebsoperation. Das war im Jahre 1935. Aber ich greife wieder vor. Kehren wir in das Jahr 1921 und zu dem Tag vor Weihnachten zurück!

Väterchen suchte den Weihnachtsbaum immer selbst aus, weil er ja ein Konzept hatte – übrigens jedes Jahr ein anderes – , wie der Baum im Endeffekt aussehen sollte. Wenn Jan P. die Montage in dem Ständer erledigt und den Baum ins Wohnzimmer geschleppt hatte, und wenn nach vielem Drehen und Wenden die optimale Schokoladenseite gefunden war, dann machte Väterchen sich ans Werk. Doch vorher stopfte er ein Sofakissen in die Durchreiche zur Küche (damit Mama nicht immer wegen der Kerzen und der Sicherheit dazwischenreden konnte) und er stellte seinen Courvoisier auf das Kaminsims, damit er in angenehmer Zimmertemperatur seine ganze Blume entfalten konnte. Courvoisier war sein Lieblingscognac, den er zwar wegen seiner Nierenkrankheit nicht trinken sollte, der aber dennoch bei einigen feierlichen Gelegenheiten von ihm genossen wurde. Weihnachtsbaumschmücken gehörte zu diesen Gelegenheiten. Dieser wahrhaft edle Branntwein regte seine Phantasie an, entfaltetete sein musikalisches

Talent – er spielte mehr schlecht als recht Harmonium – und förderte seine Sangeslust.

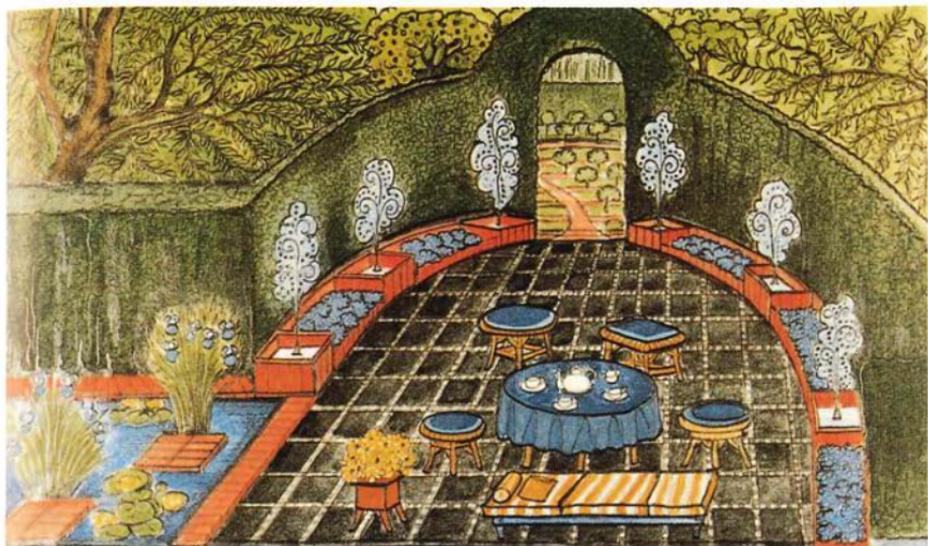
Das Wohnzimmer, das für jedermann seit Heiligabend–Morgen geschlossen war, wurde von Väterchen um– und umgekrepelt und war am Abend das Weihnachtszimmer schlechthin. Im Kamin war die von Mama gefertigte Krippe aufgebaut, Kiefernzweige mit vergoldeten Nüssen bildeten den Hintergrund, und Moos aus der nahen Marcusheide war sofort als Bethlehemer Stallstreu zu erkennen. In einer echten Stallaterne (aus dem Schweinestall) brannte ein kleines Hindenburglicht und warf lebendige Schatten und Lichter auf die heilige Familie und die mit Goldlitzten geschmückten Könige aus dem Morgenland, deren Pappkronen von uns Kindern lange Zeit für echtes Gold gehalten wurden. Der Baum reichte immer bis zur Decke und war jedes Jahr in einer anderen Farbe gehalten, wobei Väterchen weder vor rosa Rosen noch vor goldenen Schleifen zurückschreckte. Auch Lebkuchen mit Kitschengel–Oblaten beklebt oder bunte, glasgeblasene Vögelchen kamen in seinen Weihnachtskompositionen vor. Einmal hatte er den ganzen Wintergarten, der im Jahre 1926 dem Wohnzimmer vorgebaut wurde, mit farbigen Glaskugeln behängt, zwischen eine große, rankende Passiflora. Ein anderemal, als es endlich einmal am Heiligabend Schnee gab, hatte er den Weihnachtsbaum draußen auf die Terrasse gesetzt, im Schmuck großer, weißer Kerzen vor einem flimmernden Sternenhimmel. Kurz – man war immer voller Spannung und Vorfreude, was es diesmal wohl am Weihnachtsbaum zu sehen geben würde. Immer hing übrigens auch etwas Eßbares daran: bunte Kringel, rote Äpfel und hübsch verziertes Backwerk, denn am dritten Weihnachtstag durften wir den Baum plündern.

Um fünf Uhr war Väterchen fertig und verschwand im Bad, wo er duschte und seinen Smoking anzog. Dabei sang er laut "Scheene Minka, ich muß schäiden" oder "Ich tanze jern Krakowiak, doch nicht mit jedem Schubiak", bis Mama anklopfte und ihm in Erinnerung brachte, daß es sich bei den Texten nicht unbedingt um Weihnachtslieder handelte. Dann kam er schick und feingemacht, mit einem Hauch Yardley–Toilettenwasser und einem ganz kleinen Schwips versehen, ins Weihnachtszimmer, setzte sich ans Harmonium und präludierte. Mama läutete die Weihnachtsglocke, und die Kinderschar samt dienstbaren Geistern quoll durch die Tür herein. Zuerst wurden Weihnachtslieder gesungen. Das ging recht gut, weil wir keinen "Brummer" in unserer Mitte hatten und auch zweite und dritte Stimmen zu manchen Liedern in der Schule gelernt hatten. Die "Migge–Sisters" konnten sogar annehmbar singen. Die Schwierigkeit lag bei Väterchen, d. h. bei dem Harmonium und dem Courvoisier. Wenn wir "O Tannenbaum" und "Ihr Kinderlein kommet" hinter uns hatten, wollte Väterchen sein Lieblingslied "Grünet, Felder, grünnet, Wiesen" hören. Dabei begab sich immer das gleiche: Väterchens Vor– und Zwischenspiele wurden immer reichhaltiger und länger und entfernten sich soweit von der Hauptmelodie, daß wir nicht wußten, wann wir anhalten oder weitersingen sollten. Und so endete dies schöne, alte Lied oft als rechte Katzenmusik zu sechs verschiedenen Zeitpunkten. Väterchen war manchmal erbost, aber meistens amüsiert und klappte den Deckel des altersschwachen, kleinen Harmoniums zu. Darauf kamen die Weihnachtsgedichte, die vor allem die kleinen Kinder gerade in der Schule gelernt hatten, zum Vortrag und erregten bei Väterchen lautlose Heiterkeit bis unterdrückten Zorn, von dem man –

gottlob – nur einzelne Worte, wie "geistiger Schwachsinn" und "hirnrissiger Blödsinn" verstehen konnte. Mama machte dann meistens mit lauter, fröhlicher Stimme dem literarischen Teil des Festes ein Ende, indem sie verkündete, daß man nun sehen werde, was das Christkind den Kindern gebracht hatte.

Das Christkind war damals mit seinen Gaben beileibe nicht so großzügig oder gar protzig, wie es sich heute zuweilen gibt. Da war für jedes Kind ein bunter Teller mit Äpfeln, einer Apfelsine, Nüssen und Lebkuchen – vielleicht noch ein paar Marzipankartoffeln – Schluß! Dann war die Puppe neu eingekleidet, hatte evtl. einen Schulranzen oder ein Hütchen bekommen. Ein Bilder- oder Märchenbuch lag immer dabei und man bekam einen von Mama gestrickten Wollschal mit passender Mütze. Bei den Knaben lagen neben dem Karl-May-Buch ein paar Schlittschuhe und ein selbstgestrickter Pullover. Das wars dann. Bei unseren lieben Eltern häuften sich dagegen die selbstgebastelten Scheußlichkeiten, für die sie so echte Freude heuchelten, daß wir unsere lange Mühe und Plage bei deren Herstellung vergaßen. Aber der Werk- und Handarbeitslehrerin, die uns Anregungen und Vorschläge zu all diesen häßlichen und nutzlosen Dingen gegeben hatte, der hätte man eigentlich auch so was schenken sollen – mit der Verpflichtung, es täglich zu benutzen. Unsere Meta bekam ein Stück Leinen zur Aussteuer und ein Scheinchen extra, und die Stütze der Hausfrau einen eleganten Kleiderstoff, den sie später unter Mamas Anleitung selber verarbeitete. Väterchen versäumte nie, beiden dienstbaren Geistern einen Blumenstrauß zu überreichen und sich für die aufmerksame Bedienung das ganze Jahr hindurch zu bedanken. Das rechneten sie ihm hoch an und flitzten nur so, wenn er irgendwelche Sonderwünsche hatte.

Gegen neun Uhr wurde das traditionelle Karpfenessen aufgetragen sowie eine köstliche Nachspeise aus Eier-Vanille-Creme mit Maraschino-Pfirsichen. Dann gab es ein Glas Sekt – für die Kinder mit viel Pitzelwasser verdünnt –, und man wünschte sich allerseits fröhliche Weihnachten. Der Sekt reichte aus, um Väterchens mimische Talente voll zu entfalten: entweder tanzte er jetzt wirklich Krakowiak, oder er führte mit Hilfe des Teewagens vor, wie Frau H., die rachitisch stark verbogene O-Beine hatte, den Kinderwagen mit ihren Zwillingen durchs Dorf schob. Leider erklärte Mama immer dann, wenn es interessant wurde, daß die Kleinen ins Bett müßten. Wir waren ja auch zum Umfallen müde, aber wir hätten zu gern auch einmal das Ende von Väterchens Vorstellung gesehen und gewußt, was Mama mit "pas en présence des enfants" meinte. Aber wir erfuhren es nie. Bei dieser Gelegenheit sollte man von den grundverschiedenen Erziehungszielen sprechen, die das Ehepaar Leberecht und Andrea Migge anstrebten. Dabei muß zunächst festgestellt werden, daß Väterchen die Erziehung der Kinder weitgehend Mama überließ – ja, er fühlte sich durch Kinderlärm so in seiner Arbeit gestört, daß keiner den Oberstock des Hauses, in dem sein Arbeitszimmer lag, betreten durfte. Hatte er allerdings einen schwierigen Auftragsplan, eine komplizierten Aufsatz oder gar ein Buch fertig, dann konnte es passieren, daß er nachts um halb zwölf das ganze Haus weckte, mit der Begründung, daß ideales Rodelwetter mit Vollmond sei. Meta mußte helfen, alle Kinder schleunigst anzuziehen, Fräulein Hanna bekam unsere vielen Lampions in die Hand gedrückt, mit dem Auftrag, frische Kerzen hineinzukleben und Streichhölzer und warme Decken bereitzulegen.



Der Wassergarten - vom Kuslergarten aus gesehen, dessen Schuttkern aus Glas ganz geföhnt und zurück gehoben sind, links goldfarb. Becken mit Seerosen und japanischer Sumpfschwamm. Die hohe gestrichene Tannengasse gibt Nestschutz. Die Silbermasse ist körnig mit von kleinen Springfontänen. Im Nischen ist ein gewähltes Baumstücken aus roten Hartbambus geformt. Die Befestigung: Mosaik, Terra cotta und Gipsmenschel. Der Boden ist schwarz gefasst mit schwarz-rotem Mosaikboden.



Die Terrassen sind mit einem abwechselnd aus roten und weißen Ziegeln gemauert. Die Pflanzen sind: Sonnenblumen, Zucchini, Kürbisse, Salat, Radieschen, Petersilie und Spinat. Die Terrassen sind mit einem schwarzen Mosaik gefasst. Die Pflanzen sind: Sonnenblumen, Zucchini, Kürbisse, Salat, Radieschen, Petersilie und Spinat. Die Terrassen sind mit einem schwarzen Mosaik gefasst. Die Pflanzen sind: Sonnenblumen, Zucchini, Kürbisse, Salat, Radieschen, Petersilie und Spinat.

Mama, die laut protestierend im Morgenrock dazwischen herumstand, schob er kurzerhand in die Küche und empfahl ihr, frische Waffeln zu backen und einen leichten, heißen Teepunsch in etwa zwei Stunden bereitzuhalten. Und wenn sie immer noch laut über Leichtsinn, Erkältung und erzieherischen Unverstand zerteerte, drehte er den Schlüssel der Küchentür um und sauste mit uns ab zum Schmidtberg. Dieser Abhang des Weyerberges war eine ideale Rodelbahn und lag fünf Minuten von unserem Haus entfernt am Ende der Lindenallee. Väterchen zündete die Kerzen an und schickte die drei ältesten Jungen mit den auf langen Bambusstäben befestigten Laternen die Piste hinab, um alle zwanzig Meter einen Stab in die Schneewehe zu stecken. Zusammen mit Mond und Sternen sah diese Waldschneise allerdings wie ein Märchenland aus. Dann verteilte er die Schlitten – ein älteres Kind mußte jeweils ein kleineres auf seinem Gefährt mitnehmen – und dann ging es im Hui bergab durch silbrigen, ganz neuen Schnee, denn vor uns war noch niemand gefahren. Die Schlittenbahn wurde von Mal zu Mal besser und wir wären am liebsten die ganze Nacht bergab gesaust und wieder hochgeklettert. Aber nach zwei Stunden blies Väterchen zum Rückzug. Die Lampions wurden eingesammelt, die Kleinsten in Decken gewickelt und auf den Schlitten gepackt und heim ging's.

In der Küche saß Mama im wahrsten Sinne des Wortes auf glühenden Kohlen: es war brütend heiß, der Stapel duftender Waffeln war imponierend hoch, und Fräulein Hanna füllte das Waffeleisen immer wieder mit tropfendem Eierteig. Der Tee-punsch dampfte, und wir mußten ihn brühheiß trinken, um die Lungenentzündung (oder Angina), die wir uns sicher bei dem Wahnsinnsausflug geholt hatten, im Keim zu ersticken. Meta pellte uns aus unseren schneenassen Pullovern und Handschuhen und garnierte die Waschküche mit vollbehängten Leinen. Wir aßen Waffeln, bis wir fast platzten, und bekamen immer kleinere Augen. Wie wir ins Bett gekommen sind, weiß ich nicht mehr so genau. Aber ich weiß, daß Klaus mir noch zuzischte, ich solle das Maul halten (weil er mich in eine Schneewehe gekippt und ich den anderen Tag einen blauen Fleck am Bein hatte), sonst seien "die Weiber" das letzte Mal dabei gewesen, wenn es spannend würde. Am nächsten Morgen war alles vergessen. Keiner hatte auch nur ein Schnüpfchen oder sonst ein Zipperlein davongetragen. Aber wir schwärmten noch Jahre später von der schönsten Schlittenpartie unseres Lebens.

Väterchen hatte sich zu Weihnachten Skier geleistet und benutzte den Schmidtberg als Idiotenhügel. Er wollte irgendwann Urlaub von der Familie machen und hatte Arosa oder Davos ins Auge gefaßt. Aber er wollte sich auch nicht allzu sehr blamieren und übte nach einer gedruckten Anleitung den Abfahrtslauf auf den sanften Hügeln des Weyerbergs. Dabei wollte er allein sein, denn er kannte seine eigene Unsportlichkeit genau und fürchtete auch um seine väterliche Autorität, sollte er sich als zu ungeschickt bei den ersten Schritten auf rutschigem Grunde erweisen. Eine halbe Stunde später kam er unsicheren Schrittes zurück und forderte mindestens vier Kinder an, die ihm helfen sollten, seine Brille wiederzufinden. Das teure Stück aus Schildplatt mit Goldbügel war ihm gleich beim ersten Sturz in hohem Bogen davongeflogen; und da er ohne Brille fast nichts sah, konnte er dieselbe auch nicht finden. Die Knaben mußten drei Kubikmeter Schnee buchstäblich um- und umwälzen, um das wichtige Zubehör wieder ans

Tageslicht zu fördern. In Zukunft durfte immer einer der Jungens mitgehen, wenn er übte – aber ohne zu grinsen –, sonst wurde er fuchsteufelwild. Väterchen war ein bißchen eitel – das ließ sich nicht leugnen.

Aber wir wollten von den Erziehungsidealen sprechen, in Kurzfassung: Väterchen hielt immer das Gegenteil von Mamas Vorstellungen für richtig. Aber da er sich selten um die Erziehung seiner zahlreichen Nachkommenschaft kümmerte – teils seines Berufes wegen (er reiste viel, da er ja Aufträge in ganz Deutschland ausführte sowie Vorträge über seine Siedlungspläne hielt), teils weil er den Lärm und das Gewusel der vielen Kinder nicht lange aushielt – so entschied meistens Mama allein, wo es langgehen sollte. Sie hatte die besseren Nerven und den Kochlöffel, mit dem es manchmal unversehens eins auf die Finger gab. Väterchen vertraute im übrigen auf die gegenseitige Erziehung bei mehreren Kindern – war er doch selbst als zwölftes von dreizehn Kindern groß geworden. Natürlich waren die Kinder auf Väterchens Seite: er war ein hinreißender Kumpel und Spielkamerad, der die besten Spiele erfand und half, Pannen mit Dreckflecken und Dreieckeln in Kleidern zu vertuschen. Über die Rolle der Mutter bei der Kindererziehung sollte seine Enkelin Cornelia sehr viel später die endgültige Kurzfassung bringen: "Die Mutter wird zuerst zerquetscht, die verbetet immer alles." Allerdings bezog sich dieser Ausspruch auf eine sehr große und eine sehr kleine Kartoffel, die sie auf ihrem Teller hatte. Aber das waren offensichtlich Stellvertreter – Kartoffeln.

Die Inflation

Frühling und Sommer 1922 brachten erste große Erfolge für Väterchens Sonnenhof, Gemüse und Obst im Überfluß und eine Reihe von Aufträgen. Väterchen brauchte Hilfe, um alles zu bewältigen. Er mietete im Haus Garmann (später Karl Schulken) einen Büroraum und stellte einige junge Architekten – Hanne Meding, Heinz Fichtner, Fritz Kallhardt und Herrn Frosch – ein, um die Ausarbeitung seiner Pläne sowie Kalkulation und Mengenberechnungen von Fachleuten ausführen zu lassen. Er behielt sich also nur die Entwürfe vor. Übrigens war er ein Nachtmensch und hatte abends seine besten Ideen. Oft kritzelte er seine Vorentwürfe auf die Tapete der Dachschräge über seinem Bett, damit ihm kein Detail verloren ging. Wenn er gegen vier Uhr morgens seine Bettlampe ausmachte und in Tiefschlaf versank, sah es oft bunt über seinem Bett aus. Mama sah es nicht gern – auch nicht, daß er nachts in die Speisekammer schlich und sich an Dingen satt aß, die er bei seiner chronischen Nierenerkrankung partout nicht zu sich nehmen sollte. Am späten Vormittag stand er jammernd auf, um sich bei ihr über Schmerzen und "dickbrastiges" Essen zu beklagen. Daß er das "dickbrastige", also für ihn unbekömmliche Essen selber genascht hatte, war total vergessen. Mama mußte mit warmen Umschlägen und strenger Diät die nächtlichen Eskapaden ausbügeln und war oft ergrimmt über seine Unvernunft. Väterchens Diät bestand damals oft wochenlang aus Weißkäse und in der Schale gebackenen Kartoffeln, ohne ein Krümelchen Salz. Dabei liebte er gutes Essen über alles, und wenn er Artischocken in der Speisekammer fand, entdeckte er auch todsicher die dazugehörige Mayonnaise, mochte Mama sie noch so gut versteckt haben. Damals wußte man noch sehr wenig über Nierenerkrankungen, auch in sogenannten Spezialkliniken. Daß es sich um Krebs handelte, entdeckte man erst, als es zu spät war.

Camillo Schneider, ein Freund Väterchens und Mitherausgeber der "Gartenschönheit", kam bei seiner Rückkehr aus China und Amerika zu Besuch auf den Sonnenhof und schwärmte von chinesischen Landwirtschaftsmethoden und einer Buschrosen-Neuzüchtung "Dorothy Perkins", die in Amerika gerade auf den Markt gebracht wurde. Nach seinen Worten mußte es sich wirklich um ein Wunderstück handeln: lang und reich blühend, frosthart, schnellwüchsig und von prachtvoller Farbe – kurz: eine Märchenrose. Väterchen beschloß sofort den Bau der großen Pergola und bestellte vorsorglich bei Kordes Söhne 100 Stück "Dorothy Perkins", sobald sie auf dem deutschen Markt erscheinen sollten. Aber die Bambus-Pergola war längst fertig und mit farbigen Glaskugeln geschmückt, und Kordes konnte immer noch nicht liefern. Als Zwischenlösung setzte Väterchen Hopfen an die Bambusstangen, damit sie nicht so nackt und unmotiviert in der Gartenlandschaft herumstanden.

Endlich im Frühjahr 1923 kamen sie an, wohlverpackt in Weidenkörben, und wurden sogleich mit aller Sorgfalt und Kuhmist und Lehm in die Pflanzlöcher eingebracht. Sie benahmen sich so, als hätten sie nur auf diesen herrlichen Platz auf dem Sonnenhof gewartet, und legten los. Zwei Meter lange Triebe erreichten sie im ersten Jahr, und im zweiten waren die verheißenen vier Meter voll da – auch die ersten rosaroten Blütentrauben. Von Jahr zu Jahr wurden sie prunkvoller und leuchteten durch das Grün, und die sonntäglichen Spaziergänger äugten durch den Zaun und machten ah und oh. Einige ganz dreiste marschierten gar unter der Pergola quer durch den ganzen Garten und spazierten zum Gartentor Marcusheide wieder hinaus. Vor allem die weiblichen Touristen gerieten in ekstatische Zustände, wenn sie die reichen Rosenbögen sahen, und ihre verzückten Übertreibungen von dem Merlin'schen Zaubergarten bis zum Feenreich fanden wir Kinder reichlich abgeschmackt, um nicht zu sagen: albern. Wir beschlossen, einen Riegel davor zu setzen – im wahrsten Sinne des Wortes. Peter tüftelte mit Hilfe einiger Rollen und festem Cordonet-Garn eine sinnreiche Vorrichtung aus, mit der man die Gartentür ruckartig zuziehen konnte, ohne selbst bei dieser Handlung gesehen zu werden. Nahe am Gartentor Marcusheide gab es eine Veranda, Tusculum genannt; dort hatten wir uns versteckt und warteten mit unterdrücktem Gekicher auf das erste Opfer. Und das kam prompt: Es waren gleich drei Bremer Damen, die sich vor dem Kaffeetrinken im Café Worpsswede noch etwas Bewegung machen wollten. Sie legten gerade los mit den bekannten Begeisterungsrufen "Wie entzückend", da zog Peter an der Schnur, und sie stoben erschreckt zurück. Natürlich kicherten wir los, und natürlich schimpften die drei Damen ganz undamenhaft auf die unerzogenen Bälger. Es wurde ein recht unterhaltsamer Sonntagnachmittag – jedenfalls für uns. Ob unsere lieben Eltern damit einverstanden gewesen wären, vermöchte ich nicht zu sagen – wir hielten nämlich alle dicht.

Im Sommer 1923 verließ uns Klärchen Thode, weil ihr letztes Steckkissenbaby ihr endgültig entwischt und ein neues noch nicht in Sicht war. Väterchen zog sie oft und gern damit auf, daß sie dem Kleinsten immer erst dann das Laufen beibrachte, wenn sie Aussicht auf ein neues Baby hatte. So wurde erzählt, daß Volker sich eigenhändig aus dieser mit Spitzen verzierten und gestärkten Verpuppung befreit und während Klärchens Siesta in den Garten gegangen sei. Aber das ist höchstwahrscheinlich Legende und maßlose Übertreibung. Fest steht,

daß sie im Sommer 23, als die kleine Rosemarie drei Jahre alt wurde, ihren Dienst quittierte und einen langjährig hingehaltenen Bräutigam endlich ehelichte.

Am zehnten Juli, dem Geburtstag der Kleinsten, hatte es Erdbeertorte und Kakao gegeben, einen Rodonkuchen mit drei Lichtern und einem großen Lebenslicht und viel Schlagsahne dazu. Die Kinderschar war satt und zufrieden in die Marcusheide gerast, um dort Indianer zu spielen, während das Geburtstagskind in der Küche sein neues Puppengeschirr ausprobierte. Inzwischen war Besuch aus Bremen angekommen: Onkel Stöckchen und Frau Probst, Väterchens Arzt und seine langjährige Sekretärin. Die kleine Rosemarie beschloß, den Gästen in dem neuen Service ein erfrischendes Zuckerwasser zu servieren. Sie baute Täßchen und Kannen auf ein kleines Tablett, das sie dann vorsichtig aus der Küche über den Flur auf die Veranda balancierte. An der Haustür blickte sie auf und sah die Erwachsenen mit versteinerten Gesichtern vor Onkel Stöckchen (der sonst immer so lustige Geschichten wußte) stehen und hörte ihm mit seiner lauten Stimme sagen: "Die Mark steht auf eine Billion! Das ist das Ende der Inflation." Mit den Wörtern Billion und Inflation konnte sie nicht das Geringste anfangen, aber daß etwas Schreckliches im Gange war, gegen das selbst die großen Götter, wie Eltern, Onkel und Tanten, machtlos waren, das begriff sie. Sie ließ das Tablett fallen, schlug die Hände vors Gesicht und kroch weinend in den Schrank zur Flurgarderobe. Mama holte sie zwar mit einigen Schwierigkeiten (der Garderobenschrank war eng und Mama sehr korpulent) wieder heraus, tröstete sie und bagatellierte das Geschehen – aber die kleine Rosemarie hatte genug begriffen. Jedenfalls soviel, daß Erwachsene keine Götter sind, und daß es noch viel schlimmere Dinge gibt als Gewitter. Die waren bis dahin nämlich das Schlimmste gewesen. Mama hatte auch etwas begriffen, nämlich daß ihr Baby kein Baby mehr war und daß man es daher tunlichst nicht mehr im ehelichen Schlafzimmer nächtigen lassen sollte. "Lüttje Mūs hebbt ok Ohrn" pflegte sie zu sagen und drängte Väterchen zur Eile wegen der lange versprochenen Erweiterung des Hauses. Väterchen verwies mit Recht auf die unsicheren Zeiten und die Folgen der Inflation, die in dem Augenblick kein Mensch überschauen konnte. So blieb die "lüttje Mus" da, wo sie war, und hörte manches, was sie eigentlich nicht hören sollte.

Der Umbau

Bei Theodor Loos lernte Väterchen im Jahre 1924 den Architekten Leopold Fischer kennen. Er besuchte den Sonnenhof, bewunderte, was Väterchen aus dem Sand gestampft hatte, und hörte mit Geduld und Verständnis Mamas bewegten Klagen über Raummangel zu. Er gehörte zu den seltenen Architekten, die Häuser für Menschen bauen konnten, ihren Wünschen und Bedürfnissen gemäß. (Im Gegensatz zu den Architekten, die Häuser bauen, denen sich der Mensch gefälligst anzupassen – und wenn es der Stil verlangt, eben auch mit einer gemauerten Steinbank als Bett vorlieb zu nehmen – hat.) Er versprach darüber nachzudenken, wie man das hübsche Häuschen größer machen und doch den Charme des Ganzen erhalten könnte. Kaum ein Vierteljahr später erschien "Fischerlein" (so nannten wir Kinder ihn) mit einem ganzen Paket von Entwürfen, die er Mama zu Füßen legte. Er verehrte sie sehr, und es war kein Zufall, daß bei allen hübschen Details seiner Umbauvorschläge immer ein dekorativer Hintergrund, ein intimer

Sitzplatz oder ein reizvoller Wintergarten für die Dame des Hauses dabei war. Väterchen war ebenfalls des Lobes voll, weil ein schönes Büro für ihn dabei herauskam – und ein Dachgarten, der in seiner Phantasie schon voller rankender Cobaeen, Glyzinien, Kapuzinerkresse und schwarzer Susanne und vielen Sonnenblumen war. Er wagte es trotz Wirtschaftsmisere und Massenelend, den Umbau in Angriff zu nehmen. Maurer Warnken erschien mit seinen Mannen, und es begann ein Jahr des Klopfens und des Hämmerns, des Baudrecks und Lärmens überall. Mama verzweifelte oft, denn der Baustaub war praktisch in jedem Raum, und man begann jeden Tag mit der Putzerei wieder ganz von vorn. Aber eines schönen Tages im Jahr 25 fielen die Baugerüste. Man feierte geräuschvoll Richtig, und dann kam "nur" noch der Feinputz. Der dauerte fast ebenso lange wie der Rohbau; aber man sah immerhin, daß es einmal eine sehr hübsche Sache werden würde. Der Dachgarten bekam einen blauen Zementboden mit eingelassenen Fugen für Steinbrechgewächse. Die Blumenkästen wurden aus roten Hartbrandziegeln gemauert, und darüber schwebte – wie überall – eine grazile Bambus-Pergola.

Unter dem Dachgarten lag der Wintergarten – mit großen Glas-Schiebetüren zur Gartenterrasse und zum Wassergarten. Vom Wintergarten ging man ins vergrößerte Wohnzimmer und von dort in Väterchens Büro, wo er mit seiner neuen Sekretärin, Fräulein Oetting (von den Kindern Otti genannt) residierte. Das Wohnzimmer bekam einen Korkfußboden in einem herrlichen Naturbraun und die von Väterchen entworfenen Messinglampen, die Fidi Harjes in mustergültiger Handarbeit ausführte.

Im Frühjahr 1925 war große Einweihung. Väterchen und Fischerlein stießen mit Sekt auf das gelungene Werk an, die Kinder vertilgten Unmengen von Saft und einen Quadratmeter Butterkuchen.

Ende des Jahres wurde erneut umgebaut, denn es war eine neue Situation entstanden: es gab ein neues Baby, Nummer acht in der Kinderreihe, die kleine Eva. Die großen Kinder wurden in den sogenannten Sonnenhof zwei (das ehemalige Rogge'sche Haus, das Väterchen samt Grundstück 1924 erworben hatte) umquartiert und zwar in das Obergeschoß.

Im Parterre wurde eine Kleinwohnung für Jan Plate und seine Frau eingerichtet sowie noch ein Büroraum für Väterchen, der allerdings nur kurze Zeit benutzt wurde, denn Väterchen plante auf lange Sicht ein Büro in Berlin, wo er mit Leopold Fischer eine dauerhafte Zusammenarbeit beschlossen hatte.

Der Annex des Sonnenhofs II aber wurde "Puppenhaus", d.h. Ursula und die kleine Rosemarie konnten sich samt Puppenstuben, Teddybären sowie einer großen Puppenküche, in der man richtig kochen konnte, dorthin zum Spielen und später zum Schularbeitenmachen zurückziehen. Das Puppenhaus hatte einen Dachboden, der zwar niedrig war, so daß man nur gebückt hineinkriechen konnte, aber er diente dem Zwerghuhnvölkchen als Unterschlupf und Eiablage. Das war natürlich sensationell. Wir kletterten jeden Morgen als erstes dort hinauf und suchten Eier, denn die drei kleinen, gesprenkelten Hennen wollten ein Gelege zusammenbringen um zu brüten. Wir dagegen wollten die niedlichen und sehr wohlschmeckenden Eier zum Frühstück. So wendeten beide Parteien viel List auf, um den "Gegner" hinters Licht zu führen; aber meistens fanden wir unsere Ostereier.

Der Anfang vom Ende

Im Jahre 1926 eröffnete Väterchen sein Büro in Berlin, nachdem die Zusammenarbeit mit Leopold Fischer eine Reihe von neuen Bekanntschaften sowie öffentlichen und privaten Aufträgen gebracht hatte. Er lernte einen Freund fürs Leben kennen: den damaligen Berliner Stadtbaurat Martin Wagner. Außerdem die Architekten Bruno Taut und Walter Gropius, Poelzig, Marcel Breuer und viele andere aus dem Bauhaus-Kreis. Nach dem Versanden des Barkenhoff-Engagements und der Auflösung der Kommune hatte Väterchen die letzten fünf Jahre, bei Licht besehen, in unermüdlicher, ja gehetzter Arbeit ohne die geringste geistige Anregung durch Gleichgesinnte verbracht. Nun stürzte er sich mit Vehemenz in den anregenden Berliner Strudel.

Auf dem Sonnenhof merkten wir wenig von dem, was an Not und Elend schließlich zu der Weltwirtschaftskrise von 1929 führte. Der Garten, mustergültig unterhalten und nach ausgetüftelten Plänen bestellt, gab hundertfältig zurück, was am Anfang an Arbeit und Geld investiert worden war. Mama verkaufte von dem Überfluß an Salat und Erdbeeren an die Restaurants des Dorfes, nachdem sie buchstäblich alle Schränke und Borde voll Eingemachtem stehen hatte. Das geschah einerseits mit dem Unbehagen der Hamburger Dame, die sich hinter eine Ladentheke gestellt sieht und damit in ihrem hanseatischen Hochmut empfindlich getroffen fühlt; andererseits läßt man ja nichts verkommen – das wäre ja nun wirklich ne Sünde und ne Schande gewesen! Alle vier bis sechs Wochen erschien Väterchen auf ein paar Tage, inspizierte sein Werk, erfand hinreißende Spiele mit uns, daß wir vor Aufregung nicht einschlafen konnten, und redete nächtelang mit Mama.

Väterchen hatte große Aufträge in der Zeit und beschloß, für die Kinder einen Extra-Garten anzulegen mit Schwimmbad, Sandstrand und Turnreck sowie einen großen Rasen zum Rumtoben. Das gab eine Sensation unter den Schulkameraden und -kameradinnen, denn bislang hatte man im Sommer den weiten Weg bis zur Hamme, einen endlosen, baumlosen Sandpfad entlang, mit Badezeug, Stullenpaket, Thermoskanne und Strandlaken bepackt, auf sich nehmen müssen, um ein erfrischendes Bad zu nehmen. Und so sehr erfrischend dann auch nicht, weil die Hamme sehr flach war und im Hochsommer lauwarmes, bräunes Moorwasser führte – aber sicher sehr gesund. Mama ließ uns nur ungern dahin ziehen. Zwar wußte sie, daß alle Knaben blendende Schwimmer waren, aber von ihren Unterrichtskünsten für die kleinen Mädchen hielt sie nicht viel. Wenn sie gewußt hätte, daß der ganze Unterricht darin bestand, die Kleineren an Händen und Füßen zu packen und ins Wasser zu werfen, hätte sie diese sommerlichen Vergnügungsausflüge an die Hamme bestimmt verboten. So aber hielten wir, durch schlechte Erfahrungen gewitzt, reinen Mund und lernten sehr schnell schwimmen. Wie viele Liter des Moorwassers wir dabei geschluckt hatten, war letztlich egal. Die Hauptsache war uns, daß "die Weiber" (so nannten unsere lieben Brüder ihre Schwestern) mitgenommen wurden und an den wunderbaren Unternehmungen, wie Wollhandkrabben-Fangen, Rohrkolben-Pflücken oder Kiebitzeier-Suchen teilnehmen durften. Machte man "Zicken", "petzte" man also den Eltern irgendeinen nicht ganz koscheren Vorfall, dann wurde man garantiert zuhause gelassen. Wer wollte das schon? Also hielt man den Mund und steckte manchen Knuff und Puff ein.

Das Schwimmbecken änderte nun die Situation von Grund auf. Der weibliche Teil der Benutzer vermehrte sich um Freundinnen und Schulkameradinnen, die bereits nach dem Mittagessen erschienen und spät abends heimgingen, nachdem besorgte Eltern nach dem Verbleib der Sprößlinge telefoniert hatten. Das Becken war von Vätern genial ausgetüftelt. Es hatte eine zwei Meter tiefe Schwimmbahn sowie ein großes, flaches Rund für Nichtschwimmer. Von einem Sprungbrett konnte man einen Kopfsprung wagen und wenn es nur ein Bauchklatscher wurde, wer es auch nicht so schlimm, denn ein Meter ist noch eine harmlose Höhe. Das einzig Ärgerliche war, daß Mama vom Küchenfenster aus sehen konnte, wie lange man im Wasser blieb. Nach zwei Stunden trieb sie uns unbittlich heraus – auch wenn es gerade am schönsten war. Angeblich hatten wir dann blaue Lippen vom vielen Tauchen oder sonst etwas, was besorgte Mütter kommen sehen, wie beispielsweise "einen Schnupfen im Anzuge". Wir konnten ihn aber nie entdecken und maulten ob des unterbrochenen Vergnügens. Aber wenn Meta mit Saft und Rosinen-Hetwicks auf dem Rasen erschien, stürzten wir uns heißhungrig darauf und vertilgten unglaubliche Mengen. Waren alle satt, so buddelte man fröhlich im Sand.

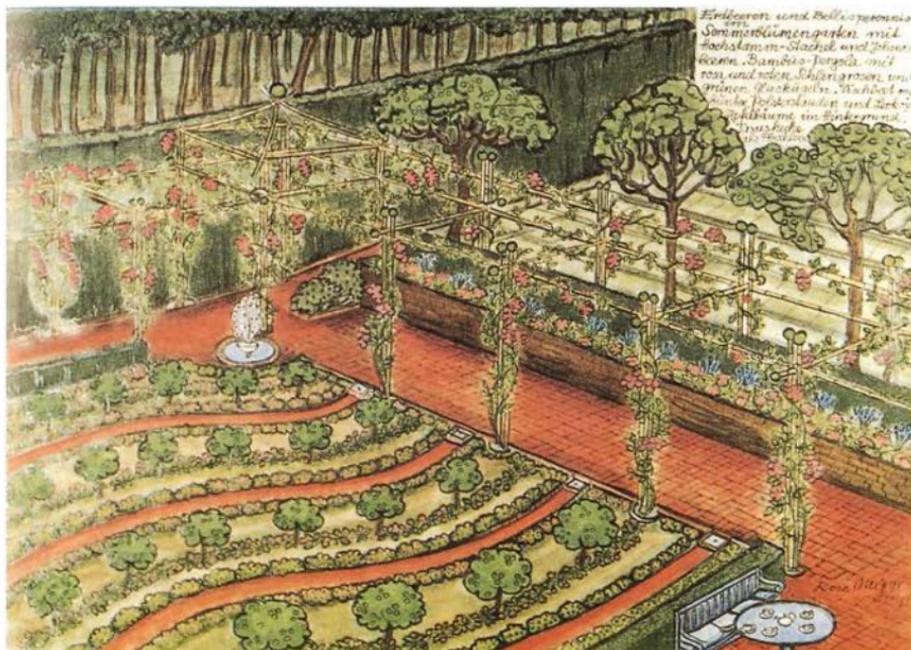
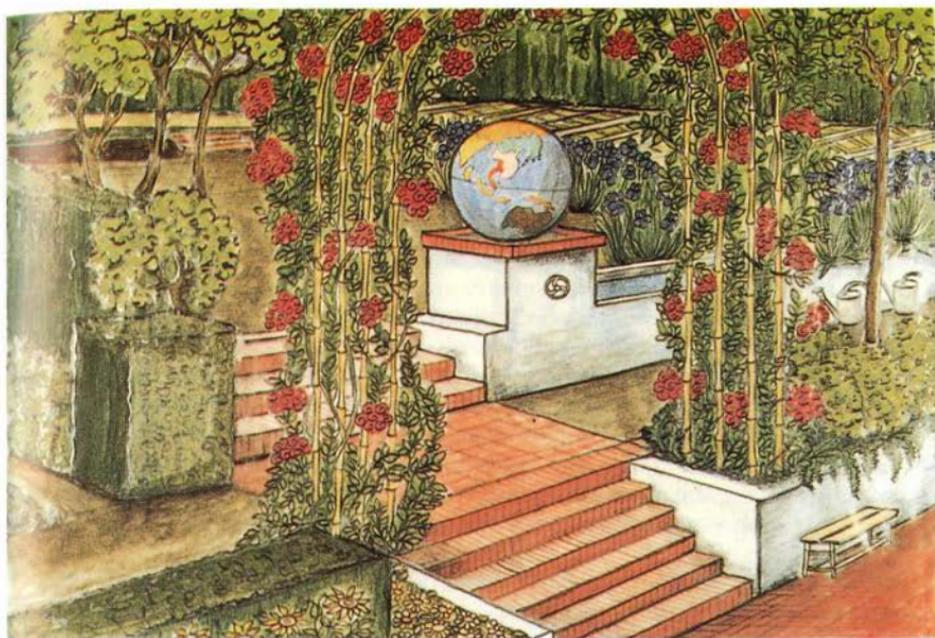
Der achte Geburtstag der Schlafzimmer-Maus fiel in die großen Ferien. Volker und Peter waren aus ihrem Gütersloher Internat nach Haus gekommen, und Klaus hatte von der Firma Deutschmann in Hamburg, bei der er seine Gartenbaulehre abgeschlossen hatte, Abschied genommen und war ebenfalls nach Worswede zurückgekehrt. Die drei beschlossen, anlässlich des Geburtstages ein Gartenfest zu arrangieren. Es sollte prunkvoll werden mit Musik, Lampions und Bötchen mit Lichtern im Schwimmbecken, und vor allem wollten sie eine Insel im runden Teil des Beckens bauen, und das Grammophon (bei uns das Ultraphon) sollte auf eben dieser Insel seine Musik ertönen lassen. Sie bastelten einen ganzen Tag herum, denn die Insel – eine große, umgedrehte Versandkiste – rutschte mangels Ballast und einer festen Verankerung zweimal seitlich weg, und die Konstrukteure kippten ins Wasser. Trotz Hohn und Spott und sehr unerwünschten guten Ratschlägen bekamen sie die kleine Plattform zum Halten und legten mit dem Sprungbrett einen Steg zum Strand hinüber. Dann wurde der große Blumenaufgang geplündert, und ganze Berge von Spargelkraut wurden abgehackt. Die kleine Insel bekam ringsum zersägte Bambusstücke angehängt, mit Draht befestigt, in die man die Blumen und das Grün der Spargel steckte, tief genug, daß alles im Wasser frisch blieb. Dann wurde das schwere Ultraphon aufgestellt – mit Mamas nur ungern gegebener Erlaubnis und vielen Ermahnungen, ja vorsichtig damit umzugehen, vor allem, für die empfindlichen Schellackplatten einen sicheren Ort zu finden.

Es wurde ein rauschendes Fest mit den dazugehörigen Pannen, versteht sich. Nach der großen Kuchenschlacht am Nachmittag warteten wir sehnsüchtig auf die Dämmerung. Topfschlagen und Sackhüpfen waren längst nicht so spannend wie in früheren Jahren. Der kleine Bruder meiner besten Freundin wollte bloß mal eben sehen, wie denn der Bootssteg an der Insel befestigt war – und schon lag er im Wasser, samt seinem gestärkten und gebügelten weißen Anzug. Das Wasser troff aus seinen Locken und er hatte große Mühe, sich daran zu erinnern, daß Jungens nicht weinen. Aber es gab ja noch gute Engel – wenigstens damals. Meta und Fräulein Sophie stürzten sich auf die nassen Klamotten, während Maja

das Häufchen Unglück (in ein Badelaken gehüllt) trockenföhnte und eine neue Lockenpracht herstellte. Der Kummer war schnell vergessen. Bald gingen die ersten Lampions an, Peter spielte eine Polonaise auf seinem Schifferklavier, und wir wanderten feierlich um den bunt erleuchteten und geschmückten Teich mit unseren selbstgebastelten Stocklaternen. Dann ließen wir Kerzen auf den Holzstückchen schwimmen, die Volker gesägt hatte und etwas anspruchsvoll "Boote" nannte. Eigentlich waren nur Blauköpfchen mit Bast verbunden – sozusagen als Reling – an den Rand der Holzfische genagelt, und in der Mitte als Mast war eine Kerze aufgesteckt. Aber wir nannten sie "Lichterboote" und fanden sie wunderschön. Klaus bediente das Ultraphon, und wir hopsten Foxtrott und Onestep nach den neuesten Schlagern "Was kann der Sigismund dafür, daß er so schön ist" und "Schöner Gigolo, armer Gigolo" und "Tea for two" und sonstige, uns völlig unverständliche Tänze. Die kleine Eva, auch Babs oder gar Baby genannt, hops-te auch hingerissen mit, obwohl sie längst ins Bett gehört hätte. Natürlich stieß sie irgendwann den Hocker um und setzte sich mit Geheul in den zerscheppten Plattenhaufen. Der Hocker war der ganz toten sichere Platz, an dem die Platten deponiert waren. Wir dankten unserem Schöpfer, daß es das unschuldige Kindlein war und daß nicht einer von den "Großen" den Mist gebaut hatte. So war Väterchen milde gestimmt und plädierte nur dafür, daß die Kleine zu Bett gebracht werden sollte, da sie ja bereits vor Müdigkeit über ihre eigenen Beine stolperte. Wir tanzten weiter, und die Party wurde immer größer, weil immer mehr Eltern erschienen, die eigentlich ihre Kinder abholen wollten, sich dann aber von dem zauberhaften Wasser-Licht und Blumenflor nicht trennen konnten. Es war die längste und schönste Nacht, an die ich mich aus meiner Kindheit erinnere. Väterchen machte Witze, tanzte Solos und äffte Leute nach, daß er mehrmals von Mama vermahnt werden mußte. Niemand – weder Außenstehende noch Kinder noch langjährige Dienstboten – konnten von einer tiefen Krise auch nur die geringste Spur bemerken oder ahnen.

Alles schien wie immer. Aber das war eine große Täuschung. Väterchen war mit seiner Kraft, seinem Mut, seiner Zuversicht und seinem Unternehmungsgeist am Ende. Er machte sich weder über seine verfahrenere persönliche Situation noch über berufliche Auseinandersetzungen mit den Kollegen im "Bund deutscher Gartenarchitekten" Illusionen, noch schätzte er seinen Gesundheitszustand falsch ein. Er wußte, daß ihm nicht mehr allzu viel Zeit blieb. Die aber wollte er noch nutzen! Und zwar sofort! Am Ende des Jahres 1928 trat er aus dem Bund deutscher Gartenarchitekten aus und kam damit einem Ausschluß zuvor. Die Anfeindungen und Vorwürfe, die bis zur Scharlatanerie reichten, verpufften damit ins Leere. Er schickte die Post dieser Standesorganisation in Zukunft zurück, was übrigens keineswegs zu geschäftlichen Einbußen führte. Im Gegenteil!

Das Jahr 1929 widmete er eingehend der Neugründung einer privaten Mittelschule in Worpsswede. Carl E. Uphoff, F. Stolte, Schnurbusch und Dodenhoff als Anreger und eine Reihe Worpssweder Bürger – Künstler, Kaufleute und Hoteliers – die Kinder im schulpflichtigen Alter hatten, taten sich zusammen, um die Genehmigung für die Eröffnung eines privaten Lehrinstitutes zu bekommen. Die nächste Mittelschule war immer noch in Osterholz-Scharmbeck, und es gab für die Schul-



Erdbeeren und Bellis perennis
 Sommerkürbisgarten, viel
 nachkommen, Stachel und Stachel
 beeren, Bänder-Jaspis mit
 rot und roten, Silbergrün, von
 einem, Pflanzplan, Wälder
 und Pflanzplan, und die
 Pflanzplan, im Hintergrunde,
 Pflanzplan

1888/89

kinder nur den Arbeiterzug, der um sechs Uhr in Worpsswede abfuhr. Das hieß, um halb fünf aufstehen, frühstücken, zum Bahnhof rasen und dann auf dem tristen Bahnhof in Osterholz–Scharmbeck über eine Stunde warten, bis die Schule geöffnet wurde. Die Rückfahrt am Nachmittag war ähnlich ungünstig. Väterchen legte sich mächtig ins Zeug, denn er wollte die Schule stehen sehen, wenn die drei "kleinen Mädchen", Ulla, Rose und Eva soweit waren, daß sie zur Höheren Schule überwechseln mußten.

Dank C.E. Uphoffs besserem Draht zum Kultusministerium wurde das Projekt genehmigt, und so entstand gegenüber dem Café Marheinicke in einer Holzbaracke eine zwar primitive, aber wunderbare Schule. Wohl mußte jeder seinen eigenen Stuhl mitbringen und im Winter manchmal auch Torf zum Heizen – aber die Klassen waren winzig klein, unsere beiden Lehrerinnen begeisterte Pädagoginnen, die höchst engagiert und interessiert mit uns arbeiteten. Vor allem: wir Kinder gingen mit wahrer Lust zur Schule – und das ist allemal selten. Aber der Staat zahlte keinen Penny dazu und verlangte auch, daß die Mittlere–Reife–Prüfung nur in Osterholz–Scharmbeck, in der staatlichen "Anstalt", abgelegt werden dürfe. Also mußte man für ein Jahr doch nach Osterholz – immerhin besser als fünf Jahre. So hatte man ein Jahr lang Gelegenheit darüber nachzudenken, wie eine Schule im Idealfall auch sein konnte und wie mies sie in der Regel war.

Väterchens letzter großer Kuraufenthalt im "Weißen Hirsch" bei Dresden war ein völliger Mißerfolg. Man behandelte immer noch eine chronische Nierenentzündung und konnte den längst vorhandenen Blasenkrebs nicht diagnostizieren. Den Sommer 34 verbrachte er mit vielen Schmerzen auf seiner Sonnenliege am Schwimmbassin. Er sah uns beim Schwimmen und Tauchen zu und spielte stundenlang Canasta und Bézigue mit Volker oder mit Rose, um sich abzulenken. Es war bedrückend, einen lebhaften und vitalen Menschen langsam, aber unausweichlich seinem Ende entgegengehen zu sehen. Im Frühjahr 1935 entschloß er sich zur Operation bei Professor J. in Flensburg. Zu spät, wie wir wissen. Aber wer weiß schon, wann früh ist.

Er starb am 30.05.1935 in Flensburg und wurde in Worpsswede begraben. Mama wünschte, sich sofort kleiner zu setzen, was ihr von Volker und Max Schemmel auch dringend angeraten wurde. Ihre finanziellen Umstände konnte man nur als ungeordnet bezeichnen – zudem verstand sie von geschäftlichen Dingen so gut wie gar nichts. So kam ein übereilter Verkauf des Sonnenhofs zustande.

Ein Bremer Kaufmann – ein ehrenwerter Mann – wollte das Objekt. Nur sah er ausschließlich seine Trikotagen. Blumen, Treppenaufgänge, Rosenpergolen und sonstiger Firlefanz interessierten ihn nicht. Er zahlte bar und schickte umgehend zwei fröhliche Jünglinge, die mit einer großen Planierraupe (ein Wunderwerk der Technik) in zwei Tagen alles auseinanderrissen und plattwalzten, was in fünfzehn Jahren zu einem Gartenkunstwerk herangewachsen war. Dazu piffen sie die neuesten Schlager und waren guter Dinge – denn Zerstören war von jeher ein kindliches und lustvolles Vergnügen.

So starb der Sonnenhof, ohne eine Spur zu hinterlassen, außer in dem Gedächtnis einiger Menschen.

Der Brünjeshof

Zur Geschichte

1889 kauften Hermann Brünjes und seine Frau das 1852 errichtete Haus mit dem für die Moorhufensiedlungen des Teufelsmoores typischen langen Grundstück in Ostendorf bei Worpswede. Der Hof war verschuldet, wohl mit ein Grund, daß später ein Zimmer an Paula Becker als Atelier vermietet wurde, das nach deren Tod – 1907 – Clara Westhoff übernahm, dann – ab 1911 – der Maler Carl Emil Uphoff (Albrecht, H., 1988: 56f.). 1913 erwarb dessen Schwiegermutter den Hof, den sie später dem recht mittellosen, aus einer Wittener Hammerschmied–Familie entstammenden Uphoff und seiner Frau – ihrer Tochter – übereignete. Carl Emil Uphoff gehörte zur sogenannten zweiten Generation der Worpsweder Maler, war zugleich auch Bildhauer und Schriftsteller. Bis in die ersten Nachkriegsjahre zählte er zum Umfeld Heinrich Vogelers, dann distanzierte er sich, bis er schließlich auf der Gegenseite stand. Gutwillig formuliert war er politisch und künstlerisch ein "ewig Experimentierender" (H.–Chr. Kirsch, :190). Allerdings mit einer Ausnahme, seinem Garten. Da, wie auch in einem Streit mit Heinrich Vogeler 1923 über die Urbarmachung der an den Barkenhof angrenzenden, dem Brünjeshof gegenüberliegenden Marcusheide zeigte er einen pragmatischen Sachverstand:

"Ich frage mich, welche Gedanken Du dabei hegst, die Marcusheide zu besiedeln. Nach meinem Dafürhalten sind in Ostendorf und Worpswede eher zuviel Siedler als zuwenig; ich stelle Landmangel bei vielen Ortseingesessenen fest. Sollten die Leute hierorts so dumm sein, um nicht darauf zu verfallen, daß die Marcusheide für Land– bzw. Gartenbau tauglich sein würde, wenn sie es wirklich wäre? Sollte es an meiner Unfähigkeit zum Rechnen liegen, daß ich nur feststellen kann, daß die Unsummen an Mitteln und Kräften, welche bei der Urbarmachung dieses kupperten Geländes aufgewendet werden müßten, in keinem Verhältnis zu dem höchstmöglichen Ertrag stehen könnten?

...Ich führe einen schweren Kampf ums Dasein... Dies nimmt all meine Kräfte so in Anspruch, daß Du nicht zu befürchten brauchst, mich je im Großen gegen Dich auftreten zu sehen, wozu, wie Du weißt, mir die Fähigkeiten wohl zur Verfügung ständen. Aber wo Dein Handeln mich und das Land, in dem ich nun wurzle, direkt berührt, da hast Du mich mit allen meinen Mitteln und Kräften gegen Dich..." (Kirsch, :190)

Dieser Brief an Vogeler erklärt wohl auch das gespannte Verhältnis C.E. Uphoffs zu Leberecht Migge, der ja, gemessen an Uphoffs Verhältnissen, unverhältnismäßig viel Geld in die Urbarmachung des Sandbodens des auf der Gegenseite an die Marcusheide angrenzenden Sonnenhofes investieren konnte (abgesehen davon, daß die Marcusheide von der Besitzerin auch als "Naturschutzgebiet" erhalten werden sollte; hier wird der Konflikt um die "intensive Gartenwirtschaft"

*) leicht gekürzte Fassung dieses Beitrages: *Der Brünjeshof in Worpswede*. in: *GARTENPRAXIS* Heft 6, Stuttgart 1991.



Brünjeshof (Familienfotos um 1920)

"Ach ja Worpswede. Da wurde gefeiert, da wurde gemalt, da saß man –meinetwegen melancholisch– im schönsten Wiesengrün" (D.Erlay)



sichtbar, die Uphoff auf seinem Hof nicht praktizierte). Immer wieder taucht(e) in den Erzählungen seines Sohnes, des Worpsweder Gartengestalters Alwin Uphoff, und C.E. Uphoffs Tochter Luise Boehnke das Wort "Sparsamkeit" auf: die Gehölze wurden klein gepflanzt und waren dadurch billig, es wurden preiswerte Arten und Sorten gekauft, der Garten wurde von der gesamten Familie gepflegt, das Mitarbeiter-Ehepaar Wellbrock (jetzt ansässig in Otterstein, einem Nachbarort, und noch in hohem Alter Gartenarbeit betreibend) war beliebt und angesehen wegen seiner gärtnerischen Tüchtigkeit. Der Bergedorfer Gärtner Hellemann stand preiswert mit Rat und Tat zur Seite – alles Voraussetzungen zur Schaffung eines "erfreulichen Nutzgartens" mit ganz geringen Mitteln.

Nun könnte natürlich ein Gartenhistoriker sagen, dieses seit 1913 angelegte bzw. umgebaute Gesamtkunstwerk "Niedersachsenhaus mit Garten" habe immer schon "Ihn", den von einem Gewalt verabscheuenden Kommunisten zum Vertreter der Reichskulturkammer gewordenen Beurteiler "entarteter Kunst" gezeigt. Aber das stimmt so einfach nicht, betrachtet man Uphoffs expressionistische Plastiken, von denen er viele in den 30er Jahren aus Angst vergrub. Auch zeigt der Garten in seiner Farbigkeit nichts von der Steifheit künstlicher "Bauergärten". Heute ist dieser Garten – selbst bei Regen – so üppig und lebendig, daß schon der spontane Ausruf zu hören war: "Der Uphoff-Garten ist ja viel schöner als Monets Garten in Giverny", den die Besucherin kurz vorher bei aller schönstem Wetter gesehen hatte.

Aber zurück in das alte Worpswede, was David Erelay an diesen Familienfotos der Uphoffs so kommentiert (1981:159): "Ach ja, Worpswede. Da wurde gefeiert, da wurde gemalt, da saß man –meinetwegen melancholisch– im schönsten Wiesen-grün."

Wie sieht der Garten denn nun aus ?

Wie hat es Carl Emil Uphoff angefangen, auf einem "schwierigen" Grundstück – so werden ähnliche Fälle ja üblicherweise genannt– einen Garten anzulegen, der nach fast 80 Jahren immer noch Bestand hat ? Man könnte meinen, solch ein "Schlauch" animierte zu besonders phantasievollen Ideen oder erforderte als Thema: "Garten eines Künstlers" spezielle Überlegungen. Aber entgegen solchen Erwartungen ist der Brünjeshof auf recht herkömmliche Weise angelegt, oder besser gesagt: nach bewährter Manier *organisiert*. Ein ganz normaler Garten, der mit vielen Alltagsgärten durchaus vergleichbar ist, in seiner "Architektur" über den üblichen Rahmen hinausgeht, ohne diesen zu sprengen oder aus der Reihe zu tanzen.

Der Garten ist in unterschiedliche Bereiche eingeteilt, die für jeweils eine ganze Reihe mehr oder weniger bestimmter Zwecke gedacht sind. Das Grundstück bringt es mit sich, daß die einzelnen Abteilungen in einer ganz bestimmten Abfolge auf die Reihe gebracht werden.

Wir betreten den Garten über den Eingangshof (Vorgarten) von der Seite und stehen am hinteren Giebel mit seinem umgebauten Dielentor vor einer fast eben-erdigen Terrasse. Von hier aus blickt man in die Tiefe des Gartens, zunächst auf eine Rasenfläche mit einzelnen Obstbäumen, einer mächtigen Scheinzypresse, überhängendem Holunder und hohen Rhododendren an den Rändern. Nach einem Querweg kommen wir auf eine Wiese, die mit einer niedrigen Spiraeehecke eingefast ist, dahinter ragt eine hoch aufragende Reihe Thujen und Fichten zu

beiden Seiten. Die Hecke führt in einer ondulierten Linie um die Wiese. In den Nischen dieser Wellenlinie entdecken wir einige Plastiken von Carl Emil Uphoff. Aber es geht weiter. Mit eingezogenem Kopf treten wir durch eine dicht zusammengewachsene Gruppe breiter Fichten hindurch und stehen unter einem Rosenbogen vor dem Küchen- und Blumengarten. Den blumengesäumten Mittelweg entlang sehen wir auf den Grabhügel – mit den Urnen Carl Emil Uphoffs und seiner beiden Frauen – am Ende des Weges, eingerahmt von schlanken Fichten, mit einer niedrigen Buchs- und einer hohen Fichtenhecke umgeben, die auch den weiteren Küchengarten umschließt. Ein Querweg teilt diesen Garten in vier Quartiere. Der kleine Platz in der Mitte mit Brunnen wird von Obstbäumen in den Ecken überschattet. Die Wegkanten waren mit Ringelblumen, später mit Kapuzinerkresse eingefasst. Buchsbaum als Beetkanten gab es nicht, wenn überhaupt, dann war er auf die Einfassung eines Blumenrondells im Wegkreuz beschränkt. Es hatte aber nicht lange Bestand, weil es zunehmend im Wege lag.

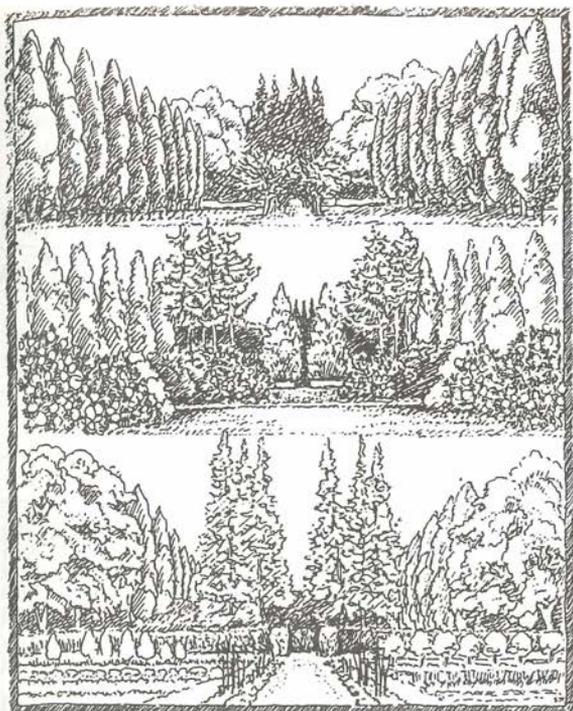
Damit ist der Garten aber noch nicht zu Ende. Hinter dem Nutzgarten reicht ein langes Wiesenstück mit einer Apfelbaumallee in der Mitte bis zu einem dazugehörigen Waldstück. Diese Wiese wird beidseitig von einer Reihe mächtiger Scheinzypressen (*Chamaecyparis lawsoniana erecta* 'Viridis') begrenzt, die dem Ganzen eine fast südländische Atmosphäre geben.

An beiden Grenzen führen in ganzer Gartenlänge "außen" Wege an den Wänden des Nachbargartens entlang. Zwischen den hohen Weißdorn-, Hainbuchen- und Fichtenhecken, durchwachsen mit Holunder und Farnkraut, fühlt man sich wie in einem Hohlweg, von dem man in bestimmten Abständen einen Blick in die einzelnen Gärten und auf die andere Seite werfen kann. An der südlichen Grenzmauer liegt von alten Kastanien verdeckt das Atelierhaus mit einem kleinen Vorplatz. Hier verbreitert sich der Weg mit seitlichen Lagerflächen, Kompostplatz und Schuppen, bis zum Gemüsegarten und wird danach wieder schmaler, bis nur noch ein Trampelpfad zu erkennen ist. An den Rändern wächst überall Holunder durch, teilweise auch Ahorn. Alles ist dicht eingewachsen – fast wie ein Waldrand.

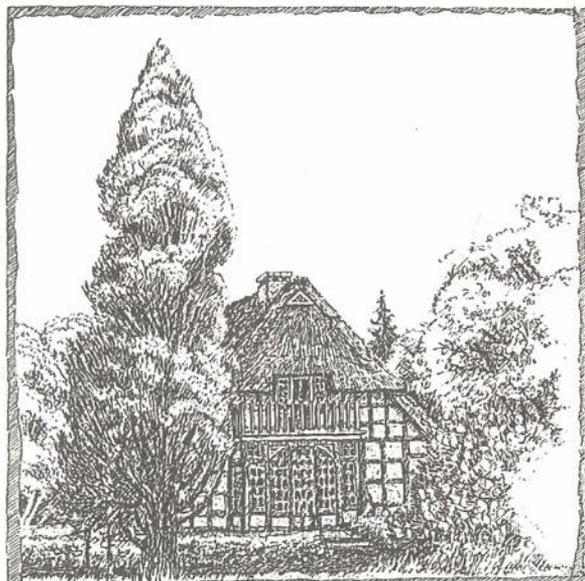
Im Grundriß betrachtet,

macht der Garten eigentlich einen recht langweiligen und gezirkelten Eindruck: Eine Abfolge von Einzelgärten zwischen "außen" liegenden schnurgeraden Wegen, mit Querwegen unterteilt und verbunden. An den Seiten und Rändern bleibt ab und zu Platz und "Luft", als Wirtschaftsfläche, Terrasse oder eine "schöne Ecke" (die nicht unbedingt in einer Ecke liegen muß). Alle Teile sind seitlich und auch ohne vorgezeichneten Weg über die Mitte "durchgängig" erreichbar. Der Küchengarten ist entsprechend häufiger und mit mehr Wegen unterteilt. Ein recht einfaches Prinzip, aber überhaupt kein langweiliger Garten.

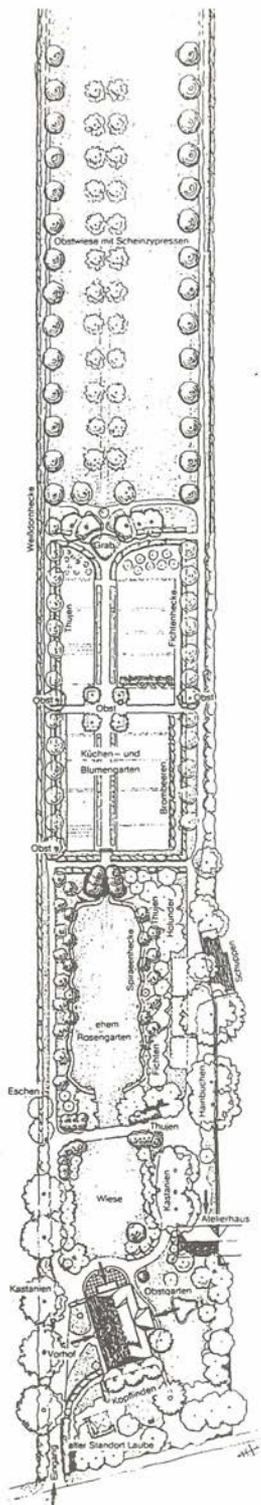
Bis in viele Details ähnelt der Brünjeshof "landläufig" üblichen Gärten. Damit ist nicht gemeint, daß es sich dabei um formale Nachahmungen handelt oder um die Anwendung eines festen Schemas; sondern daß der Garten nach Verfahrensweisen und Prinzipien mit gewissen Regeln und Bedeutungen begonnen wurde, die auch bisher (im Grunde immer schon) zu brauchbar gealterten Gärten geführt hatten. Solche Gärten sind immer in bestimmtem Maße eingeteilte Gärten. Die Einteilung nach Gebrauch, Nutzen und Bedeutung, mit Platz für Liebhabereien, hat ihren wesentlichen Grund auch darin, daß die damit verbundene Arbeit unterschiedlich (intensiv) ist und einteilbar wird. Nicht zuletzt läßt sich der Garten so

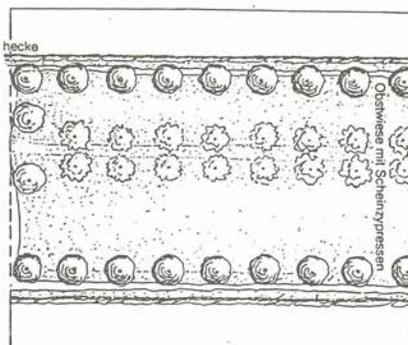
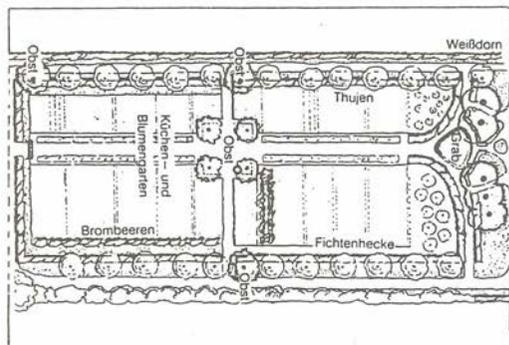
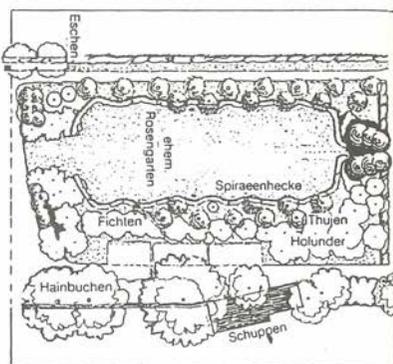
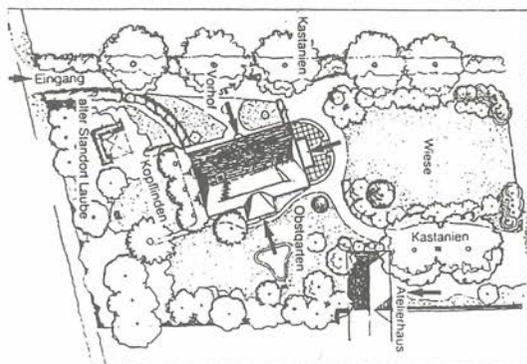
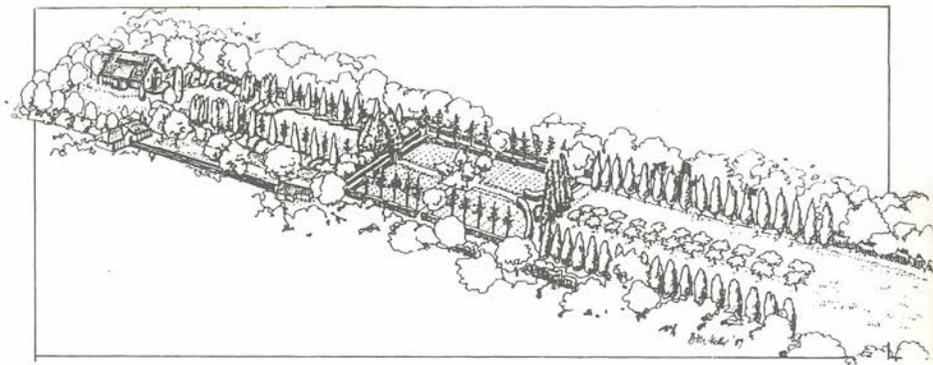


BRUNNEN UND HELL
WASSERFALL



Malzpersen 1872/1876 11. 5. 11. Bestand 47/10





Der Brünjeshof in Worpswede. Bestandsaufnahme 1981 Helmut Böse

auch auf längere Sicht leichter handhaben, weil man ihn dem zeit- und teilweise wechselnden Bedarf, den Vorlieben und Vorzügen in Teilen anpassen kann.

Versuchen wir, die einzelnen Abteilungen mit einem Namen zu charakterisieren, wird deutlich, daß sie einem ganz allgemein gebräuchlichen "Kanon" von Hof- und Gartenteilen entsprechen bzw. diesen für sich "übersetzen" und neu organisieren: Vorhof und Vorgarten, Gras- und Obstgarten, Küchen- und Ziergarten sind "Elemente", die von ihrer Entstehung her ganz "Haus- und -Hof-wirtschaftlich" gedacht sind, sich aber offenbar auch unter veränderten Vorzeichen als *Organisationsprinzip* weiter bewähren. Die Qualität einer "groben" Einteilung besteht letztlich auch darin, daß der Gartengebrauch veränderbar ist, ohne den Garten verändern zu müssen. Der Garten ist anpassungsfähig, verfolgt also nicht starr eine ganz bestimmte Bedienungsanleitung – oder auch ein Bild-, das "unbeweglich" ist und macht. Deshalb kann der Garten altern.

Veränderungen

Wenn wir uns die anfängliche Nutzung der verschiedenen Garten-Abteilungen des Brünjeshofes vergegenwärtigen, wird dies noch deutlicher. In dem Grasgarten vor der Terrasse und seitlich neben dem Haus standen anfänglich mehr Obstbäume und blauer und weißer Flieder am Rande, die von Rhododendren erst später in den 60er Jahren abgelöst wurden. Also ein Stück Obstwiese (auch Bleiche), die auch zum Spielen und als sogenannter "Gesellschaftsrasen" gut ist. Die anschließende Wiese vor dem Gemüsegarten war ursprünglich ein Rosengarten, mit Weg vor der "ondulierten" Spiräeenhecke ("war damals billig") entlang. An diesem Rundweg lagen schmale Rosenbeete, in den Heckennischen standen Lupinen. Die Mitte blieb freier Rasenplatz zum Durchgehen. Eingangshof, Tür- und Wirtschaftsplätze, Obstwiese und solch ein Zier- oder Lustgarten nahe am Haus als besonderer "Auftakt" zum Gemüse- oder Krautgarten sind "klassische" Elemente der Bauernhöfe und Bürgergärten; ebenso wie das etwas entfernter liegende Kohl- und Kartoffelland, das weniger häufige Aufmerksamkeit verlangt. Die mit "Zypressen" umstandene Wiese hinter dem Küchengarten war bis in die 60er Jahre noch solch ein feldmäßiger Garten, sozusagen ein "italienischer Kohl- und Kartoffelgarten", in der Mitte mit Rosenhecken, unterteilt durch eine Apfelbaumallee.

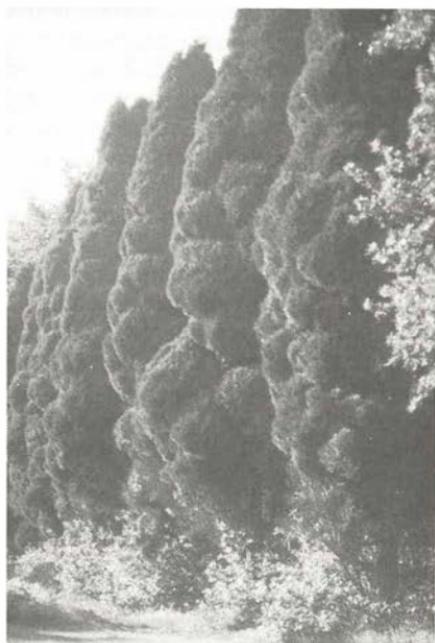
Die Laube (Frühstückslaube, aber "nur für Vater") lag am Eingangstor mit dem Rücken zur Straße und Blick auf die seitliche Haustür mit Vorhof, so, wie sie praktischerweise immer liegt: man behält den Überblick über das Kommen und Gehen vor der eigenen Tür, hat ein Ohr auf die Straße und ein Auge zum Hof und Garten und bleibt selber geschützt. Nicht der Sonnenstand ist das Entscheidende, sondern der Ort, der eine zurückgezogene Übersicht auf Haustür, Hof, Garten und Straße miteinander verbindet.

Gealtertes

Vor diesem Hintergrund kommen wir nunmehr auf etwas zu sprechen, das viele vielleicht als dominierendes Merkmal in den Vordergrund gestellt hätten: Die auf das Haus ausgerichtete Mittelachse durch den ganzen Garten, mit den betonten Übergängen zwischen den einzelnen Abteilungen und den mächtigen Baumkulissen. Neben allen architektonischen Ambitionen steht diese gestaffelte "Sichtachse" in Übereinstimmung mit der ganz praktischen Überlegung, in jeden Gar-



Zypressenwiese
l.u: Küchengarten mit
Blick zum Haus



ten geradewegs zu kommen, und auch aus der Entfernung beiläufig eine gewisse Übersicht über andere Teile des Gartens und des Hauses zu behalten.

Die materielle Herstellung der "Kulisse" und die formalen Betonungen sind also nicht losgelöst von der praktischen Organisation oder als gesonderte "Zugabe" zu verstehen. Der Garten ist nicht flächig vollgestellt. Im Gegenteil. Bäume und Hecken sind die sparsamen Mittel neben den Wegen, die Einteilung herzustellen, und die unterschiedlichen Abteilungen formal in der Artenwahl zu variieren. Die Beschränkung auf Hecken und Bäume als Mittel zur dauerhaften Herstellung der Begrenzungen ist dabei von der Platz- und Pflegeökonomie her gesehen besonders tragfähig. Sie bilden auch heute noch die Substanz, die viele Gebrauchsveränderungen mitgemacht haben, den wechselnden Zutaten und Neuerungen nicht im Wege (oder im Bild) standen und mit Patina altern konnten. Dabei sind gerade diese Ränder und Säume zum Teil richtig malerisch überwachsen, weil der Garten nicht herausgeputzt wurde, wie es jetzt wahrscheinlich durch denkmalpflegerische Interventionen droht.

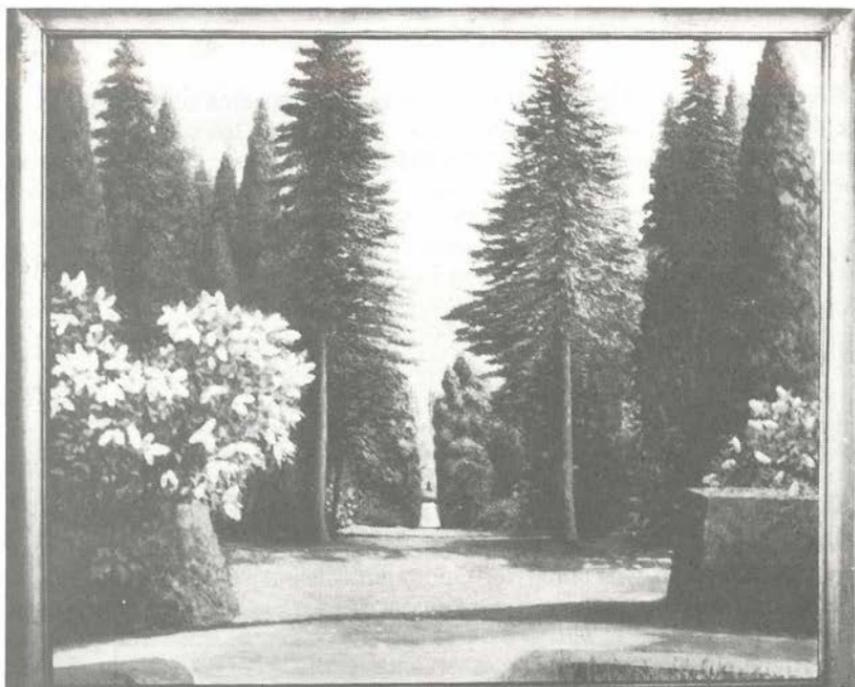
Gartendenkmalpflege enteignet den Garten.

Sie will einerseits etwas herstellen, was es so nie gegeben hat, und andererseits formal festschreiben, was durch den Gebrauch definiert ist. Beides, die Geschichte und der Gebrauchswert, wird aufgehoben, weil der Garten wieder wie neu (oder 'alt') gemacht wird und die 'Pflege' sich auf die Erhaltung dieses Neuwertes gegen Veränderungen richtet. An anderer Stelle haben wir gesagt, daß man einen Garten nicht ausstellen oder zur (Garten-)Schau stellen kann. (Böse-Vetter, H. u. Hülbusch, K.H. 1989 u. 1991) Also kann man einen Garten auch nicht unter Schutz stellen.

Die Denkmalpflege übersieht, daß ein 'lebendiger Garten' etwas mit lebendigen Leuten zu tun hat, mit Jemandem, der ihn plant, der ihn anlegt, nutzt und deshalb pflegt, und dabei den zuerst besten 'Plan' auch abwandelt und erweitert. Im Brünjeshof – und das ist seine lehrreiche Stärke – ließen sich im Rahmen des Ursprungsplanes die verschiedenen familiären 'Pläne' verwirklichen und hineinschreiben. Das gehört nicht nur zur Geschichte des Gartens, das ist die Geschichte der Familie, der Nutzer, kurz: das ist der Garten! Insofern steht die restaurative Denkmalpflege nicht nur im Widerspruch mit der Geschichte und der Alterungsfähigkeit, in der die Qualität dieses Gartens sich verkörpert, und die ihn ganz besonders auszeichnet, sondern beschleunigt auch seinen Verfall, indem er die personelle Einheit von Kompetenz, Nutzen und Pflege, als Erhalt der Gebrauchsfähigkeit, auflöst und tendenziell anonymisiert. Wenn Gartendenkmalpflege überhaupt Sinn macht, dann wäre ihre Aufgabe, auf das 'intelligente' und bewährte Prinzip hinzuweisen, das solche Gärten ermöglicht; und darauf hinzuwirken, diese als Erfahrungen (wieder) zu verbreite(r)n, und nicht, einzelne Beispiele in den Stand exklusiver Anschauungsobjekte zu entrücken, also als 'Beispiel' zu entwerten. Denkmalpflege hat im besten Fall mit der Aufklärung darüber zu tun, worauf man achten sollte, und nicht was man zu tun hat; aber dann wäre das wohl keine Denkmalpflege mehr.

Herstellung

Wie gesagt, jeder Garten- und Hofteil ist mit Blick auf eine bestimmte oder nahe-liegende Bedeutung angelegt worden, wobei neben den Zwecken auch Platz für andere Möglichkeiten blieb. Was brauche ich? Was kann nicht schaden? Was



Gemälde von C.E.Uphoff





Der Garten in den 20er Jahren



Brünjeshof als Bauernhaus



kann ich hier auch noch machen, was ergibt sich oder bleibt abzuwarten? Wo kann ich dies tun oder auch mal sein und bleiben lassen, einfach nur schön finden und dazutun? Die Herstellung mit Mauern, Wegen, Zäunen, Bäumen und Hecken dagegen wurde überhaupt nicht speziell auf diese Zwecke hin zugeschnitten. Sie sind zwar nicht in allen Teilen gleich, sehen verschieden aus, verfolgen aber immer das gleiche Ziel mit Abwandlungen prinzipiell ganz ähnlicher Mittel und Wege: die Markierung von Grenzen, Zugängen und Zuordnungen, die prinzipiell bei unterschiedlichem Gebrauch –sozusagen 'von Haus aus'– gleich bleiben.

Dazu gehört auch etwas, was nicht auf Anhieb auffällt: Bei jeder Abteilung steht bzw. stand etwas anderes im Vordergrund, aber jede hat auch eine gewisse Vollständigkeit. Daß es einen Obstgarten gibt, heißt nicht, auf Obstbäume in den anderen Abteilungen verzichten zu können. Der ehemalige Rosengarten machte die Blumen im Nutzgarten und unter den Fenstern nicht überflüssig. Ebenso wie der Rosengarten zur heutigen Wiese wurde, hätte nichts dagegen gesprochen, ihn mit einem Gemüsegarten zu ergänzen; genauso, wie der Gemüsegarten heute mehr zu einem Blumengarten geworden ist und vielleicht einmal ein Obstgarten von ihm übrigbleibt. Wenn man bedenkt, daß jede einzelne Gartenabteilung mit der Größe eines ganzen Hausgartens vergleichbar ist, dann liegt es nahe, daß jeder einzelne Gartenteil so hergestellt wird, daß er ein eingewachsener "vollständiger Garten" ist, dabei aber weiterhin organisierbar bleibt. Man muß nicht bei jeder Kleinigkeit von vorne oder völlig neu anfangen.

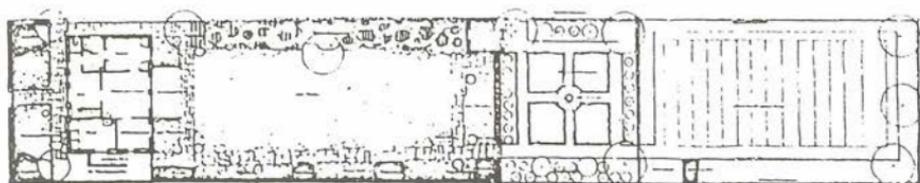
Zum Vergleich

Es gibt ein schönes Beispiel dafür, wie bei Anwendung des Garten-Kanons für dasselbe Grundstück ganz unterschiedliche Gärten herauskommen können. In der Zeitschrift "DIE GARTENKUNST" 1925 beschreibt (vermutlich) Wilhelm Hübotter verschiedene Entwürfe für den Garten seiner Eltern. (Hübotter, W. 1925: 65–74) Das Baugrundstück in Bevensen bei Uelzen hat dabei ganz ähnliche Proportionen wie der Brünjeshof, nur kleiner: Rund 80 m lang in West–Ost–Richtung und 14,50m breit.

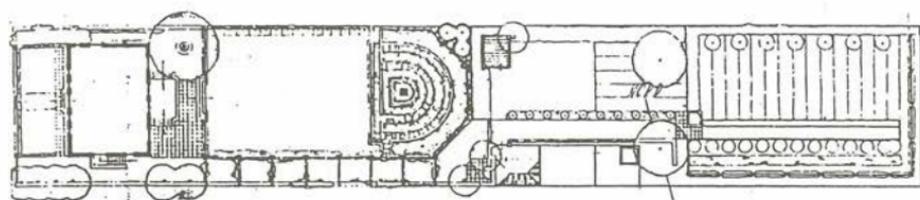
Hübotter kam der Gedanke, "unter seinen engeren Freunden und Zunftgenossen (Guido Erleben, Michael Mappes, H.F. Pohlenz und Otto Valentini) und seiner selbsteigenen Beteiligung einen kleinen Wettbewerb (...) auszutragen...."

Uns interessieren hier nicht so sehr die Unterschiede der fünf Entwürfe, sondern die Gemeinsamkeiten. Alle teilen den Garten in eine ähnliche Abfolge von Gartenteilen ein, die an der südlichen Grenze mit einem breiteren Weg erschlossen werden. Besonders der Garten von Guido Erleben hat eine frappierende Ähnlichkeit mit dem Brünjeshof. Seitlich der leicht erhöhten Terrasse ein kleiner Hof. Der Rasenplatz mit Obstbäumen an den Ecken ist mit Staudenrabatten umrahmt. Ein Heckentor führt zu einem kleinen Rosengarten mit umschließender Hecke. Im anschließenden Küchengarten wird der Mittelweg mit schmalen Koniferen betont. Im hintersten Teil wird ein "Obsthof" mit Beerensträuchern durch ein Obstspalier abgetrennt. Den Abschluß bildet der Kompostplatz.

Jeder der fünf Entwürfe benutzt ganz ähnliche Elemente, und ohne die Unterschiede einzuebneten, lassen sich –ganz generell– die Variationen der einzelnen Abteilungen auch als zeitliche Entwicklungsphasen lesen oder als Abwandlungsmöglichkeiten.



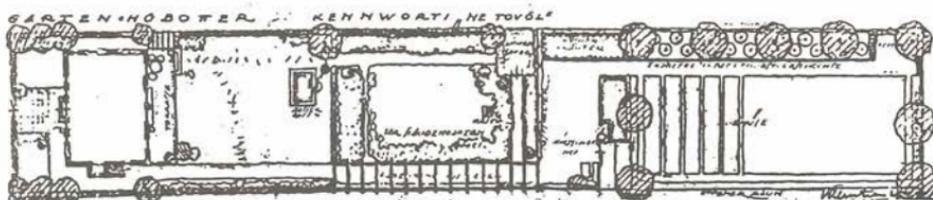
Wilhelm Hübotter



Michael Mappes



H.F. Pohlentz



Otto Valentien



Guido Erleben

Fünf Entwürfe zum Hausgarten Hübotter in Bevensen

Den Familien Uphoff und Boehne (Worpswede) danken wir für die Gastfreundschaft und die vielen Hinweise.

Literatur:

Albrecht, H. – 1988 – Worpswede. Künstler verändern ein Dorf. Diplomarbeit Hannover.

Böse-Vetter, H. u. Hülbusch, K.H. – 1989 – Vom Vehikel zur Bruchlandung. Kritik an der Bundesgartenschau in Frankfurt. **In:** DER GARTEN/BAU – L'HORTICULTURE SUISSE, Heft 45: 2167–2172. Solothurn.

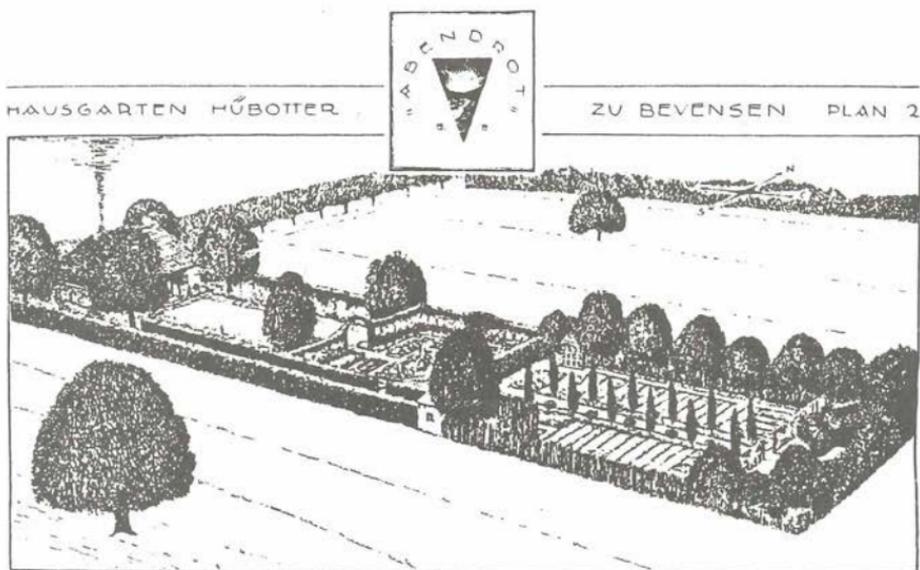
Böse-Vetter, H. u. Hülbusch, K.H. – 1991 – Vom Vehikel zur Bruchlandung. **In:** NOTIZBUCH DER KASSELER SCHULE Heft 20, Kassel

Erlay, D. – 1981 – Vogeler. Ein Maler und seine Zeit. Fischerhude.

Gallwitz, S.D. – 1922 – Dreißig Jahre Worpswede. Bremen.

H. (vermutlich Hübotter, W. /Anmerkung d.Redaktion) – 1925 – Hausgarten Hübotter in Bevensen. **IN:** DIE GARTENKUNST 38 :65–74.

Kirsch, H.Chr. – oJ – Worpswede. Die Geschichte einer deutschen Künstlerkolonie. München.



Entwurf von Guido Erleben

Der Brunnenhof Bernhard Hoetgers

1923 abgebrannt – heute fast vergessen *)

Jeder kennt die Bauwerke, die der Bildhauer, Grafiker und Architekt Bernhard Hoetger in Worpswede errichten ließ: Café Worpswede mit Gästehaus, die "Große Kunstschau", das "Philine–Vogeler–Haus", den Niedersachsenstein und sein Wohnhaus am Fuße des Südwesthanges vom Weyerberg an der Straße "Hinterm Berg". Aber nur die wenigsten wissen, daß es da noch ein Haus gab, welches Hoetger sich als Wohnung baute, gleich nachdem er von Fischerhude nach Worpswede gekommen war. Dies war das erste Gebäude, das er in Worpswede schuf und sogar sein erstes architektonisches Werk überhaupt. Dieses Wohnhaus war der "Brunnenhof" (auf dem Gelände des heutigen Diederichshof).

Als Bernhard Hoetger 1914 ins Künstlerdorf kam – er meinte dazu 1922, daß es ihn mit den Jahren immer klarer geworden war, daß eine Landschaft, in deren Luft eine Kunst wie die der Paula Modersohn groß werden konnte, auch für sein Schaffen die rechte Atmosphäre sein müßte – kaufte er sich im Herbst des gleichen Jahres ein Grundstück, das direkt an den Brünjeshof, in dem Paula Becker–Modersohn ihr letztes Atelier gehabt hatte, angrenzte. Auf diesem großen langgestreckten Grundstück befand sich bereits ein klassisches, altniedersächsisches Bauernhaus mit reithgedecktem Satteldach, das Hoetger als erstes für seine Zwecke umgestaltete. Dann schloß er dieses Haus mit einem quer die ganze Breite des Grundstücks einnehmenden Zweiflügelanbau aus roten Backsteinen zusammen. Das altniedersächsische Bauernhaus und der zweistöckige, festungsähnliche Neubau bildeten so eine T–Form.

Heinrich Vogeler, der sich ganz in der Nähe des "Brunnenhofes" seinen Barkenhoff gestaltet hatte, schrieb in seinen 1952 in Berlin erschienenen "Erinnerungen" über Hoetgers Neubau: "Als ich am Ende des Gartengrundstücks vorbeikam, das dem Bildhauer Hoetger gehörte, sah ich ihn selbst zwischen den Obstbäumen auf den Moordamm zukommen. In der Ferne, der Landstraße zu, lag sein Haus, ein schloßartiges Gebäude, von zwei spitzenlosen Türmen flankiert."

In der Kunstzeitschrift "Deutsche Kunst und Dekoration" erschien 1919 ein Aufsatz von Dr. Müller–Wulckow, dem Verfasser mehrerer anderer Bücher über Worpswede und die Bremer Böttcherstraße, durch den wir ziemlich genau wissen, wie es damals in dem "Brunnenhof" von innen aussah. Diesem Aufsatz sind auch die hier wiedergegebenen Photographien entnommen.

*) in: Worpsweder Anzeiger, 19.10.1979

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung der Gemeindeverwaltung Worpswede

Die beiden Turmbauten, von denen bei Vogelers eben zitierten Worten die Rede war, enthielten jeweils eine Durchfahrt und darüber Ateliers. Das Atelier im südlichen Turmbau war nochmals in zwei Geschosse unterteilt, in einem dieser beiden Geschosse befand sich in Dachhöhe eine Galerie.

Betrat man den "Brunnenhof" durch einen der beiden miteinander korrespondierenden Turmbauten, so gelangte man bei dem einen Turmbau zuerst in die sogenannte "Rote Halle". Eine angenehme, gedämpfte Röte von den Wänden empfing dort den Eintretenden, der aus der grellen Himmelhelligkeit in diese Eingangshalle des Brunnenhofs eintrat.

Von der "Roten Halle" aus gelangte man in einen fächerartig angelegten Empfangsraum, der sich zwischen dem alten Bauernhaus und dem Neubau ausspannte. Die Wände waren durch sich wie selbstverständlich anpassende kubistische Formspielereien und Malereien ausgefüllt, besonders schön soll die Decke gestaltet gewesen sein: "Über die Decke spannt sich ein bestrickendes Netz einander durchkreuzender Lichtstrahlen, an deren Durchdingungen und Knotenpunkten ringförmige Wellenwirbel sich bilden, die den Raumabschluß schwebend ins Ätherleichte heben", schrieb Dr. Müller-Wulckow in seinem Aufsatz.

Wie in den meisten anderen Räumen, so hatte Bernhard Hoetger auch in diesem Zimmer einige seiner Plastiken aufgestellt, die sich lebendig und selbstverständlich in die Inneneinrichtung und Innenarchitektur einpaßten, dasselbe galt auch für einige erlesene Sammlungsgegenstände, die überall zu finden waren. Vom Angelpunkt dieses fächerförmigen Empfangsraumes führte ein tiefblauer Durchgang zur Wohndiele, die sich im Altbau, im einstigen Bauernhaus, befand. Hier war die in Bauernhäusern übliche, streng zur Längsachse gegliederte Raumaufteilung beibehalten worden.

Diese Längsachse wurde von dem hölzernen Tisch gebildet, der sich in der Mitte des Raumes befand. In jener Diele ist die äußere Satteldachform widergespiegelt worden. In der Tiefe des Raumes führten Türen zu den dahinter befindlichen Zimmern – meist Wirtschaftsräumen – und zu den beiden in der Mitte der einen Stirnwand sich begegnenden Treppenläufen, die eine Pyramidenform bildeten, in die ein Kamin hineinragte. Vor den beiden Treppen neigten zwei aus Steinhauene Müttergestalten ihre Köpfe zum Kamin hin.

Auf der den Treppenläufen entgegengesetzten Stirnseite der Wohndiele konnte man zu dem einige Stufen niedriger befindlichen Speisesaal gelangen, der drei breite Türen zur Garten-Terrasse hin hatte. Das Innere des Speisesaals war aus den ursprünglichen Ausdrucksbedingungen des Baues her abgeleitet und betont einfach ohne konventionelles Raffinement gestaltet. Der Speisesaal verband den Turmbau mit der "Roten Halle" mit dem anderen Turmbau, in dem Ausfahrt, Nebeneingang und die Küche, deren Einrichtung ganz sachlich auf den Gebrauchswert hin ausgerichtet war, enthalten waren.

Den Gegensatz zu der Schlichtheit des Speisesaals stellte das im Obergeschoß gelegene Schlafzimmer dar. Beide Räume waren von dem Künstler mittels üppiger Phantasie in eine sehr reiche Formwelt gehoben.

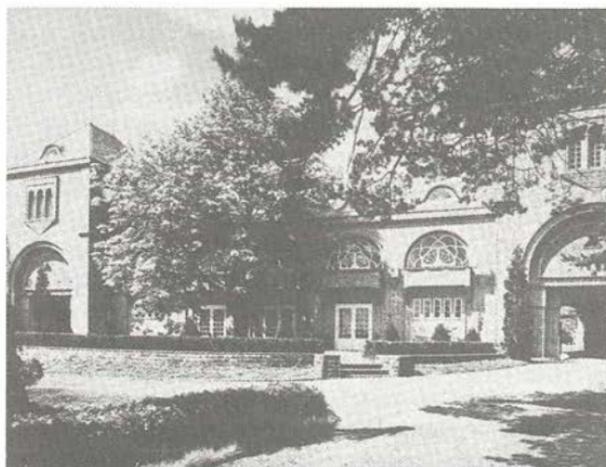
Als das wärmste und behaglichste Zimmer aber bezeichnete Dr. Müller-Wulckow in seinem Aufsatz den ebenfalls im oberen Geschoß befindlichen Wohnraum mit der Bibliothek: "Bedarf es eines Hinweises auf die Geschlossenheit der Gemächer, die dem Hereintretenden sich darbietet, weil die Türen nicht in den Achsen

die Räume aufreißen, und der Blick nicht gegen die Bahn des Lichtkegels prallt, sondern mit diesen in die Geborgenheit des Gemaches taucht. Die Fenster sind mit auf- und abspringendem Sprossennetz überspannen und mit bunter Malerei flächig transparent geschlossen."

Auch der weitläufige Garten ist überall von Hoetgers Hand gestaltet. Taxushecken grenzen Rasenflächen ab. An den Wegen stehen Plastiken, die heute zum Teil beim Café Worpsswede zu sehen sind: "Der Jüngling mit ausgebreiteten Armen", "Die Wut" und der "Bonze des Humors".

Doch schon 1921, wenige Jahre nach Fertigstellung des "Brunnenhofes", der eine zur damaligen Zeit wohl einmalige Einheit aller Arten und Techniken der bildenden Kunst darstellte, verkaufte Bernhard Hoetger ihn und begann noch im selben Jahr mit dem Bau seines zweiten Wohnhauses in Worpsswede, das auch heute noch erhalten ist und bewohnt wird. Über dies zweite Wohnhaus, das wohl noch interessanter von Form und Auffassung her ist, schrieb Hoetger 1921 in zwei Briefen an Ludwig Roselius: "Das Haus, welches ich baue, soll nicht mein Haus sein, sondern eine Form, worin glücklich gelebt sein kann..." und "Ich glaube, daß in diesem Sinn meinem Haus ein allgemeines Interesse zugeschrieben werden darf. Ich muß ein Werk aufrichten, das wirken muß und wird..."

1922 wurde dieses zweite Wohnhaus fertiggestellt, ein Jahr später brannte der "Brunnenhof", Hoetgers erstes Worpssweder Heim und sein allererstes architektonisches Werk ab und ist heute fast völlig in Vergessenheit geraten.



Der Brunnenhof

Eine weitere Eigenart Hoetgers als Baukünstler zeichnete sich schon bei dem Bau seines Brunnenhofs ab. Er riß seine Pläne wie ein mittelalterlicher Baumeister an Ort und Stelle auf und schuf so ein in die Landschaft komponiertes Bauwerk.

Golücke 1984, S. 166, in: H. Albrecht 1988, S. 134

Barkenhoff *)

In der Stille des Heide- und Moorgürtels von Worpswede wächst seit zwei Jahren eine Siedlungszelle, der Barkenhoff. Heinrich Vogeler hat sein Land und seinen Besitz einer Gemeinschaft von Erwerbslosen und kriegsbeschädigten Handwerkern und Gartenbauern zur intensiven Bewirtschaftung übergeben. Zwar sind viele Rosenbüsche und Parkgänge verschwunden, auf dem früheren Tennisplatz wachsen Himbeeren; aber unsere zehn Kinder der Arbeitsschule finden die roten Träubchen der Johannisbeersträucher und die Kirschen und das Zwergobst nicht weniger geschmackvoll. Die Erwachsenen, welche die Siedlung tragen, sind die Kristallisation vieler Menschen und Nöte, die in den letzten beiden Jahren über den Barkenhoff hinweggegangen. Wieviel begeisterte Jugend ist immer wieder zur Mitarbeit angetreten, Freideutsche, Akademiker, proletarische Jugend. Sie fielen nach kurzer Zeit von selbst heraus. Sie sahen nur die Gemeinschaftsfreude, nicht die harte Gemeinschaftsnot, sie sahen das beglückende: Hinein in die Erde; die brachten Feuer, Schwung und besten Willen mit; aber es gehört eine besondere Zähigkeit und Gesundheit dazu, die Entbehrungen, Arbeiten, Schicksale und die Unsicherheit einer Aufbausiedlung, wie es der Barkenhoff ist, zu bestehen. So verblieben denn als Stamm außer Heinrich Vogeler ein Tischler und Zimmermann, ein Schlosser und Schmied, zwei Landwirte und Gärtner, ein Gärtner-schüler, eine Lehrerin, vier Frauen für die Küche und Haushalt und die zehn Kinder, die zum Teil Waisen und Halbweisen sind. Von den erwachsenen Männern sind drei allein durch Verwendung Kriegsbeschädigte und vier solche, die als Arbeitslose zu Heinrich Vogeler kamen; sie haben bereits zwei Jahre die "produktive Erwerbslosenfürsorge" und Siedlungsfrage auf ihre Weise zu lösen versucht. Sie haben sich bis heute weder durch das Mißtrauen der bürgerlichen Umwelt noch durch Spott und Verdächtigungen aus dem proletarischen Lager an ihrem Werk irremachen lassen. Es ist ihnen in zwei Jahren gelungen, zehn Morgen Wiese und Zierland aufs intensivste gärtnerisch zu bewirtschaften, sie haben drei bis vier Morgen Ödland gerodet und kultiviert, sie haben Werkstätten eingerichtet, ein kleines Wohnhaus und einen großen Schuppen mit eigenen Kräften gebaut; sie haben vier Waisenkinder ohne eine Vergütung durch Kommune oder Angehörige in ihre Pflege genommen. Sie haben den Kleinbauern ihre zwei Pferde ohne Entgelt geliehen und vereinzelte Nachbarn schon zur Gemeinwirtschaft und gegenseitigen Hilfe erzogen; sie sind als Tischler und Schlosser gekommen, wann man sie rief. Sie haben mit einem Wort begonnen: ernst zu machen. Sie sind von der Phrase zur Tat übergegangen.

Gibt es in der heutigen Zeit, da man zuerst die Firma schafft, die Organisation, das Programm, gibt es heute etwas Natürlicheres, als daß man diesen absonderlichen Menschen vorerst einmal ein unbegrenztes Mißtrauen entgegenbrachte! Die Proletarier sahen in dieser wenig lauten Arbeit, die jenseits von Streik und

*) aus: Das Tagebuch, 2.Jg., Heft 28, Berlin 1921

Masse lag, eine Flucht vor der "Aktion", ein romantisches Idyll, und ließen es nicht an bitteren Worten fehlen. Der Bürger aber witterte Furchtbares. Er sah in dieser Zelle besitzloser Gemeinwirtschaft den Anfang vom Ende, die Anarchie, die Sintflut. Allsonntäglich aber, wenn die Scharen der Arbeitslosen und Arbeiter aus Bremen hinauspilgern, durchaus nicht mit weniger Vorurteilen und Zweifel belastet wie der Bürger, so werden sie nach dem ersten Ansturm: "Ja, ihr sitzt hier gut!" nach und nach ganz still. Es ist doch nicht allen bekannt, daß auf dem Barkenhoff bei spartanischer Kost zehn bis zwölf Stunden gearbeitet wird, bloß um das Werk zu erhalten; daß die Menschen sich dort kein Theater, keine vollen Mägen, keinerlei Genüsse irgendwelcher Art leisten können, daß sie bei aller Arbeit – inmitten einer anders gesonnenen Umwelt – oft nicht wissen, was am anderen Tage aus ihnen wird; und daß sie dennoch und bei aller Entbehrung auch seelisch nicht erschlaffen dürfen, da sonst die Arbeit leidet. Es ist weiß Gott kein romantisches Idyll, der Barkenhoff! Er hat keine Zeitschrift wie andere Siedlungen und keine festgelegten Richtlinien, wonach die parteigläubigen Massen begehren und fragen; sondern aus der Arbeit selbst wächst den Menschen dort von Tag zu Tag mit ihrem Leben die neue Gewißheit und die neue Gestalt. In ihren Kindern, die in ihrem Dasein leben und lernen, die in Licht und Sonne in freier Erde mit ihnen arbeiten, die in den Werkstätten mit anfassend und helfen, erschließt sich ihnen die Blüte dieses von der Erde umfängenen, noch dunklen Lebens: die Arbeitsschule. Das spürte wohl jeder, der auf dem Barkenhoff war. Hier geschah ein Schritt: von der Phrase zur Tat.

Noch absonderlicher meist ist die Umstimmung und Verwunderung, wenn Bürgerliche aus ihrer Welt den Hof betreten. Die Neugier ist groß. Sie haben ihr Wissen aus den zuverlässigsten Quellen bezogen: kommunistische Siedlung!! Die Enttäuschung beginnt gleich an der Torfahrt, da der Doppelposten mit Handgrate und roter Armbinde sich offenbar zurückgezogen hat. Auch Höhlenmenschen und Nacktkultur, Lautenspieler und Bänkelsänger sind nicht in erwartetem Umfange vertreten. Keine Ansichtskarte, Programme oder rote Rosetten werden feilgeboten. Man steht enttäuscht und sieht sich um.

Von einem großen Teich strecken sich nach dem Südhang einer Mulde zahlreiche Saat- und Verstopfbeete. Darüber steigen in dreifachen Terrassen Tomaten- und Maispflanzungen an; und dort arbeitet ein Mensch. Mit entflößtem Oberkörper (es bestätigt sich). Dieses Wesen aber weist den heranschnürenden Gast mit mehr oder weniger freundlichen Gebärden zu den hochgelegenen, langgestreckten Reihenfeldern, auf denen Sommergemüse, Kohl, Wurzeln und Salate in dichtem Wachstum stehen. An vereinzelt abgeernteten Stellen sind schon die neuen Winterpflanzen gesetzt. Schachbrettartig sind alte Beeren- und Buschobstrabatten für Bohnen und Erbsen kultiviert. In einer Niederung wächst Mais, Hanf und Flachs. Jedes Fleckchen Erde ist aufs äußerste ausgenützt. Ich sah eine solche gärtnerische Intensivierung des Landes bisher nur in Flandern. Über dem Gartenland an der Waldgrenze liegt ein prächtiger Kartoffelacker, der erst im letzten Jahr aus gerodetem Ödland geschaffen. Ein anderer Teil der Brache ist zur Obstwiese und Koppel für das Vieh vorgesehen. Gerade steht oben ein Bohrturm, an dem drei junge Kerle arbeiten: ein Eisendreher aus Dresden, ein Maschinenschlosser aus dem Rheinland und ein Student aus Leipzig. Sie ver-

pflügen sich selbst, da der Barkenhoff auch nicht die kleinste materielle Belastung zu tragen vermag; aber sie sind guter Dinge, schlafen auf einer Planke neben dem Geräteschuppen und wollen helfen, solange ihre Vorräte reichen. Die Quelle soll die oberen Wiesen und Felder berieseln und das Neuland intensivieren helfen. Hinter den Ländereien zieht ein schmaler Kiefernwaldstreifen hin. An seinem östlichen Seehang liegt ein kleines Lehmhaus, das ganz mit eigenen Kräften und mit eigenem Material der Siedlung erbaut ist. Heinrich Vogeler bewohnt es. Daneben steht der Bienenstand mit seinen sechs bis acht Körben. Ein steiler Waldweg führt zu den eigentlichen Gebäuden. Das Haupthaus stellt den geräumigen Umbau eines alten Bauernhauses dar. Rings um den großen Innenhof liegen die Wirtschaftsgebäude und Stallungen. Daran schließt sich eine Schlosserei und Schmiede, eine Schreinerei und Tischlerei und eine im Bau begriffene Töpferei. Schmied und Schreiner haben ständig die Hände voll Arbeit; vorerst für den eigenen Hof. Der große Wagen ist bis auf den letzten Zapfen und den letzten Be-schlag selbst gebaut, der neue Schuppen steht im Rohbau. Öfen, Pumpen, Garten- und Handwerksgerät, Zäune und Staudämme müssen erneuert und ausge-bessert werden. Jetzt in der Trockenzeit sind alle Mann notwendig, im Moor den Torf umzuschichten, einzufahren und neu zu stechen; für die Kinder ein Fest! In-zwischen liegen auch von außerhalb für die Handwerker ständig Anfragen und Aufträge vor. Mit einer Zahl Nachbarn wird in Form des Naturalaustausches und der Gemeinwirtschaft verfahren: etwa eine Deichsel gegen ein halbes Fuder Torf oder eine Schlosser-reparatur gegen einen Bienenkorb oder Ausleihung der Pferde gegen Bestellen der Weide. Viele aber haben versagt und abgelehnt; der Barkenhoff hat die Hoffnung nicht aufgegeben. Aber da er selbst viele Dinge noch mit Geld bezahlen muß, so ist er genötigt, von denen, die seine Bereitwilligkeit verneinen, aber seine Pferde brauchen, auch Geld entgegenzunehmen. Es ist schon eine Tat, daß zwanzig Menschen unter sich besitzlose Gemeinwirtschaft und gegenseitige Hilfe so restlos und konsequent verwirklichen konnten. Ihr Ver-hältnis zur Umwelt der Privatwirtschaft und des Profits ist für sie nur ein Über-gang, eine Brücke aus dieser Zeit in eine neue Zeit.

Die Kinder sind teils Kinder der Familien des Hofes, teils Waisenkinder. Sie schlafen in einem gemeinsamen Schlafsaale und werden von einer Lehrerin, die der Gemeinschaft angehört, gepflegt und unterrichtet. Der Unterricht vollzieht sich bis auf einzelne Grundfächer völlig im Verlauf der helfenden Arbeit und des Spiels. Heinrich Vogeler hat seine Auffassung über die alte Lernschule und die werdende Arbeitsschule in einer vorzüglichen Broschüre, "Die Arbeitsschule als Aufbauzelle der klassenlosen Gesellschaft", niedergelegt. Die Quäker haben die Kinder der Arbeitsschule Barkenhoff für die kommenden vier Monate in ihre Spei-sung aufgenommen. Sie haben auch hier ihre unermüdliche Hilfsbereitschaft be-wiesen; für sie war die Tatsache, daß Menschen sich zu einer besitzlosen Ge-meinschaft und Siedlung verbunden hatten, kein Grund, diesen ihre Hilfe zu ver-sagen!

Der volkswirtschaftliche Ausschuß des Reichstages hat jüngst eine Revision des schwerfälligen Reichssiedlungsgesetzes vorbereitet. Die Erkenntnis, daß heute das Arbeitslosenproblem von dem Siedlungsproblem nicht mehr zu trennen ist, hat sich nunmehr durchgesetzt. Es ist auch zu widersinnig, daß Milliarden für die

Ernährung Arbeitsloser ausgegeben werden, während draußen Millionen von Hektar Land brachliegen. Franz Oppenheimer hat schon vor Jahren vorausgesagt, daß die Arbeitslosenkrise einst zur Beseitigung des Bodenmonopols hinführen werde: er hat darauf hingewiesen, daß in Deutschland statt der sieben Millionen Landbevölkerung auf zweiunddreißig Millionen Hektar Kulturboden und den vielen Millionen Hektar Ödland und Hochmooren vierunddreißig Millionen Menschen, also die doppelte Zahl, sich ernähren könne, falls man auf den Kopf ein Hektar Land rechne. Wie groß die Desorganisation unter den jetzigen Verhältnissen aber auch auf dem Lande selbst ist, geht daraus hervor, daß in dem ländlichen Kreise Osterholz bei Bremen tagelang die Bäckereien kein Mehl zu verbakken und die zahlreichen Häusler und Torfarbeiter kein Brot zu essen haben. Dabei leben sie umgeben von vielen hundert Morgen Heide und Ödland, das Großbauern und Unternehmern gehört, die gar nicht daran denken, es zu kultivieren.

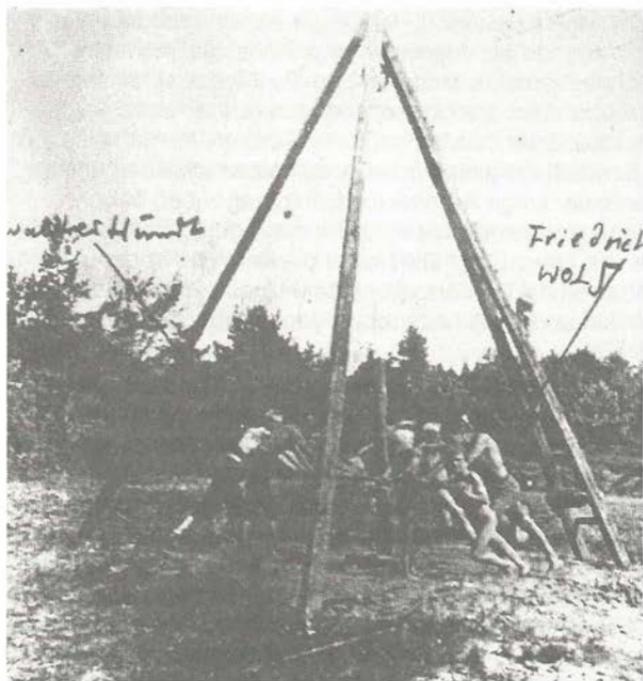
Als ich mit den beiden jungen Eisendrehern, die durch Betriebseinstellung erwerbslos geworden, auf dem jungen Berieselungsland des Barkenhoffs stand, zeigte der eine über den Zaun nach dem angrenzenden Heidestrich mit einem Stoßseufzer: "Herrgott, wenn wir doch nur so ein Stück Land hätten und Gerät, wir würden uns einfach Unterstände bauen und, wenn ihr uns helfen könnt, anfangen! Uns hängt die Fabrik um Hals heraus!" Ich erfuhr, daß diese sechzig Morgen unbestellten Heidelandes einer reichen alten Frau gehören, die außer ihrem Landhaus hier noch ihre Stadtwohnung in Bremen hat. Ich erfuhr, daß ein altes Geschwisterpaar hier sechshundert Morgen Land besitzt, wovon nur dreißig Morgen für ihre eigenen Bedürfnisse bestellt werden; das übrige ist völliges Brachland. Ich erfuhr, daß auf den Barkenhoff, der für die aus den Städten hinausdrängende proletarische Jugend als Vorposten und Signal gilt, monatlich Dutzende junger erwerbsloser Fabrikarbeiter kommen und die Gemeinschaft bitten, sie auf dem Barkenhoff auszunehmen oder ihnen zu sagen, wie sie in freier Arbeitsgemeinschaft unter fachkundiger Leitung beginnen können. Ich sah eine halbe Stunde südlich des Barkenhoffs eine Siedlung, den Moorhof, wo ebenfalls unter Leitung zweier Gartenbauer junge Arbeiter mit Erfolg begonnen haben, zwanzig Morgen Ödmoor in täglich zwölf- bis vierzehnstündiger Arbeit zu kultivieren. Die Bewegung wächst von Tag zu Tag. Die Not ist da; der Wille ist da; die Menschen sind da; der Boden ist da! Es wäre ein glatter Mord an der Volkskraft, wenn die Regierung den Willen und die Arbeitsfreude der Jugend, die aufs Land drängt, nicht fruchtbar machte!

Für Deutschland hat die proletarische Siedlungsbewegung im "Erdbund" jüngst sich zusammengeschlossen. Aus Westdeutschland wird berichtet, daß Arbeitslose gegen hundert Morgen kommunales Ödland besetzt haben und es auf eigene Faust zu kultivieren beginnen. In Italien haben sogar die klerikalen Bauern, die "Popolari", die unbestellten Großgrundbesitze besetzt. In England begann eine Schar "Diggers" mit der Besetzung und Intensivierung von Brachländereien. Es handelt sich in allen Ländern um eine derart elementare Bewegung, daß sie nicht mehr aufzuhalten ist, sondern daß es einzig gilt, sie in fruchtbare Bahnen zu lenken. Der volkswirtschaftliche Ausschuß des Reichtags hat in seinem letzten Entwurf, der die produktive Erwerbslosenfürsorge und Siedlungsfrage zwangsläufig behandelt, eine ganz neue Stellung eingenommen. Die einzelnen Vor-

schläge des Entwurfes könnten auf die Heide- und Moorsiedlungen, wie sie im Barkenhoff und Moorhof bereits verkörpert sind, sofort angewandt und in die Tat umgesetzt werden. Diese Siedlungen dienen schon jetzt als Siedlerschulen. Sie sind fachmännisch geleitet. Sie sind von umfangreichem Ödland, von Moor und Heide unmittelbar umgeben. Sie könnten sofort als Anliegersiedlungen dienen. Sie sind das Ziel und die Sehnsucht von Hunderten arbeitslosen Proletariern, die unter großen Entbehrungen oft von weit herkommen, um der Siedlung am Aufbau zu helfen. Da es an Mitteln fehlt, müssen sie wieder in die Städte zurück.

Wenn es der Regierung ernst ist mit dem neuen Siedlungsprogramm – und das muß nach der heutigen Lage der Dinge angenommen werden –, so verlasse sie sich nicht auf Berichte und Gerüchte; sie schicke einen Beauftragten und Fachmann, der die beiden Siedlungen prüfe! Es darf nicht länger geschehen, daß die Jugend, die mit bestem Willen und voller Arbeitsfreude auf ihrem Vorposten, dem Barkenhoff, erscheint, daß diese nach Erfüllung drängende Jugend bloß infolge mangelnder materieller Hilfe immer wieder in Katastrophenstimmung in die Städte zurückkehren muß. Ist es Wunder, daß die besten und gesündesten Kräfte des Volkes sich dann in äußeren Aktionen verpulvern?

Es gibt einen Weg, diese ungeheuer produktiven Kräfte der erwerbslosen proletarischen Jugend, die mit durchaus sicherem Instinkt ihre Not fühlt, fruchtbar zu entladen. Der Barkenhoff ist ein solcher Weg!



Ohne Erfolg wurde tagelang nach Wasser gebohrt

Walter Hundt, Ohlenstedt

aus: Heinrich Vogeler und die Arbeiterschule Barkenhoff e.V. in Worpsswede
Bnd.1 u 2. Niedergeschrieben seit etwa 1940. *)

"Das Todesurteil für den Barkenhoff wurde schon damals gesprochen. Es konnte gesprochen werden, weil in den Reihen der Arbeiterschaft am stärksten die bürgerliche Art und Haltung des "Mehrheitsbeschlusses" wirkte. Heute, nach vier Jahrzehnten kann gesagt und erkannt werden: Die Arbeiterschaft hatte vom Zeitgeist starke soziale Impulse erhalten und auszubilden, die Verwirklichung mußte aber scheitern, weil hierzu nur die bürgerlichen Methoden der Macht angewendet wurden. Unter dieser Machtanwendung ist die Arbeiterschaft unfreier geworden als bisher – denn bisher wußte sie von ihrer Unfreiheit, während sie jetzt in dem Wahn befangen war, die Freiheit errungen zu haben".
(S.70)

"Man könnte es lächerlich finden, sich hier um einen Busch oder Baum zu raufen – aber es war doch so: Vieles ist hier stellvertretend zu werten für das, was draußen im Großen vor sich ging. Zum erstenmal wurde hier, wurde uns klar, wie Baum und Strauch nicht einfache Dinge des Empfindens sind, über deren Vorhandensein man streiten kann, je nach rein subjektiver Überlegung. Nein, sie haben ihren realen Wert auch im Raum des Lebens bis in das Rationale, das Wirtschaftliche hinein." (S.88)

"Der Plan der Siederschule ist perfekt. Auch ihr praktischer Leiter ist schon gefunden in dem geschulten Gärtner und Landwirt Max Schemmel – der Moorhof bei Moorende wird der Ort der Schule sein. Der Hof hat etwa 15–20 Morgen Moor- und Nutzfläche. Ich glaube sogar, daß dieser Hof im Besitz von Professor Hoetger war, der damals auch die anschließende Koniferenbaumschule in Besitz hatte, so daß alles zu günstigen Bedingungen gepachtet werden kann." (S.193)

"Die Siedlerschule, der Moorhof, wie er kurz genannt wird, hat seine ersten Schüler. Vornehmlich kommen Gärtner, nach und nach dann laufend Zionisten, die sich hier vorbereiten wollen für ihre Pionierarbeit in Palästina. Eine ganze Reihe dieser jungen Menschen sind aus dem Ausland, aus Polen, Ungarn, England. Aber alle sprechen gut deutsch. Fast alle haben höhere Schulen besucht oder eine sonstige gute Ausbildung gehabt, auch Studenten sind dabei...

Man verkehrt gerne mit ihnen. Von ihrer Aufgabe sind sie erfüllt und daher sehr fleißig. Oft machen sie den weiten Weg vom Moorhof, um an den Sonntagen mit uns zu plaudern und von ihren Hoffnungen zu schwärmen. Diese jungen Menschen wissen darum, daß sie einem schweren Leben und Arbeiten entgegen gehen. Der Barkenhoff erscheint ihnen als die klassische Zelle für ein Zusammenleben in einer Arbeitsgemeinschaft. Dort in Palästina wird es für sie schwer sein, da ihre Gemeinschaften inmitten einer fremden Welt unter Arabern liegen werden, die sich in dem uneingeschränkten Verfügen über ihre Länder bedroht fühlen. Diese jüdischen landwirtschaftlichen Aufbauzellen leisten Außergewöhnliches. Mitten in Wüsten entstehen fruchtbare Felder..."

"...Der Moorhof, die Siedlerschule von Leberecht Migge brennt ab kurz vor Weihnachten... Schemmel und die Jungs sind bei Migge untergekommen. Der Kursus soll trotzdem weitergehen bei Schwiebert ⁺". (S.240/241)

*) Mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers kopiert 1971 für wissenschaftliche Benutzung im Staatsarchiv Bremen

+) Gaststätte in Worpsswede (Anm. I.M.H.)

Die Schöne Siedlung

Dargestellt am Garten Sonnenhof – Worpswede *)

Der sonnige Garten – diesmal scheinbar ein wenig im Gegensatz zur sonnigen Siedlung, die in der "Deutschen Binnenkolonisation" beschrieben wurde. Allerdings nur scheinbar, denn hier soll geradezu gezeigt werden, wie eine gute Siedlung immer ein guter Garten sein oder werden soll, ja mehr – daß künftig ein wahrer Garten das Siedlungsmäßige, Kolonisationsische nie ganz verleugnen können wird. In diesem Sinne ist der Sonnenhof, wenigstens seinem Willen nach, ein Symbol der rhythmischen Bewegung unserer Zeit und insbesondere für die zeitgenössische Gartenkunst.

Was ist es dann nun, was in einem solchen typischen Garten unserer Tage wachsen soll? Die Antwort ist ebenso kurz wie entschieden. ALLES! Allerdings keineswegs alles wie "Kraut und Rüben" durcheinander, vielmehr bedeutet diese Inhaltsbestimmung hier Blumen und Früchte und beide beisammen. Denn der an biologischen Verwandtschafts- und kosmischen Gleichheitsvorstellungen geschulte Geist unserer Zeit verträgt es nicht, die Frucht als etwas "Materielles" und daher Minderwertiges in sogenannten "Nutzgärten" verbannt zu sehen. Auch die gewandelte Ernährungserkenntnis, die Gemüse und Obst viel mehr als früher auf den Tisch bringt, haben ebenso wie die geminderte soziale Lage breiter Schichten eine förmliche Wiedergutmachung an der geächteten Nutzpflanze hervorgerufen. Und in der Tat, nun wir wissen, wie viele unserer schönsten Blumen, wie viele Korb- und Kreuzblütler, von Nutzpflanzen und Küchenkräutern abstammen und wie viele anerkannte Gartenschönheiten, wie Kressen, Mohn- und Sonnenblumen, beidem, der nutzlosen Anschauung als dem anschaulichen Nutzen, seit jeher sich geweiht haben, da hat der Rangbegriff unter den Gartenpflanzen keinerlei Raum. Wer wollte auch die herrliche und noch dazu schön duftende Blüte der Schwarzwurzel oder des Kirschbaums als weniger schön bezeichnen, nur weil uns diese Gartenpflanzen noch so schmackhafte Gartenfrüchte nebenbei liefern? – Und wer vermöchte den geistigen Gehalt eines Teestrauches oder eines Weinstockes, den Jahrtausende Gartenvorstellung hochgezüchtet haben, überhaupt in Wertbeziehung zu der flüchtigen Tagesneuheit etwa einer Dahlie bringen. Wir entdecken in diesen Tagen auch den geistigen Gehalt der Frucht. Wie sich nun diese neue und doch wohl höhere Gartengerechtigkeit kulturtechnisch auswirkt, das zeigt der Sonnengarten. Da sehen wir z.B. ein "Nutzlustgärtlein in drei Etagen". Auf dem Boden, im Parterre sozusagen, Erdbeeren, zu Blumenzwiebeln Rosen und Einjahrsblumen gesellt. Dann zum Ausgleich der hierbei etwas zu kurz gekommenen "nützlichen Abteilung" im zweiten Stockwerk, Stachel- und Johannisbeerstämmchen, und schließlich hoch oben breiten

*) Aus: Siedlungswirtschaft. Mitteilungen der internationalen Siedlerschule Worpswede. Heft 4, 1928, S.27–28.

in der dritten Zone Kirschen- und Apfelbäume ihre frucht- und blütenschweren Arme aus. Nüchtern genommen: nach dem Vorbild des Waldes, Auswertung der Sonnenkraft, vom hohen Wipfel über das Unterholz bis zum Moos – auf Gartenbedingungen übertragen. Kommen dann noch, wie hier, wuchernde Schlinger und allerhand bewegliche Wasserlein dazu, so ist aus dem Gegensatz von Frucht und Blume, aus Kraft und Anmut, aus Farbe und Form ein Gartenbild von süd-ländischer Eindruckskraft gesichert.

So wuchs der Sonnenhof heran, zu einem eigenartigen Gebilde aus weißen Mauern, grünen Beeten und bunten Rabatten, gegliedert in schwebende Terrassen, durchzogen von langen Laubengängen: ein moderner Garten. – Es war nicht nötig, seine besondere *formale Struktur* zu beschreiben. Sie ist da (und in den Plänen – siehe "Der Baumeister", Aprilheft – nachlesbar), sie ist aber nicht weiter wichtig. Das Wesen und das Gesicht dieses Gartens ist sein *gesteigertes Wachstum*, ist weiter sein *bedingungsloses Wachstum* und ist endlich sein *spielerisch betreutes Wachstum*. Genug, daß der Besucher mit eignen Augen sieht, wie ringsum magere Heide "blüht" und auf dem Berge der Bauer seit Jahrzehnten vergebens sich bemüht, der kargen Scholle Ertrag und Beute abzugewinnen. Besitz, auch geistiger, schafft Verpflichtung. Und so ist die Bestimmung des Sonnenhofes, seine Erfahrungen und Erscheinungen möglichst vielen zugänglich zu machen. Daß das erreichbar ist, ist inzwischen auf fast allen Gebieten des Gartenlebens unserer Zeit bewiesen. Der Sonnenhof hat Schule gemacht. Wir finden ihn und seinen Geist heute in so manchem *Schrebergarten* und in manchem *Siedlerheim*, ebenso wie im *öffentlichen Park* und in der modernen *Nutzgärtnerei*. Seine Grundsätze sind auf kleinstem Raum wenigstens angedeutet und auf weiträumigen Landsitzen sind sie hier und da zu großartigen Perspektiven zu neuer Gartenschönheit ausgestaltet.

Alle diese Gärten haben eine gemeinsame, eine *koloniale Note* an sich, – in allen diesen Gärten werden neben Blumen viel *Früchte* gezogen. Und in allen diesen Gärten – das ist ihr Zeichen – ist der Gartenmensch *tätig*. Diese neue Vorstellung von Gartenleben und Gartenart hat das Gesicht bestimmt. Mit neuen und erneuerten Geschlechtern wachsen hier in neuen Daseinsbedingungen und neuen Lebensvorstellungen ganz neue Gartensysteme rings um unsere Städte herauf, verallgemeinert und verfeinert durch die Errungenschaften der modernen technischen Bodenkultur. Die Zeit scheint nicht weit, wo jedermann seinen Garten haben wird, jedermann seinen kleinen Sonnenhof.

Wir suchen für unsere Betriebe:

Lehr- und Versuchsgarten

Worpswede

1 Lehrling

Entwurfs-Büro

Worpswede

1 Lehrling oder Volontär

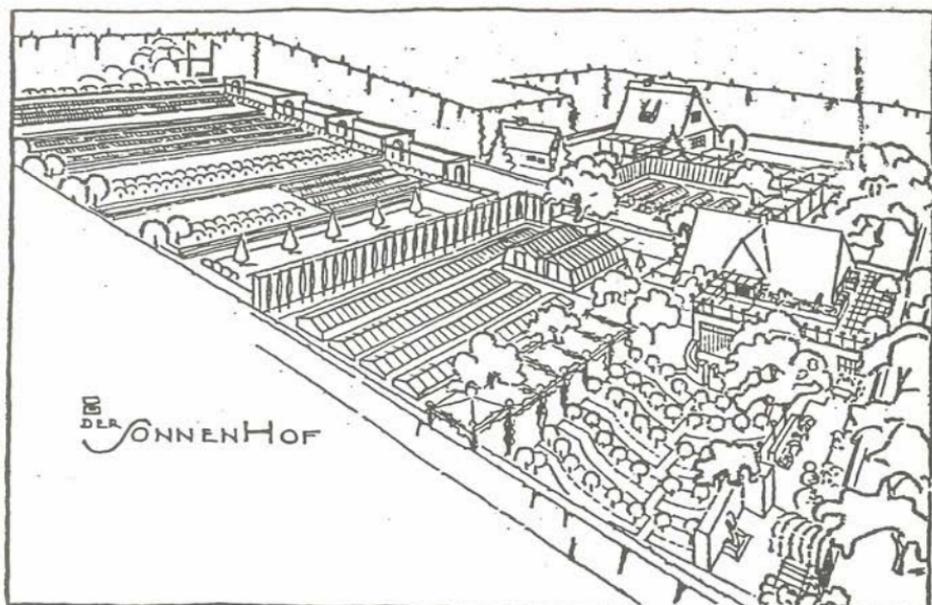
Lehrziel: Kenntnis der intensiven Bodenkultur. Lehrziel: Moderne gärtnerische Ingenieurarbeit.

Nur gesunde, gebildete, gut empfohlene Bewerber wollen sich melden.

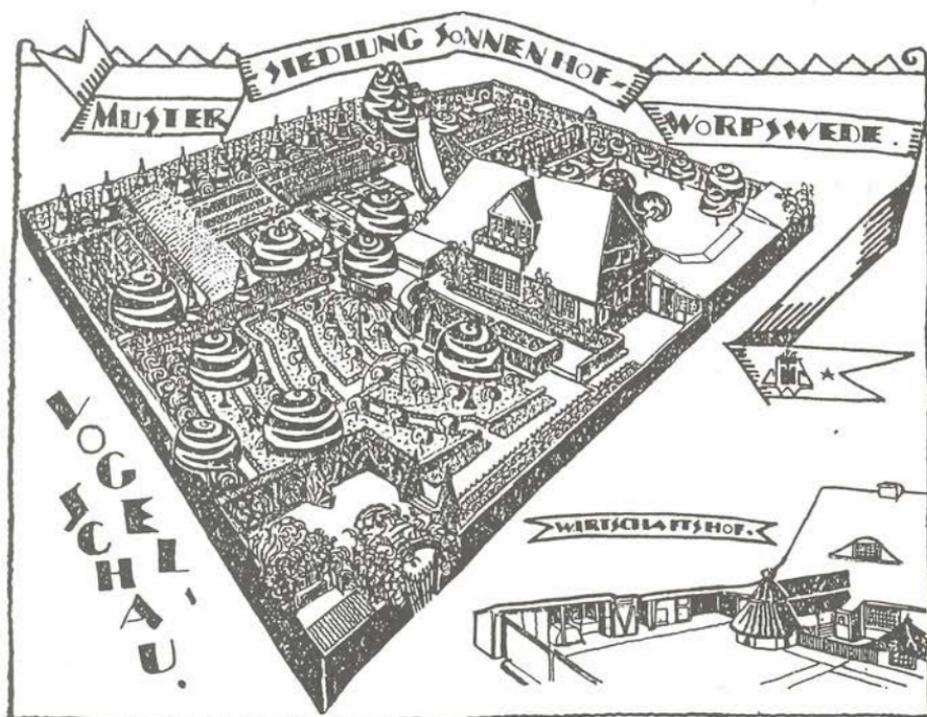
S. S. W. GESCHÄFTSSTELLE BERLIN, FLOTTWELLSTRASSE 2111, LÜTZOW 6925, 6924

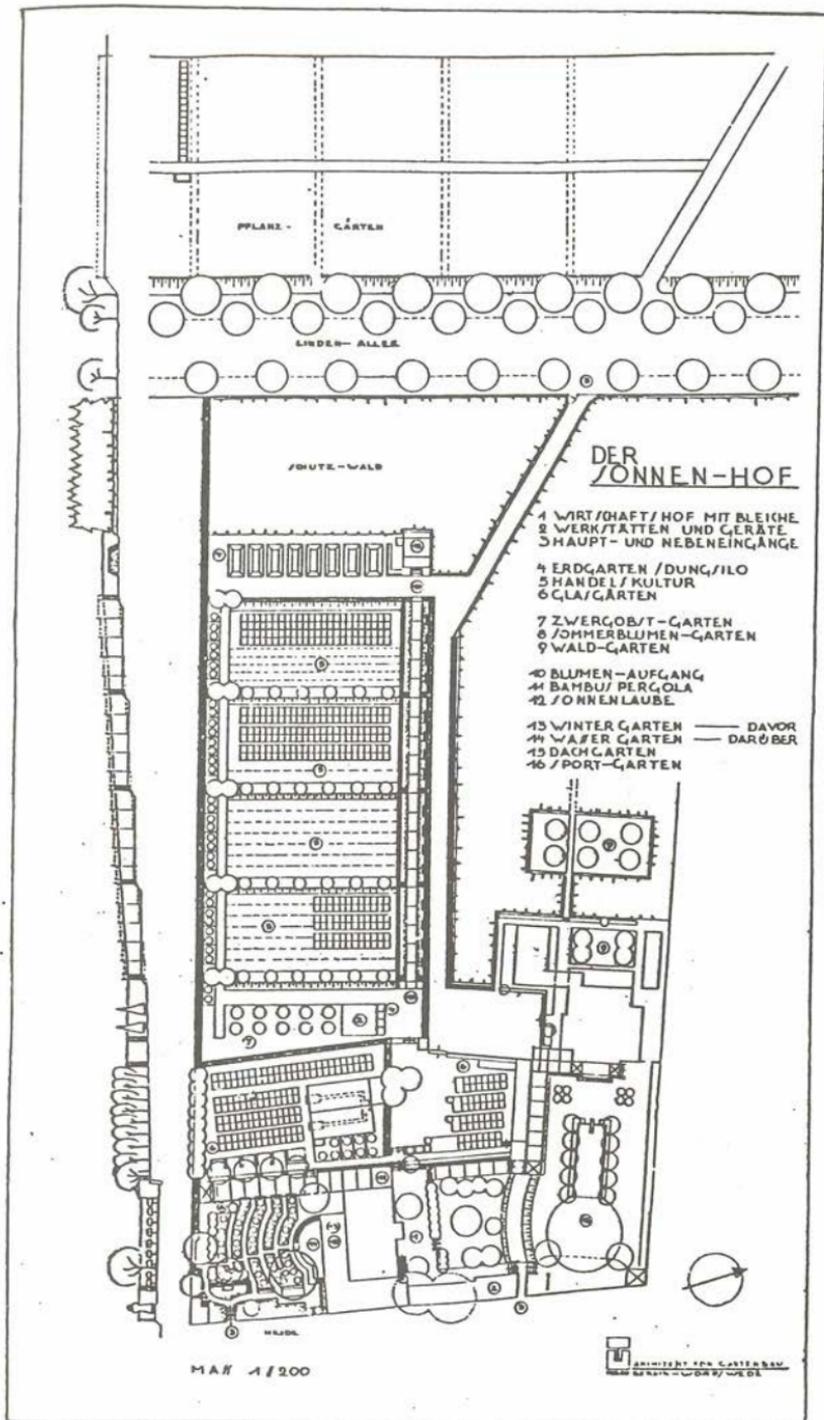


Anzeige aus: Siedlungs-Wirtschaft, 1928



Der Sonnenhof, Gartenarchitekt Leberecht Migge





Der Sonnenhof, aus: Der Baumeister (26) Heft 4

"Einen guten Garten zu bauen, ist im Grunde eine höchst einfache und nüchterne Sache: man muß ihn organisieren." S. 64

"Dazu ist es aber unumgänglich notwendig, daß derjenige, der einen Garten plant, vorerst einmal Farbe bekennt, d.h. Gesinnungen und Bedürfnisse klar äußert" S. 67

Leberecht Migge: "Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts." Jena 1913

Von der Roten Hilfe ging der Barkenhoff 1932 an Max Karl Schwarz über, der dort eine Gartenbauschule einrichtete. Bis 1939 konnten die Schüler und Besucher die Wandmalereien in Augenschein nehmen, ohne daß daran von staatlicher Seite Anstoß genommen wurde, berichtet Erich Thierfelder, Gärtnermeister und Lehrer an dieser Schule bis 1949 in einem Brief vom 5.9.1969 an Walter Hundt: "Der Preis war hoch – allzu hoch – mit dem der Erhalt der Bilder erreicht wurde. M.K. Schwarz und ich (Erich Thierfelder, KRS) mußten uns bereit erklären, der NSDAP durch Beitritt unsere Reverenz zu erweisen. Diese für uns alle nicht leichte Entscheidung erhielt die Bilder und die Schule."

Karl Robert Schütze 1980, S. 82

"Zu Migge sei bemerkt, daß seine Auffassungen, resultierend aus der Zeit nach dem ersten Weltkrieg, bald ein Ende gefunden haben und ich auch nicht nach fast 55 Jahren, das in jeder Hinsicht, keinen Grund zu einer neuen Erörterung sehe. Diese Anschauungen und Auffassungen sind im materiellen Sumpf untergegangen."

Erich Thierfelder, Gärtnermeister, 12.1.1981, Brief an den AK Leberecht Migge, FB 13, Gesamthochschule Kassel

"Was sollen wir Gärtner uns wünschen? Laßt uns Gärten und Landschaften bauen, laßt diese sprechen, macht Menschen glücklich. Den Herrgott können wir nur bitten, daß unsere Erfahrungen nicht pensioniert, sondern für den Nachwuchs fruchtbar gemacht werden."

Prof. Heinrich Wiepking zum 60. Geburtstag an Max Karl Schwarz:
(Christa Haar, brieflich 8.1.89, Worpswede)

Gedanken zur Vertiefung der Gartenidee

gewonnen am Beispiel der Siedlung Birkenhof ^{*)}

Bei Betrachtung der Richtlinien, die für die Gestaltung des Gartens gegeben sind, kommt man leicht zu ähnlichen Feststellungen, wie sie uns etwa ein Querschnitt durch das gesamte Kunstschaffen vermittelt. Hier rang alles nach Befreiung vom Hergebrachten, vom Schulmäßigen, und fand Auslösung in den verschiedensten Richtungen (Expressionismus, Konstruktivismus usw.). Im allgemeinen sah man auf diese Kunstrichtungen mit Achselzucken und wußte meistens nur mißbilligende Äußerungen darüber zu machen, ohne den Ernst zu würdigen, von dem der Künstler bei seinem Schaffen erfüllt sein mußte und das sich oft zu einem qualvollen Suchen und Tasten gestaltete und erst nach langem Ringen zum Aufkeimen fruchtbarer Ideen wurde.

Von solchen Vorgängen konnte der Gartengestalter nicht unbeeinflusst bleiben, wenn er ernstlich an seine Berufung glaubt, und so können wir auch auf dem Gebiete des Gartenbaues ähnliche Auswirkungen feststellen. Einer wird gezwungen, seine Fertigkeiten umzubilden und alle Lebendigkeit unseres Werkstoffes in ein System zu zwängen, das quantitativ Steigerungen fordert und aus unseren Gärten geradezu Fabrikräume macht. Ein Anderer, fern vom Zeitgeist, gewinnt aus dem Studium der Naturvorgänge und alten Erfahrungen den leitenden Gedanken zu feinsinniger Gestaltung. Wieder ein anderer findet den Mittelweg aus solchen Gegensätzlichkeiten und schlägt damit eine Note an, die warmen Anklang bei vielen Gartenfreunden findet. Noch andere sind Architekten geworden, die das Haus ins Freie tragen und unter Betonung der verschiedenen Räume gar hart verfahren mit dem lebendigen Baustoff. So wurde der Gestaltungsmöglichkeit ein weiter Rahmen gespannt, vom Architekturgarten zu einer freien Gestaltungsweise, vom Technikgarten zu jenem Garten, dessen Gestalt ganz aus dem Wesen der einzelnen Pflanzen geboren ist. Und wie die bildenden Künste allgemein aus ihrem Befreiungsdrang zu Ansätzen vertiefter Ausdrucksformen gelangt sind, trifft das auch für die Gartengestaltung zu.

Man kann mit Recht sagen, daß gerade vom Boden, vom Garten her befruchtende Ideen entwickelt werden müssen, die in ihrer lebendigen Art eine Offenbarung sein können gegenüber materialistischer Denkweise. Denn im Grunde genommen war der Bodenanbau und daraus der Gartenbau das Primäre und nicht eine Folgeerscheinung im Fortschreiten der Kultur, wie es zuweilen gern dargestellt wird. Aus dem Verwachsensein mit dem Boden, das Ströme schöpferischer Kräfte im Menschen erweckte, entsprangen von jeher hervorragende Kulturthaten. Der Abwanderung vom Lande, der Zusammenballung der Menschen in den Städten und der Konzentrierung der Industrie mit ihren mächtigen, viele Landarbeiter verschlingenden Fabriken mußte notwendigerweise eine Steigerung der gärtnerischen und landwirtschaftlichen Produkte gegenübergestellt und in der

*) aus: Die Gartenkunst (38) 1925, S.138/39

Folge das Denken ganz in den Dienst einer Spekulation eingeordnet werden. Im Kunstdünger erwuchs das Mittel, diese Spekulation zu verwirklichen und zu fördern. Und tatsächlich sind seither mit diesem Mittel bedeutende Mehrquantitäten jener Vegetabilien erzeugt worden, welche der Mensch zu Aufbau und Erhaltung seines Körpers benötigt. Man sollte aber einmal ernstlich prüfen, ob dieses Mehr an Quantität auch die frühere Qualität besitzt. Man wird erschreckende Feststellungen machen.

Nicht nur die Qualität der Gartenbauerzeugnisse hat eine Verminderung erfahren, sondern unsere Kulturpflanzen sind gegen schädliche Einflüsse auch schwach und widerstandslos geworden, weil man ihnen nicht mehr das Interesse entgegenbrachte, das ihnen früher bei individueller Behandlung und Beachtung ihres Wesenhaften zu Teil wurde. Dessen ungeachtet sind Bewegungen im Gange, die noch weitergehende Wachstumssteigerungen fordern unter Verwendung von Treibmitteln, rein mechanischer Bearbeitung, übermäßigem Schutz und hochgesteigerter Wasserzuführung. Diese Mastkuren bewirken ein Vergeilen unserer Kulturpflanzen; es entstehen wässrige, aufgedunsene Gebilde, bar jeder Widerstandsfähigkeit und inneren Kraft. Die Energie der Pflanzen zur Abwehr gegenüber Witterungseinflüssen und Schädlingen aller Art ist völlig gelähmt. Gerade diese Kräfte hatten einstens unsere Kulturpflanzen qualitativ wertvoll erhalten. Man bedenke einmal, was aus einem Menschen würde, dem man eine ähnliche Behandlung angedeihen ließe. Eine große Industrie lebt heute nur von der Herstellung vieler Bekämpfungsmittel, zu denen immer weitere treten, weil fortgesetzt neue Krankheiten und Schädlinge auftreten. Auf solche Dinge muß einmal scharf hingewiesen werden: denn nur Wenigen ist zu Bewußtsein gekommen, in welcher Gefahr wir infolge unseres heutigen Pflanzenanbauverfahrens schweben, einer Gefahr, die ständig wächst, wenn die Anstrengungen, das Pflanzenwachstum zu steigern, in bisheriger Weise weitergeführt werden. Die Gärten, die aus dieser spekulativen Anschauung heraus entstehen, sind bald keine Gärten mehr, sondern Anstalten für Wassersuchts- und Krüppelpflanzen, sie können uns nichts mehr von Gartenfreude und Gartengenuß geben.

Die Sehnsucht nach Gartenfreude und Gartengenuß ist heute aber riesengroß; sie kann sich aber nicht auswirken in einem Gartenbau, wo einzig und allein Höchstleistung des Ertrages im Vordergrund steht und alle chemischen und mechanischen Mittel restlos zur Erreichung dieses Zieles eingesetzt werden müssen. Ein Weiterarbeiten in dieser Richtung macht aus dem Garten alles andere als eine Stätte der Erholung und Entspannung. Die künftige Gestaltung soll den Garten aber zu einem Kulturfaktor machen und der Kleingartenbewegung z.B. die Unterlage schaffen zu einer gesunden, in das Ethische gesteigerten Gartenbewirtschaftung.

In die Gärten darf nichts hineindringen von dem Wesen unseres Zeitgeschehens; sie müssen Stätten der Erholung gegenüber unserer nüchternen, abstumpfenden Arbeitsweise in den Kontoren und Fabriksälen bleiben. Es muß aus den Gärten eine Lebendigkeit strömen, die den Ausgleich zum Alltäglichen hin bewirkt. Da beginnt die segensreiche Arbeit des Gartengestalters, der sich in das Denken seines Auftraggebers einfühlen, aus dessen Wesen, Gepflogenheiten und Wünschen den Ausdruck suchen muß für die Gestalt und den Inhalt des Gartens. Wie

wenig Gärten gibt es erst, die mit dem Wesen des Auftraggeber harmonieren! Es wird meistens nicht so sehr darauf ankommen, aus dem Garten einen Raum zu schaffen, der eine mehrfache Gliederung erfährt, übernommen aus dem Hausgrundriß, als vielmehr eine Stätte zu schaffen, die losgelöst ist von dem Erleben, wie es uns ein Raum schenkt. Das Gartenerleben muß gegensätzlich zum sonstigen Erleben stehen und somit die Quelle für eine Fülle fruchtbarer Anregungen werden. Ein vertieftes Eindringen in das Wesenhafte der Pflanzen läßt uns von selbst die Form der Anordnung finden, die der Fantasie nicht zu enge Grenzen setzen wird. Die Pflanzen sind nicht mehr die gequälten Bausteine zu einem Gartenraum, sondern sie verweisen aus sich heraus auf eine andere Verwendung. Die sich daraus ergebenden Formwirkungen werden lebendig plastischer und farbiger Art sein und die einzelnen Pflanzen zur vollen Geltung kommen lassen und damit dem Garten den Ausdruck eines bewegten organischen Ganzen verleihen.

Alles Lebendige findet seinen physischen Aufbau durch die Zelle; diese wird auch für unseren Garten das Gerüst zur Formentwicklung abgeben. Als das Kostlichste wird inmitten des Gartens ein blumiger Kern liegen, Stauden-, Strauch- und Rosengärtlein, das besonders auch die Vertreter aus den alten Bauerngärten birgt. Um ihn schmiegen sich rhythmisch gegliedert Quartiere mit Obst und Gemüse an als das Produktive, durchzogen von blumigen und duftigen Bändern. Die Quartiere können schließlich von einem abgrenzenden Gürtel umrahmt sein, je nach der Größe der Gärten, in auenmäßiger Wildvegetation. Hier sollen entsprechend dem Charakter der Landschaft, in der der Garten liegt, heimische Bäume, Sträucher, Wald- und Weisenblumen u.a. freudig wachsen. So entsteht ein lockeres Gerüst, in das die Fantasie, die Wünsche und Wesensart des Auftraggebers erst Charakter hereintragen und ungehemmt Gestaltungsfreude auswirken lassen können. Es entstehen Charaktergärten voller Eigenart, Gärten, die mit ihrem Besitzer verwachsen erscheinen und die Resonanz bilden zu dessen seelischem Empfinden. Der Garten wird aus der Wildvegetation herausgehoben und findet über Gemüse- und Obstquartiere hinweg seine Steigerung in dem blumigen Kern, der stets eine Fülle von Überraschungen offenbaren wird. In solche Gärten kann das Haus leicht eingegliedert werden. Wo man es auch hinsetzen mag, in Verbindung mit dem Blumenkern, angelehnt an eines der Obstquartiere, oder mitten hinein in die Aue, die den Garten wallartig umgibt, immer wird es in innigen Beziehungen zum Garten stehen, wenn sie auch nicht ausschließlich durch Linien und architektonische Raumfortsetzungen vermittelt werden.



Blick aus Südosten auf die Wohnhütte mit Umgebung.



Siedlung Birkenhof von M.K.Schwarz, Gartenarchitekt (ca.1925)
(ehemals Atelier von Carl Weidemeyer)

Der Klattenhof – Ein Worpsweder Landschaftsgarten *)

Reichgegliederte Landschaften mit Wald und Wasser im Wechsel mit Äckern und Wiesen, sanften, heidebewachsenen Höhen, weitgedehnten Moorflächen sind Urgründe schöpferischen Gestaltens, so auch um Worpswede. In dieser Landschaft prägt sich die ungewöhnliche Belebtheit ineinandergreifender Vielfalt den Weiten des Himmels auf und läßt sie durch Wolkenzug und Wind zum unversiegbaren Born seltsamer, ständig wechselnder Stimmungen und Farbenspiele von bezaubernder Leuchtkraft werden. Diese malerische Landschaft mit immer wieder neuen, überraschenden Bildeindrücken hat Maler angezogen und schon zu Beginn dieses Jahrhunderts überragende Meisterleistungen in der Landschaftsmalkunst angeregt. Nicht aber etwa die wilde, romantische Landschaft hat hierzu den Anlaß gegeben sondern die bezwungene, gezügelte – die Kulturlandschaft. Aus eng aneinandergereihten, lang und schmal zugeschnittenen Bauernstellen setzt sich diese eigentümliche Landschaft der Moorniederung zusammen. Gräben begrenzen jeden Besitz. Ihre Säume sind durchweg mit Baum und Strauchwerk üppig bestanden. Ein jeder Weg, die hochgeschütteten Sanddämme im Moor, ist mit Birkenalleen versehen. Ihre weißen Stämme spiegeln sich in den dunkelgründigen Gräben licht wider und stimmen die Landschaft heiter und liebenswert. Um jeden Hof stehen alte knorrige Eichen. Dunkle Kiefern krönen sandige Erhebungen. Wilde, verstreut liegende Torfstiche sind mit dunklem, struppigem Heidekraut oder weiß glänzendem Wollgras überwuchert. Der dahinschlängelnde Hammefluß durchfließt träge fast nicht endenwollende duftende, buntblumige Wiesenflächen, nur ganz fern am Horizont durch bläulich schimmernde Gehölzwände gerahmt. Das ist die Landschaft um Worpswede, für viele ein tiefes Erlebnis.

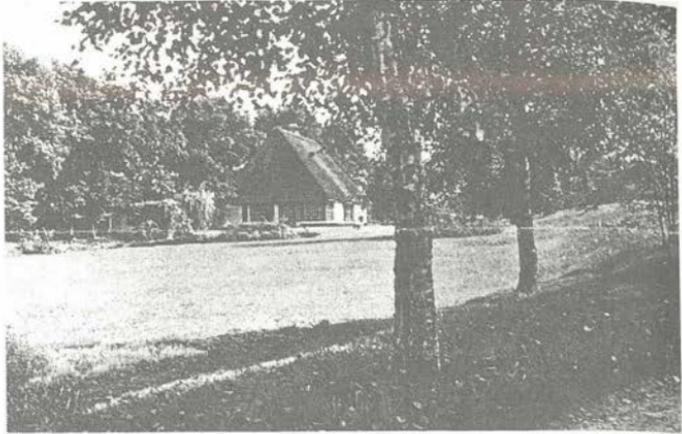
Hier war es der Wunsch eines die Natur und die Kunst liebenden Menschen, auf seinem Landsitz Worpswede, die Worpsweder Landschaft mit ihren Eigentümlichkeiten eng zusammengezogen um sich zu haben. Den ganzen Innenraum des Gartens bildet daher ein großer Wiesenplan, zur Mitte allerseits geneigt, einen kleinen Wiesentümpel umschließend. Eine Eiche überschattet diesen mit Schwertlilien und ihnen nahestehenden Stauden gefaßten Tümpel. Dort, wo das Grundstück die höchste Erhebung hat, geht der Wiesenplan in einen Heidefleck mit Heidestauden und –gehölzen über. Der Wiesenplan umgibt auch das strohgedeckte Wohnhaus, in einem Teil mit malerisch verteilt stehenden Obstbäumen bestanden, im anderen voller Wiesenstauden in den heutigen Gartenformen. Unter hohen Eichen an der Nordseite des Wohnhauses fühlen sich Alpenrosen, Hülsenbusch und Eiben so recht zu Hause.

Gegenüber dem von Architekt Walter Müller erbauten Wohnhaus steht auf der Höhe eine strohgedeckte Gartenhalle mit anschließendem Rankenrosen–Laubengang, damit teilweise ein Bauerngärtlein umgebend. Eine hohe Nadelholzwand trennt den Garten von der Straße.

*) aus: Gartenschönheit, August 1940, S.146/47, Berlin–Westend

Klattenhof,
Gartenarchitekt
M.K.Schwarz
aus:

Gartenschönheit
1940



Gustav Brandes

aus: Aus den Gärten einer alten Hansestadt. Bremen 1939: 170

Er *) kam nach längerer Abwesenheit in seine engere Heimat zurück. Der Lehrrssohn aus Worswede hatte in Bremen eine Gärtnerlehre durchgemacht, hatte dann in Süddeutschland gearbeitet und seine weitere Ausbildung an der Höheren Gärtnerlehr- und Versuchsanstalt in Berlin-Dahlem und an der technischen Hochschule in Charlottenburg empfangen. Nach vorübergehender Tätigkeit in der Hofgardendirektion Potsdam-Sanssouci erwarb er sich in einigen großen Baum-schulen eine hervorragende Kenntnis der Gehölze, zuletzt in den bekannten Späthschen Betrieben, wo er sich auch eine angesehene äußere Stellung errang. Der Ruf der Heimat und die zu übernehmende Aufgabe bewogen ihn aber, sich für Bremen zu entscheiden, wo er sich alsbald ganz in Benques Absichten vertiefte, die im Bürgerpark Gestalt gefunden hatten. Die Schönheiten dieses großen Gartenkunstwerkes zu erhalten und zu mehren, wurde Hugo Riggers' Lebensaufgabe. Seine ausgezeichnete Begabung zu häuslicherem Wirtschaften trat in der trostlosen Nachkriegszeit hervor und zeigte sich an zahlreichen mit sicherem Geschmack durchgeführten Erneuerungen. Riggers besondere Anstrengung aber galt dem Sorgenkind Stadtwald. Durch planmäßige auf lange Sicht gestellte Arbeit gelang es, der Anlage ein wesentlich günstigeres Gepräge zu geben. Die Axt wurde zunächst gründlich gebraucht; Spiel- und Liegeflächen entstanden; die Wege erhielten eine vernünftige Führung, vor allem wurden ausgedehnte Radfahrwege und vier Kilometer Reitwege mit einem Sprunggarten geschaffen, so daß den Reitern jetzt im Gesamtpark zehn Kilometer zur Verfügung stehen. Eine weitere langsame Durcharbeitung und Umwandlung ist für die Zukunft vorgesehen. Wie sehr diese Umformung, wo es zugänglich ist, in der Art der schönen Gruppierungen des alten Bürgerparks mit reizvollen, vielgliederten Durchsichten erfolgt, läßt sich schon heute klar erkennen. Bemerkenswert ist es auch, wie Riggers für eine am Nordrande des Stadtwaldes geschaffene große Spiel- und Liegewiese die weite Sicht über das Blockland befreiend aufgetan hat und wie gern dieser Blick in eine Landschaft heute gesucht wird, die vor dreiviertel Jahrhunderten als "physiognomielos" bezeichnet wurde und die "Bewaldung der Bürgerweide" veranlaßte.

*) Hugo Riggers, von 1919–1963 Direktor des Bremer Bürgerparks
(Anm.d.Red.)

Hof und Haus – Zum Beispiel Worpswede (1989)

Es ist doch merkwürdig. Da erzählt uns jemand von irgendeinem schönen alten Garten, und wir haben das Gefühl, den Garten kenne ich auch. Irgendwann merkt man, daß es sich um einen ganz anderen Garten handelt, daß uns aber bestimmte Situationen und Beobachtungen, von denen da berichtet wird, gleich sympathisch sind. Es sind Dinge, die für uns relativ selbstverständlich dazugehören, mit denen wir sofort etwas anfangen können, auch wenn dem einen oder anderen dabei unterschiedliche Dinge in den Sinn kommen. So ist wohl zum Beispiel ein alter Garten nicht ohne alte Bäume vorstellbar.

Wenn sich zum Beispiel Theodor Fontane an sein Zuhause der Kinderjahre erinnert, können wir uns sein "Haus und Hof" lebhaft vorstellen, weil uns offenbar eigene Geschichten dabei einfallen. Ja, wir ergänzen fast 'automatisch' Dinge, von denen gar nicht die Rede ist, die aber offenbar für uns dazugehören, und die man sich sozusagen 'denken kann', weil wir die Situationen aus eigenen Erfahrungen – mehr unbewußt – kennen und verstehen.

Neben Fontanes Haus gibt es einen seitlichen Hof, der "von allerlei Baulichkeiten eingefaßt ist" und der zur Straße einen hohen Bretterzaun mit Holzstapeln hat, was die "Spiel- und Kletterlust" des 'kleinen Fontane' sofort weckt, als er mit seinen Eltern in das Haus einzieht. Von der Eingangstüre blickt man einen langen Flur entlang durch die offene Hintertür in den Garten, und dort auf eine Laube. Dieser Garten hat zwei verschiedene Teile: (Fontane, Th. 1976: 41f.)

"Die erste Hälfte mit Reseda und Rittersporn, mit Rabatten und Rondellen und nicht zum letzten mit allerhand am Spalier gezogenen Obstarten besetzt, war ein richtiger Garten, während die zweite Hälfte mehr einer Wildnis glich." Dieser Teil ist also ein 'Beetgarten' mit Blumen, Kräutern und vielleicht Arzneipflanzen (denn Fontanes Vater war Apotheker), eingefaßt mit einer Grenze aus 'Obstzäunen'. Die andere Hälfte wird als Baumgarten mit hohem Gras, schiefen Zäunen und "Himbeer- und Johannisbeersträuchern in geradezu wuchernden Massen" geschildert, in dem die Kinder werkeln und stöbern. Ein Hof und Garten, mit dem wir wohl auch etwas anzufangen wüßten, 'wie er im Buche steht'.

Fontanes Garten oder die Gärten aus vielen anderen Erzählungen (Theodor Storm, Kinderbücher...) haben offenbar eine Menge mit dem gemeinsam, was auch heute noch für uns zum Begriff eines alten Gartens gehört. Und diese Gärten sind offenbar gar nicht so unterschiedlich, wenn sich so verschiedene Leute dahinein ver'setzen' können. Auch das Haus und der Garten, den Fontane beschreibt, waren nicht von seinen Eltern neu gebaut worden. Beides war bereits alt und 'gebraucht', und trotzdem – oder gerade deshalb – wurde er sehr schnell 'warm' in der neuen Umgebung.

Bauern– 'Haus und Hof'

In Worpswede wollten wir 1981 (Burfeind, W. et al, 1981) herausfinden, welches Talent ein Garten haben mußte, um alt zu werden; ein Garten also, der ins Holz wachsen, ins Kraut schießen und Patina ansetzen kann. Uns kam es dabei nicht auf die vielen Variationen und unterschiedlichen Details in den Ausstattungen an,

sondern darauf, welche gemeinsamen Merkmale oder ähnlichen Eigenschaften sie miteinander verbinden.

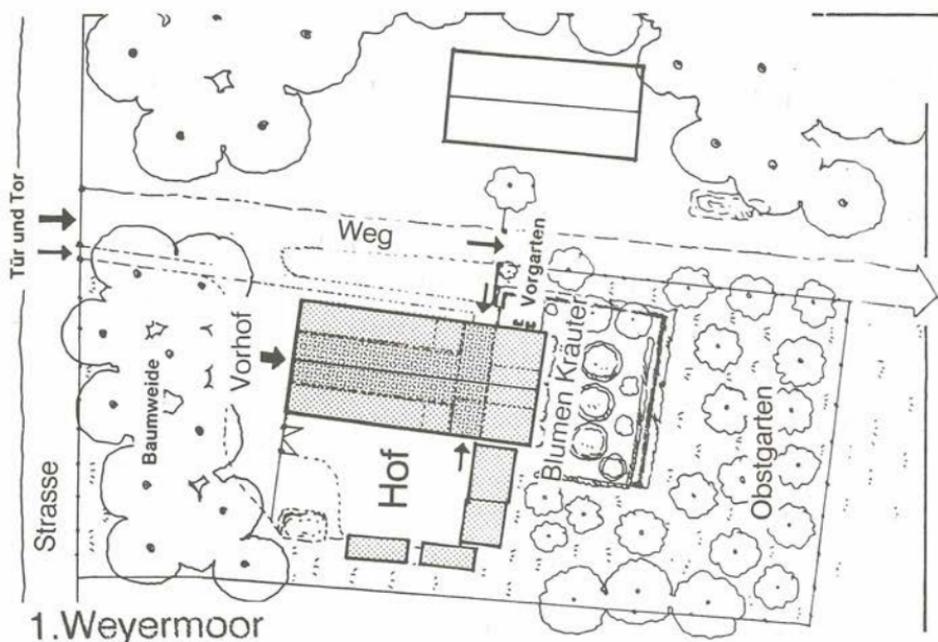
Was lag näher, als sich solche alten Gärten anzusehen, sie miteinander zu vergleichen, um ihnen so auf die Spur zu kommen, wie sie es angefangen haben alt zu werden. Denn wie man es anfängt, war uns natürlich als PlanerInnen wichtig. Dabei erwiesen sich gerade die ältesten Beispiele, die Bauernhöfe, als besonders geeignet. Sie bildeten die Grundlage, an die sich weitere Fragen anknüpfen ließen.

Weyermoor

An der Straße von der Worpsweder Mühle zum Bahnhof Weyermoor liegt solch ein über 300 Jahre alter Hof.

Von der Straße aus blickt man durch den alten Eichenbestand einer Jungviehweide auf den vorderen Giebel mit der Dieleneinfahrt (grote Dör) in den Stall. Der Weg verläuft 'geradewegs' von der Straße an der Längsseite des langgestreckten Hallenhauses vorbei zum 'Wohnteil' und auf die hinteren Wirtschaftsf Flächen. Vor dem Giebelort erweitert er sich zum Vorhof (Fahrt) und führt auf die hintere Längsseite zum Wirtschaftshof, der von kleineren Nebengebäuden am Rande umgeben ist.

Das 'Haus' liegt hinter dem Stall und man erreicht es entweder von innen durch die Diele im Stall, über den Hof durch die Hintertür zur Küche oder an der Längsseite entlang zur Haustüre mit dem Vorgarten. Dieser ist gleichzeitig Eingangsbereich zum eingefriedeten Blumen- und Kräutergarten am hinteren Giebel mit anschließendem Obstgarten. Auf der Bank neben der Tür sitzt man zwischen Haustüre und Garten in einem geschützten, eingefriedeten Bereich des Türplatzes und hat von hier aus die Straße im Blickfeld.



1. Weyermoor

Die innere Erschließung des Bauernhofs bildet einen Kreuzgrundriß, mit Längs-
diele im Stall und quer dazu liegendem Flur (Flett) (am hinteren Ende der Diele)
mit Haustüren nach hinten und vorne.

Am Flett liegen die Stuben und Kammern des hinteren Giebels. Von den drei Ein-
gängen führen die Wege ins Haus unmittelbar zur Küche, von der aus Diele und
Stall, Wirtschaftshof, Vorgarten und Garten in Reichweite liegen. Von der Küche
(Kochstelle) aus besteht ein Überblick über alle Eingänge und dazugehörige Vor-
plätze, eine Lage, die verschiedene Vorzüge miteinander verbindet. (Vergl.: Bar-
bey, G., 1984:86; Weber-Kellermann, I. 1974:91 ff)

Vom Grundriss des Langhauses, der mit Küche/Flur und Diele die zentralen Ar-
beits-, Bewegungs- und Verbindungsräume bildet, werden die Anknüpfungs-
punkte zu den verschiedenen Hof- und Gartenfreiräumen vorgezeichnet:

* Die häuslichen Tätigkeiten innen wie außen werden auf verschiedene Quartiere
-oder Höfe- des 'Hofes' aufgeteilt, wobei die Trennung in vorne und hinten von
besonderer Bedeutung ist. (vergl: Barbey, G.; 1984: 85)

* Die Verbindung, Lage und Nähe von Küche und 'Hinter' -Hof bezieht diesen in
die häuslichen Tätigkeiten mit ein. Der Hof hat auch einen separaten Eingang
zum Garten.

* Teile der Diele, der Flur, Türvorplatz und Vorgarten sind 'Arbeitsplätze', von
denen aus man den Überblick darüber behält, was sonst noch vor sich geht, und
die gleichzeitig Empfangs- und Vorräume sind.

* Der von der Straße entfernt liegende, aber ins Blickfeld gerückte Türvorplatz
und 'Vorgarten' macht schon von weitem durch die Begrenzung mit Pforte, Zaun
und betonter Bepflanzung auf die Haustüre aufmerksam.

* Der Vorgarten ist gleichzeitig der Anfang und Zugang des Gartens. Zum Tür-
vorplatz hin wird er mit Zaun und Pforte abgeschlossen, dahinter steht eine Bank
mit dem Rücken zur Wand. Der Zaun ermöglicht hier den Durchblick von der
Bank in Richtung Straße, und zum vorbeiführenden Weg aufs Feld.

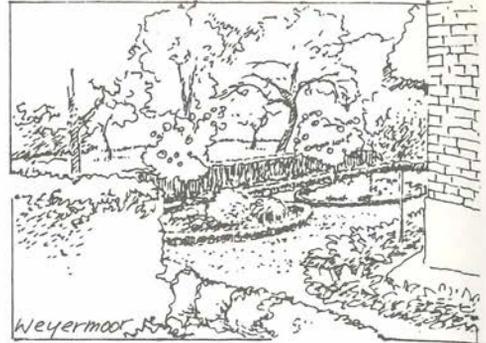
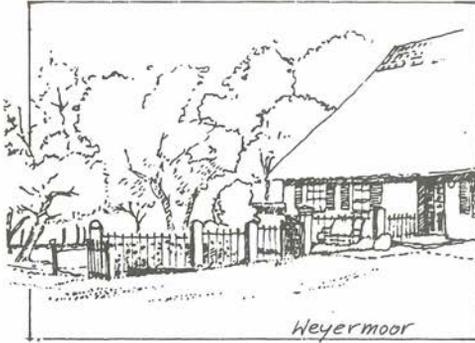
* Der weitere Garten hinter dem Giebel ist mit einer Hecke umgeben. Dieser
kleine Garten ist mehr ein Zier- und Kräutergarten mit kreisrunden Beeten und ei-
nigen Beerensträuchern am Rande.

* Hinter diesem Garten liegt eine größere Obstbaumwiese, die mit einem
Drahtzaun vom anschließenden Wiesenstück getrennt ist. Am Vorplatz gibt es
getrennte Eingangspforten in den Ziergarten und in den Obstgarten. Beide Gär-
ten sind genauso gut auch 'von Hinten', vom Hof aus, erreichbar.

* Der Kohlgarten (mit Kartoffeln) liegt auf den Wirtschaftsflächen weiter entfernt.

* Vorhof und Wirtschaftshof sind in Verlängerung des Giebels noch einmal durch
ein Stück Zaun mit Tor in "Vorder-Hof und Hinter-Hof" getrennt. Vorhof
(Fahrtweg), Baumweide (Jungviehweide) und Stall mit Diele bilden die 'nach vorne'
liegenden 'offeneren' (auch 'öffentlicheren') Flächen.

Alle Elemente dieser Organisation sind von alltäglichen Routinen und Notwendig-
keiten der häuslichen Gebrauchs-Ökonomie geprägt. Ihre Lage, Unterteilung,
Benachbarung, und Abfolge wird dabei mit Mitteln realisiert, die dem jeweiligen
Gebrauch und der Bedeutung der Gebrauchszusammenhänge 'angemessen'
sind. In erster Linie betrifft dies die Herstellung der Organisation durch Grenzen,
Zugänge und Wege.



Zur Organisation von Haus und Hof

Wenn wir uns weitere Bauernhöfe ansehen, stellen wir fest, daß sie die gleichen charakteristischen Merkmale aufweisen, obgleich sie auf den ersten Blick ganz unterschiedlich aussehen. Aus der großen Anzahl der Beispiele wollen wir vier weitere Höfe herausgreifen: den Hof "Monsees" an der Bauernreihe in Worpswede, den schräg gegenüber liegenden Hof, der heute zum Rathaus umgebaut ist, den Bauernhof an der Gabelung "Im Rusch/ Bahnhofsstrasse" und einen Hof in Moorende.

Legen wir die fünf Beispiele als schematisierte Grundrisse nebeneinander, zeigt sich, daß sie alle die gleichen Unterteilungen in verschiedene Garten- und Hofquartiere haben, die nach Grundstücksverhältnissen, Lage, Zuordnungen und Größenordnungen oder Mengenanteile variieren. Sie sind strukturell gleich organisiert. Und wenn wir uns an die anfängliche Geschichte von Fontane erinnern, hat auch 'sein' Haus und Hof vergleichbare *Elemente* als Grundprinzip:

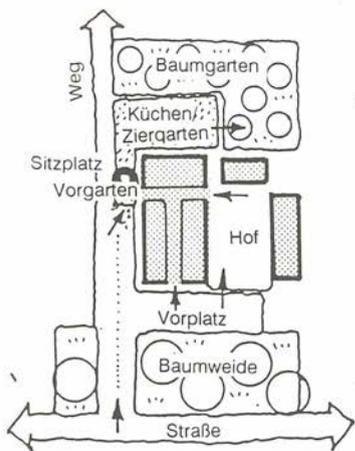
- * Das Prinzip des Langhauses mit der Orientierung des Vorgiebels (Stall/ Diele) und einer Seitentür zur Straße, auf die Zufahrt, Vorhof und Weg direkt ausgerichtet sind.
- * Die direkten Anknüpfungen auf dem kürzesten Weg – also "geradewegs" – entsprechen dem ökonomischen Umgang mit Platz und einer bestimmten Einteilung von Haus, Hof und Garten in Bereiche für unterschiedliche Gebrauchszwecke.
- * Im Prinzip gibt es zwei Rückseiten: einen 'Hinterhof' (Wirtschaftshof) und einen 'Hinter-Garten', die miteinander in Verbindung stehen. Eine entsprechende Verbindung dieser beiden Teile besteht auch 'von vorne': Vom Vorgarten zum Garten und vom Vorhof zum Hof.
- * Die Nähe oder Entfernung der einzelnen Garten- und Hofteile, die Art, wie sie voneinander getrennt oder miteinander verbunden sind, steht im Zusammenhang mit den innerhäuslichen 'Arbeitsplätzen', die sich nach draußen verlängern lassen. Dabei ist auch die Intensität oder Häufigkeit der Nutzung und der notwendigen Pflege/Arbeit von Bedeutung. Und dazu gehört auch die Möglichkeit, verschiedene Tätigkeiten miteinander verbinden zu können, 'unter Kontrolle' zu haben oder auch absondern zu können.
- * Diese Möglichkeiten sind im relativ neutralen Hausgrundriss bereits angelegt und mitbedacht. Neutral, weil er für ganz unterschiedliche Grundstückssituatio-

nen anwendbar ist, da er über eine Vielzahl Anknüpfungspunkte (Türen, Zimmerflucht mit ähnlichen Raumgrößen, Verbindung vorne – hinten unabhängig von Durchgangszimmern) verfügt, die den 'Hof' zum 'Haus' bei unterschiedlichen Ausgangsbedingungen (Grundstück, Belichtung, Erschließung, etc.) organisierbar macht. Das Haus hat zwei gleichwertig erschlossene Seiten. Vorne und Hinten sind nicht als vor- und nachrangig im Grundriß unterschiedlich gewichtet, obgleich sie unterschiedliche Situationen kennzeichnen.

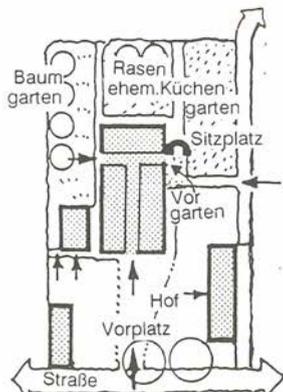
*Die Differenzierung des Grundstücks in unterschiedliche Garten- und Hof- "Abteilungen", mit einer bestimmten Abfolge und Benachbarung bildet offenbar ein beständiges Spektrum praktischer Bestand-Teile eines 'Hofes'. Vorhof, Hof, Vorgarten, Ziergarten etc. stellen offenbar Elemente eines Kanons dar, der auch eine Richtschnur für die Organisation der einzelnen Teile enthält, und dabei eine Unmenge Variationen für unterschiedlichste Platzverhältnisse ermöglicht. Dieser Kanon von 'Haus und Hof' ist nicht ausgedacht, sondern durch Bewährung auf Grundlage praktischer Gebrauchserfahrung allmählich verfertigt worden. Er ist deshalb nicht in erster Linie durch Ausstattungsdetails gekennzeichnet, sondern durch unterschiedliche 'Orte' oder 'Plätze', die in der Alltagssprache vor allem unterschiedliche *Arbeitsmöglichkeiten* und *Gebrauchssituationen* charakterisieren. (Wobei auch die Möglichkeiten zur 'sozialen Arbeit' – Kontakte nach draußen, Rückzugsmöglichkeiten, betonte Präsenz usw. –, die in der jeweiligen Situation mit enthalten sind, wesentliche Bestandteile der Bedeutung sind.)

Wir können den **"Hof- und Garten-Kanon"** – unserer Bauernhöfe – in etwa folgen-dermaßen aufschlüsseln:

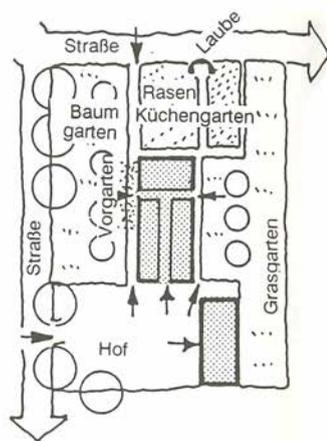
- * Jung-/Kleinviehweide, Baumweide, Vorweide den Hofräumen vorgelagert oder benachbart.
- * Vorhof/ Fahrhof/ Vorplatz mit Dielentor, Weg und Zufahrt als Zugangs-, Bewegungs- und Abstellplätze.
- * Hof/ Wirtschaftshof, Wirtschaftsplatz, (Diele, Flur, Küche) Sommerküche, Abwasch-Laube, Backhaus, Lagerplatz; Hinter dem Haus, wo sich Haus- und Hofwirtschaftliche Tätigkeiten verbinden lassen. Der Hof als rückwärtiger Zugang zur Straße und zum Garten, mit Abgrenzung und Verbindung zum Vorhof.
- * Vorgarten mit Distanz, Grenze und Tür, Türplatz, Vorplatz, Treppe, Podest/Schwelle; Eingang zum Garten und/oder Bewegungsraum vor der Haustür. In der Regel mit Abgrenzung zum Vorhof und zum Garten.
- * Küchengarten, Krauthof, Kräutergarten, Wurzgarten, unmittelbar mit einem direkten kurzen Weg von der Haustür –nahebei– erreichbar.
- * Blumengarten, Luststück, Zierstück, als 'Auftakt' des Gartens, häufig in Verbindung mit dem Vorgarten, neben der Haustür und/oder "unter den Fenstern". Gelegentlich auch mit Kräutern gemischt.
- * Lauben, Sitzplätze im Küchengarten oder Vorgarten mit Blick zur Haustür und zum Hof, und/oder neben der Tür,
- * Obstwiese, Baum- und (Beeren) Strauchgarten, Baumgarten neben oder hinter dem Küchengarten.
- * Wiese, Grasgarten, 'Wiesgart', Bleiche, Gesellschaftsrasen, Blumenwiese; oft in Anschluß oder in Verbindung mit dem Obstbaumgarten (Obsthof). Auch: Immen-garten (Bienengarten)
- * Feldgarten außerhalb, Kohlgarten, Kraut- und Rübenacker; in Verbindung mit dem Wirtschaftsland.



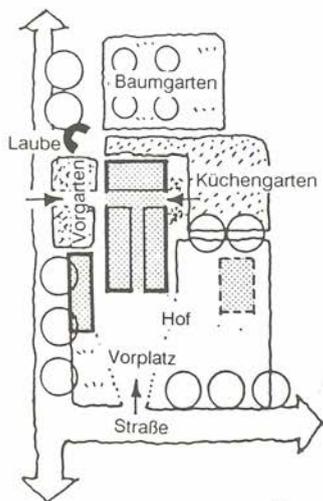
1. Hof in Weyermoor



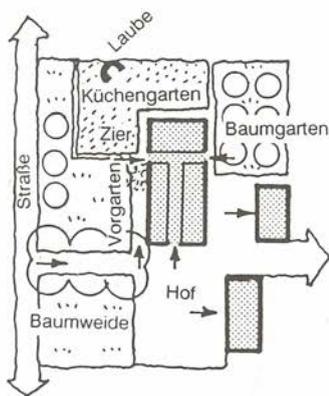
2. "Hof Monsees"



3. Hof im Rusch/Bahnhofstraße

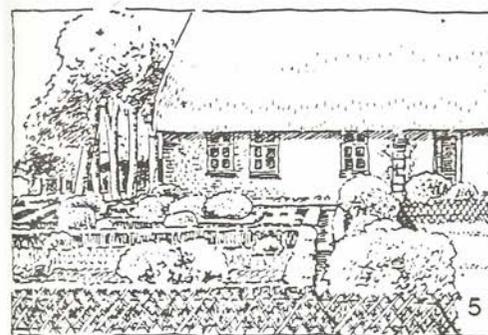
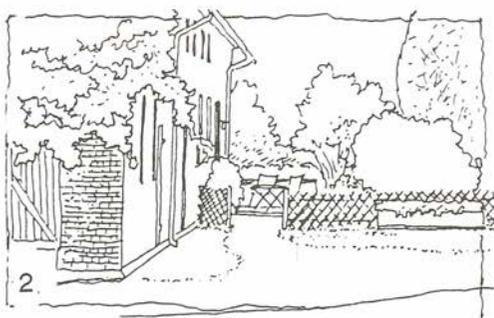


"Hof Luise Kellner" 4.



5. Hof in Moorende

Wenn wir die schematischen Grundrisse vergleichen fällt auch die Lage und Orientierung der Lauben und Sitzplätze auf, die zwar in jedem Fall immer etwas anders liegen, prinzipiell aber immer so organisiert sind, daß von der Laube aus Teile des Hofes und Gartens, in der Regel aber immer die Haustüren im Blickfeld liegen.



Wir erinnern uns dabei an Fontanes Beschreibung, wo der Blick von der Haustüre den Flur entlang durch die Hintertüre in den Garten auf eine Laube fiel, also auch umgekehrt eine bestimmte Übersicht besteht. Lauben und Sitzplätze, die von ihrer Herkunft ja Hausarbeitsplätze darstellen, sind immer in geschützter Lage auf Türen bezogen oder neben diesen plaziert. Auch die "Utluchten", die vom Bauernhaus ins Bürgerhaus übernommen wurden, sind Plätze im Haus, von denen aus ein gewisser Überblick nach draußen gewahrt bleibt, während man drinnen seinen Tätigkeiten nachgeht. Man bekommt etwas davon mit, was sonst noch vor sich geht, und hat ein "Auge darauf". Aus den gleichen Gründen (Entlüftung, Licht, Durchgang vorne–hinten etc.) ist auch die 'zentrale' Lage der Küchen und Flure zu den Eingängen (vergl.: Flurküchen–, Flettdielenhäuser u.a.) innerhalb der Organisation von Haus und Hof so nachhaltig. Die Lauben sind uns auch aus anderen Gegenden bekannt. Daß wir sie nicht häufiger bemerken, ist kein Zufall, sondern gehört zum Prinzip der Laube. Mit ihrem 'Dach' und Rücken gegen die Straße oder Grenze bieten sie eine geschützte zurückgezogene Übersicht.

Das "kanonische" Prinzip einer zweckmäßigen Organisation bildet auch den Hintergrund der "Gartenphilosophie" Leberecht Migges, der 1913 schrieb:

"Einen guten Garten zu bauen, ist im Grunde eine höchst einfache und nüchterne Sache: man muß ihn organisieren. Eine Gartenorganisation ist aber nicht zu schaffen, ohne daß uns ihre Teile, Einheiten von mehr oder minder feststehenden Werten bekannt sind." (Migge, L., 1913: 64)

"Einteilung"...

...so überschrieb Johannes Böttner (1921:21) in seinem Büchlein "Gartenbuch für Anfänger" eines der einleitenden Kapitel. Seine Hinweise zur Gartenplanung klingen so, als hätte er sie an den Bauernhöfen in Worpswede abgesehen. Er schreibt, daß "neunundneunzig von hundert Liebhabergärten (...) an Überfüllung des Raumes und an unpraktischer Einteilung (leiden)." Böttner war Ökonomierat und sein Rat, sich einen Garten einzuteilen, ist von einfachen ökonomischen Überlegungen geleitet, die die "Gebrauchsform" von "Haus und Hof" zum Vorbild und Erfahrungshintergrund haben.

"Es lassen sich hier keine Pläne vorführen, die überall hinpasse. Wir wollen nur miteinander die einfachsten Grundregeln für eine vernünftige Einteilung durchgehen. Zunächst ist es gut, die Lage des Gärtchens auf dem Papier festzulegen, d.h. einen kleinen Plan aufzustellen, auf dem die Himmelsrichtungen und die anderen gegebenen Bedingungen, vor allem die eigenen und angrenzenden Gebäude, die begrenzenden Straßen, der Haupteingang usw. angegeben sind. Dann fangen wir an und zeichnen mit einfachen geraden Strichen die nächsten Folgerungen ein; vom Eingang des Gartens ziehen wir einen geraden Weg nach der Haustür. Dann suchen wir den passendsten Platz für die Laube und verbinden diese wieder durch einen geraden Weg mit dem Hause. Vor dem Hause wünschen wir einen geraden Weg: zeichnen wir ihn ein! (...) Für den Anfänger ist es lehrreich, wenn er sich zunächst hineindenkt, wie der Garten einzurichten wäre, wenn Obst, Gemüse und Blumen getrennt gehalten werden; es ergibt sich später ganz von selbst, daß ein Teil auf den anderen übergreift. Vorerst wollen wir jedoch auch diese Teilung in unserem Plane verzeichnen.

Sehen wir uns jetzt einmal unseren Plan an. Es ist natürlich noch lange kein fertiger Gartenentwurf, aber es ist das Gerippe für den Aufbau unseres Planes. (...) Es paßt diese Art der Einteilung auch für kleine und kleinste Gärtchen, und wer etwas Geschick hat, wird ähnlich einfache Einteilungen leicht seinen Wünschen und Verhältnissen entsprechend ausführen können." (Böttner, 1921: 11f.)

Die Vorgehensweise der "Einteilung" ist das gleiche Mittel und der Weg, wie Überlegungen zum Hausgrundriss angestellt werden. Und ein Grundriß bewährt sich bekanntlich dann mit der Zeit, wenn er am Anfang nicht zu speziell und zu eng zugeschnitten und ausgeschmückt wurde. Warum sollte es etwas anderes sein, einen Garten zu organisieren.? Mehr oder weniger deutlich wird nach diesem Prinzip, das zuerst nach dem fragt, was man braucht bzw. gebrauchen kann ("Das kann in jedem Fall nicht schaden"), in fast jedem älteren Gartenbuch vorgegangen. Sie folgen damit in den Grundzügen einer Alltagstradition, nach der bisher 'ohne Frage' jeder seinen Garten 'einfach' gemacht hat, ohne sich darüber größere Gedanken zu machen, weil es zum gebräuchlichen Erfahrungswissen gehörte.

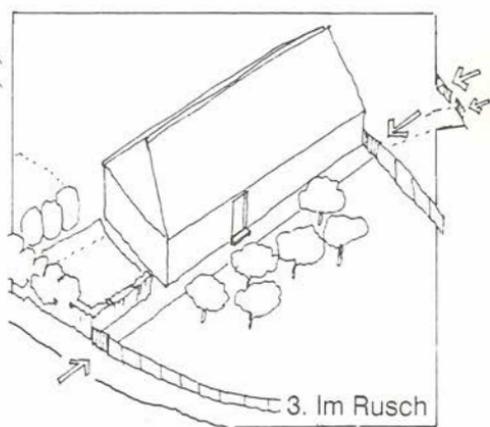
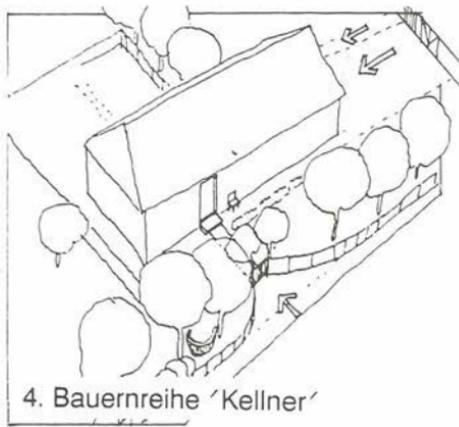
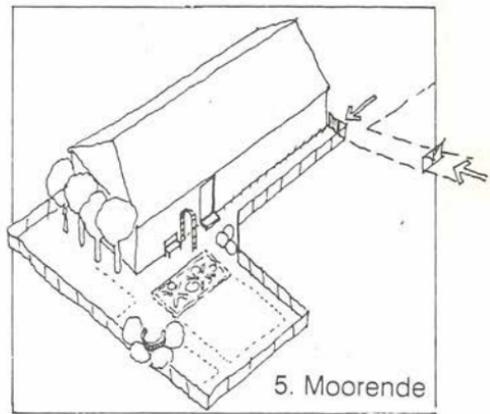
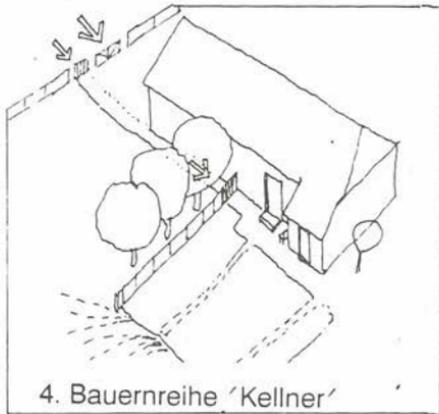
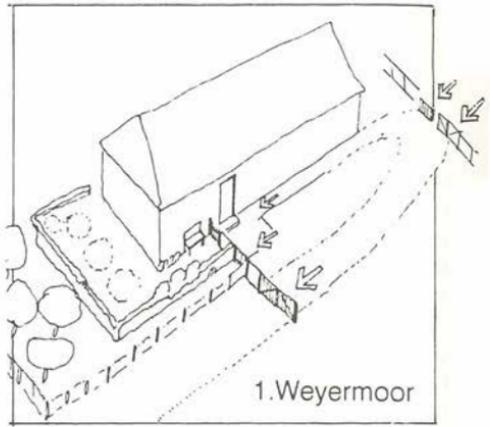
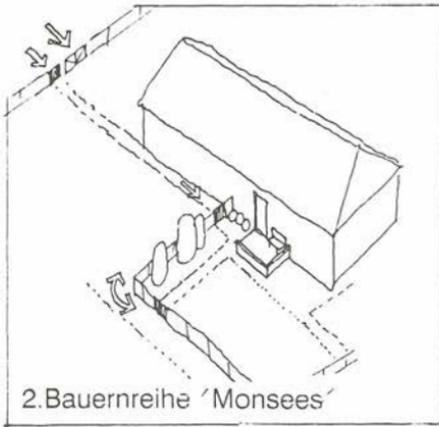
Morphologie: Die Herstellung der Organisation

Bei unseren fünf Bauernhöfen ist augenfällig, daß die Organisation immer mit vergleichbaren Mitteln erfolgt. Bei allen Abweichungen im Erscheinungsbild sind auch die Herstellungsweisen in ihrer 'Konstruktion' – oder anders gesagt: in ihren 'morphologischen' Eigenschaften – eng miteinander verwandt.

Wenn wir uns bei den Worpsweder Höfen ansehen, wie z.B. vor der Haustüre der private Zugang zum Garten, die Trennung zum Ankommen und Gehen, und die Möglichkeit zum Aufenthalt (als 'Aufhalten' von Besuch und als Abstell- und Arbeitsplatzplatz vor der Tür) materiell hergestellt und in Verbindung gebracht werden, läßt sich eine vergleichbare 'Machart' ablesen.

Der Weg zur Haustüre geht in der Regel über zwei Grenzen mit Zäunen: Zwischen Straße und Vorhof mit mehr 'Betrieb' (und Öffentlichkeit); und zwischen Vorhof und Haustür mit Garteneingang. Der Zugang zur Haustür und zum Garten kennzeichnet den Vorgarten. Vor den Türen bildet ein breiter befestigter Vorplatz mehr Bewegungsraum und Abstand vor der Türschwelle, die als Stufe oder Podest leicht erhöht liegt, die also eine 'Zwischenstufe' auch der Annäherung ins Haus oder nach draußen markiert. Die Sicherheit der Bewegungsmöglichkeiten wird hier durch zwei unterschiedliche Grenzen hergestellt: einmal durch eine hohe Grenze zum Garten mit Zaun und Tür, Torbogen, engem Durchlass in einer Hecke, Betonung durch Bäume; im anderen Fall durch Stufen, breites Podest, teilweise Einfriedung mit niedriger Mauer, die den unmittelbaren Bereich vor der Tür auf die Ebene des Hausflures heben und vom breiter gepflasterten Vorplatz absetzen. Die Bänke neben der Tür stehen folgerichtig deshalb auch *neben* der Schwelle auf der Ebene des Vorplatzes bzw. Weges, mit dem Rücken zur Hauswand oder dem Gartenzaun.

Diese morphologische Differenzierung stellt erst die Organisation (Trennung und Ineinandergreifen) der verschiedenen Möglichkeiten des häuslichen Gebrauchs und des Umgehenkönnens mit Nähe und Distanz her. Und obwohl dieser Ort vor der Haustür bei unseren Höfen im Detail, im Schmuck und in der Anordnung variiert und ganz unterschiedlich in Erscheinung tritt, ist er jedesmal als Situation für uns lesbar, weil die Morphologie der Grenzen bezogen auf den Gebrauch und die



Bedeutung angemessen und verständlich ist. (Man stelle sich umgekehrt einmal vor, die Zäune, Schwellen, Hecken, Tore und im Material unterschiedenen Wege und Plätze wären nur auf den Boden gemalt, alles wäre sozusagen 'eingegeben' und nur Graphik organisiert. Alle 'Orte' wären zwar vorgezeichnet, aber nicht brauchbar, weil unsicher und unbestimmt.)

Auf der flachen Ebene, ohne die Morphologie der unterschiedlichen Grenzen, sind wichtige Unterscheidungsmerkmale (die unterschiedliche Umgangsweisen möglich machen) nicht herstellbar, wird eine noch so gut gemeinte Organisation unbrauchbar und unkenntlich.

Dies hat neben der alltagspraktischen Organisation des 'Hausens'*) auch eine Bedeutung für die sozialen Spielräume (oder 'soziale Ökonomie') in Bezug auf eine informelle Nachbarschaft und den Zugang zur und für "Öffentlichkeit".

(vergl.: Hülbusch, K.H., 1990: V) Mit der Differenzierung in "Abteilungen" werden auch Orte und Situationen mit unterschiedlicher "Öffentlichkeit und Privatheit" gekennzeichnet, entsprechend begrenzt und damit differenzierte Verhaltensspielräume 'zugänglich'.

Bei unserem "Besuch" des Hofes waren diese "Territorien" an unserem eigenen Verhalten und dem der Bewohner nachvollziehbar: wie wir uns bewegten, "annäherten" und wie Kontakte "inszeniert" wurden. Zunächst waren wir Zaungäste von der Straße aus, also auf sicherem Terrain, ebenso wie der Bauer, der in der Baumweide senste. Der Zaun "machte" die Verbindung möglich, zunächst mit unserem 'beiläufigen' Nähertreten und beobachtender Zurückhaltung, auf der anderen Seite mit stückweiser Annäherung beim Sensen. Nach kurzer Konversation (Suchen Sie jemanden ?) und Pendeln zwischen 'Tor und Angel' (eine Hand ruht auf dem Pfosten) änderte sich unsere Situation des Zaungastes mit dem Schritt durch die Pforte. Einige von uns warfen einen Blick von der Zufahrt in die Diele und daneben über das Tor in den Hof, zettelten ein längeres Gespräch mit dem Bauern an (der dabei weiterarbeitete), gingen aber nicht weiter. Der andere Teil von uns marschierte am Haus den 'langen Weg' nach hinten, der zunächst am Vorgarten, mit einem vorsichtigen Blick über den Zaun, vor der Haustür endete. Hier wurden wir von der Bäuerin, die uns hatte kommen sehen, 'abgefangen', vor der Tür ins Gespräch verwickelt und dort "aufgehalten" (Die Bäuerin mit verschränkten Armen leicht erhöht auf dem Türpodest. Wir davor versammelt und seitlich an das Vorgartengitter gelehnt.)

Nachdem so einige Worte (und Erklärungen) gewechselt waren, wurden wir in den Garten geführt und konnten außen um die Obstwiese laufen.

Über ganz ähnliche "Stufen" vollzog sich das bei fast jedem Hof, den wir uns ansahen.

War jedoch auf den "öffentlicheren" Arbeitsplätzen des Hofes niemand anzutreffen, und rührte sich auch sonst nichts beim Näherkommen, stellten sich diese Bauernhöfe manchmal ganz schön "unöffentlich" dar. Wenn Klingeln und Klopfen an den Haustüren erfolglos blieben, schlichen wir etwas hilflos um das Haus, blickten vorsichtig in den Stall oder über den Hof zu Hintertür.

*) "Hausen" heißt im althochdeutschen Wortsinn: "wirtschaften", "wirtschaften können"; seit dem 14. Jh. daher auch die Umkehrung von "hausen" als "schlecht wirtschaften", "sich wüst aufführen".

Wer sich auskennt, also wen auch die Bewohner kennen, für den ist das natürlich kein großes Problem. Man geht ganz selbstverständlich durch den Stall oder hinten über den Hof zum "Haus" und kündigt sich mit lautem "Hallo, ich bin´s nur" an. Nachbarn, Bekannte oder Verwandte kämen wohl selten auf die Idee "vorne" zu klingeln. Für die Bewohner ist das Klingeln an der Haustüre denn auch ein untrügliches Zeichen, daß wohl seltener Besuch "im Anzug ist". Wobei man hier "Anzug" durchaus auch so verstehen kann, daß dort jemand in besonderer "Aufmachung" – eben im Anzug – steht. An die Haustüre kommen – selten genug, aber wenn, dann – Leute im Anzug, also 'vom Amt' oder bei besonderen Anlässen. Dies gilt umgekehrt im übrigen auch für die Bewohner selber, die in Sonntags- oder Festtagskleidung das Haus durch die Türe und den Vorgarten verlasen und nicht durch die Diele im Stall. (Vergl. dazu den "Festtagsweg" in: Wolf, G. 1940: 101.)

Ganz schön alt

An der Abfolge von Vorplatz und Hof, der Gartenunterteilungen und insbesondere am Element des Vorgartens wird die Bedeutung der morphologischen Merkmale bis ins bauliche Detail deutlich, aber auch die Variationsbreite, wie sie unsere Beispiele aufweisen. Dinge, die gleich organisiert sind, müssen deshalb noch lange nicht gleich 'gemacht sein' oder gleich aussehen.

Das, was bei unseren Bauernhöfen alt geworden ist, sich über die Zeit gehalten hat, ist die Organisation und die Morphologie der Wege und Grenzen, die einen beständigen materiellen Rahmen bilden.

Nicht nur unter der Voraussetzung, daß Gärten mit begrenzter Fläche auskommen müssen, steht dabei der rechte Winkel für den ökonomischen Umgang mit Platz und der Platzeinteilung; dem entspricht auch die sparsamste und alterungsfähigste Form der Grenze mit geschnittener Hecke (auch als Fruchthecke/–zaun), halbtransparentem Zaun oder Mauer. Als Grenze nach oben gehört partiell das Laubdach dazu. Es wächst "über den Kopf" und nicht bodendeckend oder sperrig "über–Hand und Fuß". Weder der rechte Winkel noch der alterungsfähige Rahmen der Gehölze und Grenzen definieren die "Naturausstattung" eines Gartens vor. Diese ist nach wie vor abhängig von der Nutzung, der Pflege und den Substraten. Ebenso schränkt der rechte Winkel nicht die Zugänglichkeit, Variabilität der Nutzung, und die Bewegungsfreiheit ein. Innerhalb von rechten Winkeln ergeben sich "natürlich" durch den Gebrauch Abkürzungen, diagonal, über Ecken und mittendurch. Die einzelnen Flächen, vor allem der Platz vor den Türen, müssen also kreuzbar sein, ohne daß alle möglichen Wege vorgezeichnet sind. In einem Zier- und Gemüsegarten sind allerdings die Wege nicht beliebig, deshalb ist die Anzahl größer, um häufig "quer Beet" gehen zu können. Aber ob nun rechtwinklig oder diagonal, in jedem Fall sind Wege einigermaßen gerade, wie die Grenzen auch, und nicht geschwungen. Nur so können die Wege auch Grenzen oder Begrenzungen herstellen.

Das alles ist ganz schön praktisch; praktisch *und* schön. Zwar ist "keine Form (...) gänzlich aus ihrem Zweck geschöpft" (Adorno, 1973: 108), aber "bloß formale Schönheit, was immer das sei, wäre leer und nichtig." (Adorno, 1973:127)

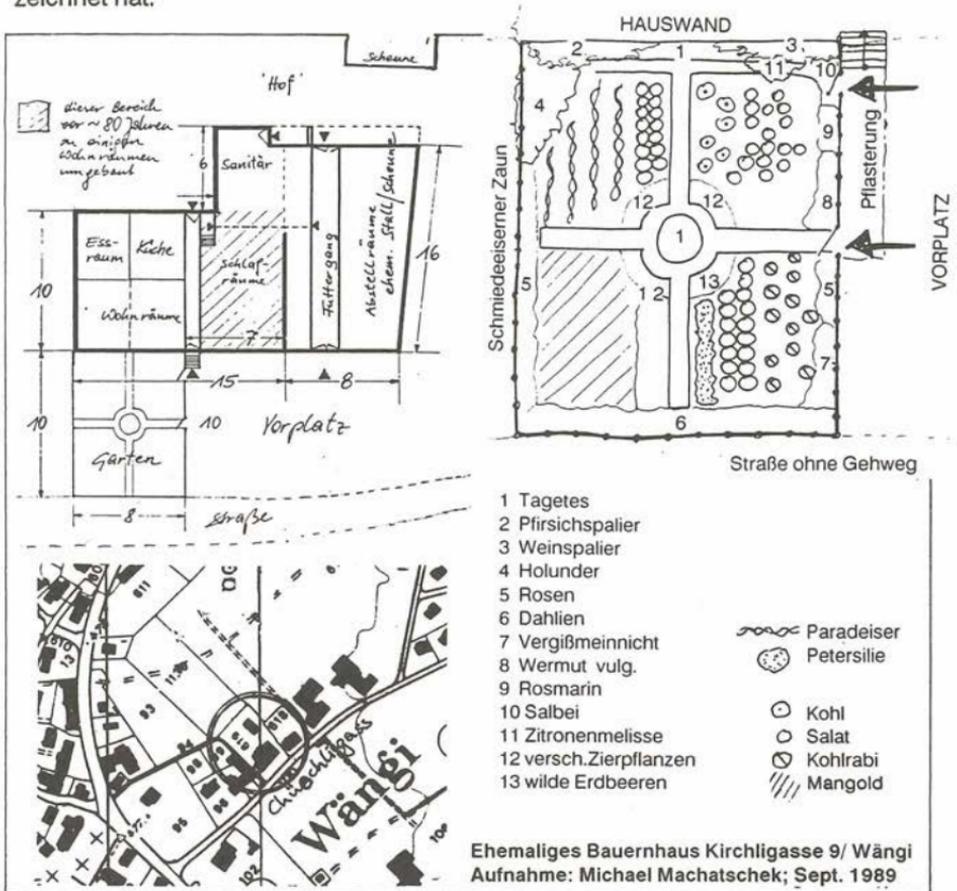
Ich denke, auf unsere Worpsweder Bauernhöfe trifft das zu, was Veblen "die ökonomische Schönheit eines Gegenstandes" nannte:

"Richtungen, in denen es uns leichtfällt, eine Tätigkeit zu entfalten, sind uns

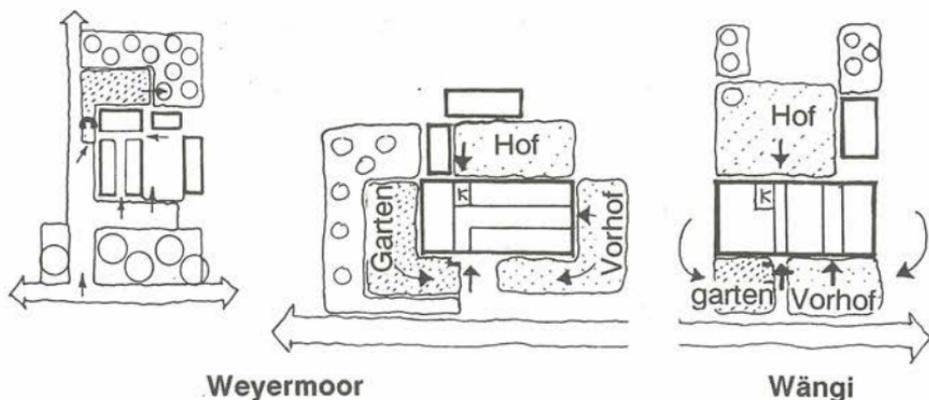
aber durch lange Gewöhnung bekannt. Was nun die wesentlichen ästhetischen Elemente betrifft, so hat diese lange und innige Gewöhnung nicht nur eine Vorliebe für die wahrgenommenen oder wahrzunehmenden Formen geschaffen, sondern auch zu einer Anpassung der physiologischen Struktur und Funktion geführt. Insofern als das ökonomische Interesse an der Zusammensetzung der Schönheit teilhat, ist es Ausdruck der Zweckmäßigkeit, Hinweis auf eine augenscheinliche und leicht erkennliche Unterordnung unter den Lebensprozeß. Dem Ausdruck ökonomische Vorteilhaftigkeit oder ökonomische Tauglichkeit – was wir die ökonomische Schönheit eines Gegenstandes nennen können – wird am besten dadurch gedient, daß der betreffende Gegenstand in unzweideutiger Weise seine Aufgabe bei der Förderung materieller Lebenszwecke kundtut." (Veblen, Th., 1899/ 1986: 150)

Verwandtschaften: Wängi oder Waldeck wie Weyeremoor

Dieses kanonische Prinzip ist nun keine Worpsweder Spezialität oder eine bestimmter norddeutscher Eigenart. Dazu ein paar Beispiele. Zuerst ein "typischer" Bauernhof aus Wängi in der Schweiz, den Michael Machatschek 1989 aufzeichnet hat.



Auf Anhieb scheint dies Beispiel hier etwas ganz anderes zu sein, als unsere Worpsweder Höfe. Aber die –scheinbare– Andersartigkeit ist darin begründet, daß Stall/Scheune nicht durch den Giebel, sondern durch die Querseite erschlossen sind, und damit eine traufständige Orientierung zur Straße bekommen. Schematisiert dargestellt und um 90° gedreht, weist jedoch dieser Hof wieder die bekannten Elemente und Zuordnungen auf, ist er nicht nur prinzipiell, sondern sogar nahezu gleich organisiert wie der Hof in Weyermoor oder der Hof Monsees.



Weyermoor

Wängi

Der niederdeutsche Hof ist wie in Wängi quergeteilt in Stall und Haus. Die Küche, Hauseingänge, Vorplatz, Garten und Wirtschaftshof haben die gleiche Anordnung. Der Einfahrtshof oder Vorplatz 'wandert' mit dem Stall/Scheunentor vom Giebel auf die Traufseite zur Straße. Der notwendige Bewegungsraum vor dem Tor definiert gleichzeitig auch die Tiefe bzw. einen entsprechenden Abstand vor dem Wohnhaus. Der Hof hinter dem Haus, mit Anschluß an das Feld, und die seitlich zum Nachbarn engere Bebauung im Dorf, machen den Garten nach vorne neben der Haustüre ganz sinnvoll. Bei Einzelhöfen mit seitlich mehr Platz, zieht sich der Garten wieder wie bei den Worpsweder Gärten um den Wohngiebel bis auf die 'Rückseite'.

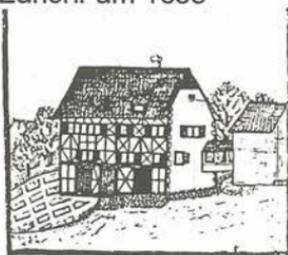
Bei weiter zunehmender Dichte der Bebauung findet zwar eine entsprechende quantitative Reduzierung statt, die Organisation wird aber prinzipiell aufrecht erhalten; und damit die wichtigen qualitativen Merkmale. Der Garten vor dem Haus, der mit dem 'Vorgarten' zusammenfällt, ist dabei in der Regel ein Hinweis auf den geräumigen Wirtschaftshof hinter dem Haus, der zunächst vorrangig ist. (Siehe dazu auch ein Beispiel aus Wahlershausen in Kassel) Die kleineren innerdörflichen und städtischen Varianten des Kraut-, Gemüse- und Blumengartens, in denen fast täglich gekrautert wird, sind dabei nicht ohne die dazugehörigen Feldgärten außerhalb zu verstehen. Dieser Hof, der ja für die Schweiz auch kein Einzelfall ist, paßt erstaunlich gut in unsere "norddeutsche" Reihe.

Und dazu passen deshalb auch die Gärten im Allgäu, auf die Gert Gröning (1987: 706f) kürzlich als besonderen "Fall von lokaler Gartenkultur" – wie er meint – aufmerksam wurde. Diese Kraut- und Blumengärten, die ja auch die Könnerschaft ausweisen und ins Blickfeld gerückt werden, liegen praktischerweise "vor der Tür" und "unter den Fenstern", damit man ein Auge darauf hat und von der Straße aus

Ormingen, Baselland. 19. Jahrh.

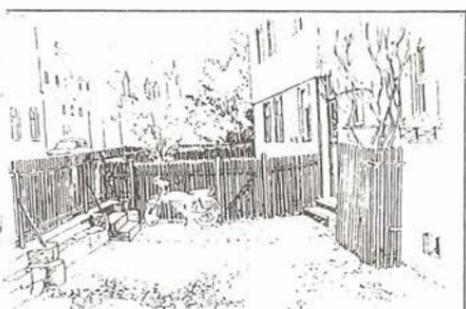
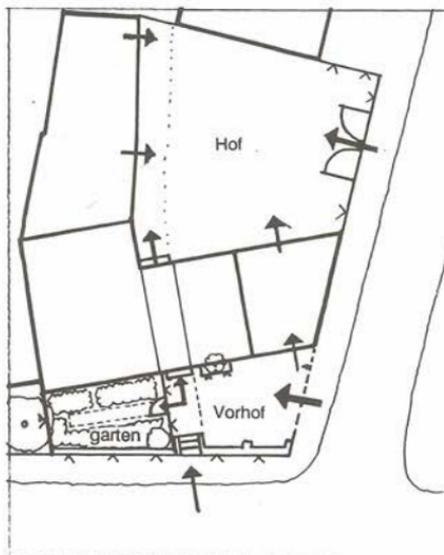


Pfarrhaus von Schieren
Zürich. um 1695



aus: Hauser, A.

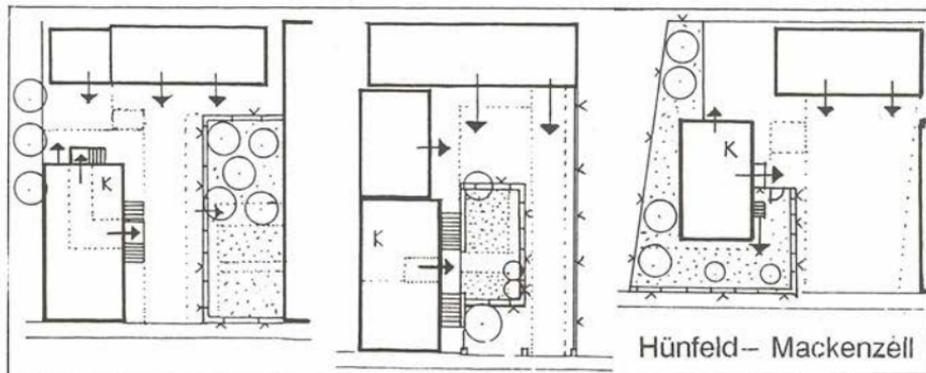
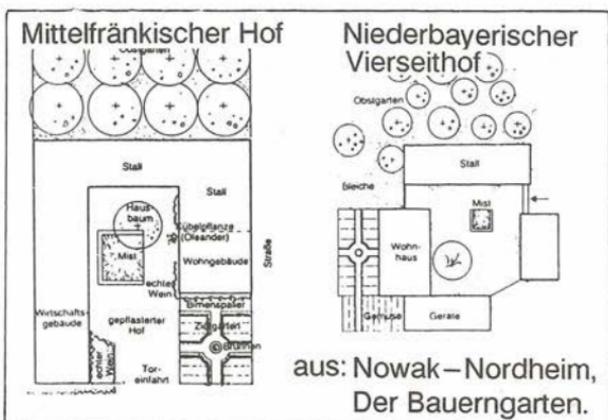
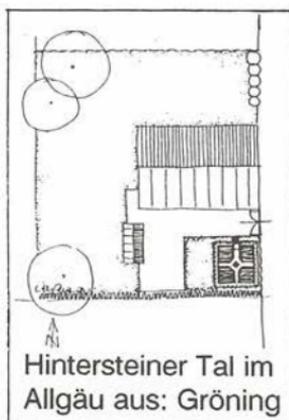
Bauernhäuser in Gembek, um 1830. Nach einem Foto
aus Lehrke: Das niedersächsische Bauerhaus in Waldeck



YORKHOF und "Vor-Garten"

Kassel – Wahlershausen
Lange Strasse
Vorhof, Vor-Garten, Hof

darauf geworfen werden kann. Bezogen auf die Lage und Anordnung der Blumengärten, des "Kruthoffs" oder "Luststückes" läßt sich das auch entwicklungs- geschichtlich unabhängig von lokalen Varianten nachvollziehen. Die Zuordnung, Größe und Einteilung dieser Küchen- und Ziergärten hat wie bei unseren Beispielen aus Worpswede zunächst eine ökonomische Begründung in der intensiveren Pflege, der häufigeren Nutzung für die Küche und den Blumenschmuck. Verstehbar ist die Platzbeschränkung dieser Gärten, wenn die Feld- oder Kohlgärten als Pendant mitgedacht werden, die weiter entfernt liegen können. Nichts an diesem Beispiel aus dem Allgäu ist so besonders ungewöhnlich, nichts was es woanders so oder so ähnlich nicht auch gäbe. Das geht hier sogar bis in die Details: die Glaskugeln (norddeutsch: "Habichtskugeln"), die Beetunterteilung, die doppelte Bedeutung als "Vor-Garten", die gründerzeitliche Umzäunung, die Lage von Hof und Baumgarten. Bei der hier traufständigen Organisation haben wir wieder eine ganz ähnliche Anordnung wie in Weyermoor oder Wängi. Mit dem Unterschied, daß Haus und Wirtschaftsgebäude teilweise abgewinkelt zueinander liegen. In Mitteldeutschland würde man solch eine Anordnung einen Winkel- oder Zweiseithof nennen. (Was bis zu den Vierseithöfen weiterverfolgt werden kann.) Auch hier liegt der Küchergarten häufig im Hof, oder schließt an der Haustüre an und reicht bei entsprechenden Grundstücksverhältnissen bis hinter das Haus.



Wie sich das 'bewährt'

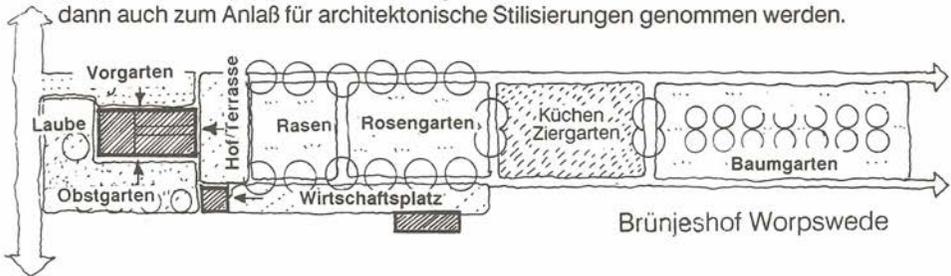
Diese Prinzipien gelten nicht 'nur' für Bauernhöfe, für bestimmte Lebens- und Wirtschaftsweisen, oder bestimmte Bauformen. Bei Häusern, die nicht Bauernhäuser sind oder nicht von Bauern bewirtschaftet werden, sind keine anderen Gärten zu erwarten. In Worpsswede gibt es eine ganze Reihe alter Bauernhäuser, die von der Jahrhundertwende bis heute zu "reinen Wohnhäusern" umgebaut wurden, in denen Künstler, Handwerker, Städter oder alle möglichen anderen Leute leben.

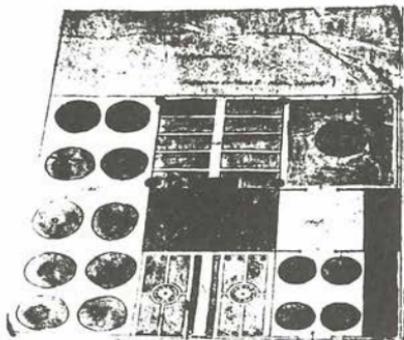
Der Brünjeshof ist so ein Beispiel. Um 1913 legte der Maler Carl Emil Uphoff mit seiner Familie auf einer ehemaligen Moorhufe einen Garten an und baute das alte Bauernhaus um. (Diesem Garten widmen wir einen eigenen Beitrag.) Auch dieser Garten teilt die Fläche in 'Gärten' ein. Der Weg geht über den kleinen gepflasterten Eingangshof vor der seitlichen Haustüre. Hier stand früher der Ziehbrunnen. Bevor der Weg hinter das Haus führt, wird der Platz auf Wegbreite von einer kurzen Hecke eingeeengt und damit der (öffentlichere) Vorgarten vom hinteren 'Hof' und Garten abgegrenzt. Ein Schild an dieser Stelle mit der Aufschrift: "Privat" unterstreicht dies noch einmal.

Am rückwärtigen Giebel – früher mit der Dieleneinfahrt – liegt das Halbrund einer Terrasse. Seitlich an der Grenze steht ein Atelierhaus mit Vorplatz unter alten Bäumen. Das lange Grundstück der Moorhufe erstreckt sich als Abfolge von Teilgärten bis zu einem Waldstück mit abschließendem Torfgraben. An den seitlichen Grenzen führen immer schmaler werdende Wege in die Tiefe des Gartens bis zu einer Obstwiese mit hohen Scheinzypressenreihen auf beiden Seiten. Durch eine optische Mittelachse sind die einzelnen aufeinanderfolgenden Teile des Gartens vom Haus aus gesehen begehrbar verbunden: Terrasse, "Gesellschaftsrasen", Ziergarten, Gemüsegarten, Obstbaumwiese, Wiese/Weide, Wald. Die Abteilungen sind mit Hecken, Bäumen und Querwegen 'kulissenartig' begrenzt und so gestaffelt, daß die einzelnen Abschnitte in der Architektur der Grenzen, Durchgänge und Wege betont werden. Ein breiterer Weg an der einen Grenzseite reicht bis zum Nutzgarten, dient dem An- und Abtransport und bietet Wirtschaftsraum für Schuppen, Kompostierung und Lagerung.

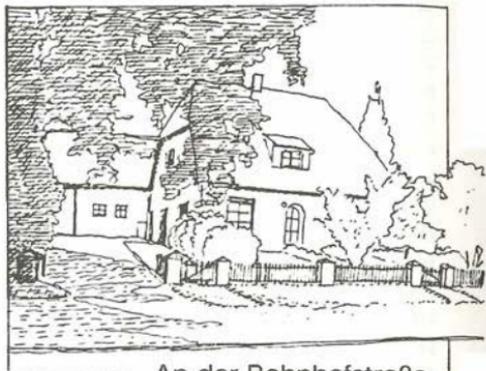
Das kanonische Prinzip ist auch bei dieser Grundstücksform und unter veränderten Gebrauchsanforderungen wieder die Grundlage der Gartenanlage.

Etwa im gleichen Zeitraum entwirft und baut Heinrich Vogeler verschiedene kleinere Villen, Land- und Arbeiterhäuser und greift dabei auf den Gartenkanon zurück, mit dem Annehmlichkeiten und Dekor ganz selbstverständlich vereinbar sind. Auch hier wird deutlich, daß sich die "Morphologie" und architektonischen Stilisierungen weitgehend auf die ab- und einteilenden Grenzen und Wege, Zugänge und Übergänge der Zuordnungen von Garten- 'Plätzen' beschränken, die dann auch zum Anlaß für architektonische Stilisierungen genommen werden.





H. Vogeler. "Lageplan zu Haus I. Motto: Ländlich"



An der Bahnhofstraße

Der Bahnhof als Bauernhof

Wie beispielsweise die "bürgerlichen" Häuser an der Bahnhofstraße, können wir selbst im Worpweder Bahnhof von Vogeler eine organisatorische Variante eines Bauernhofs sehen:

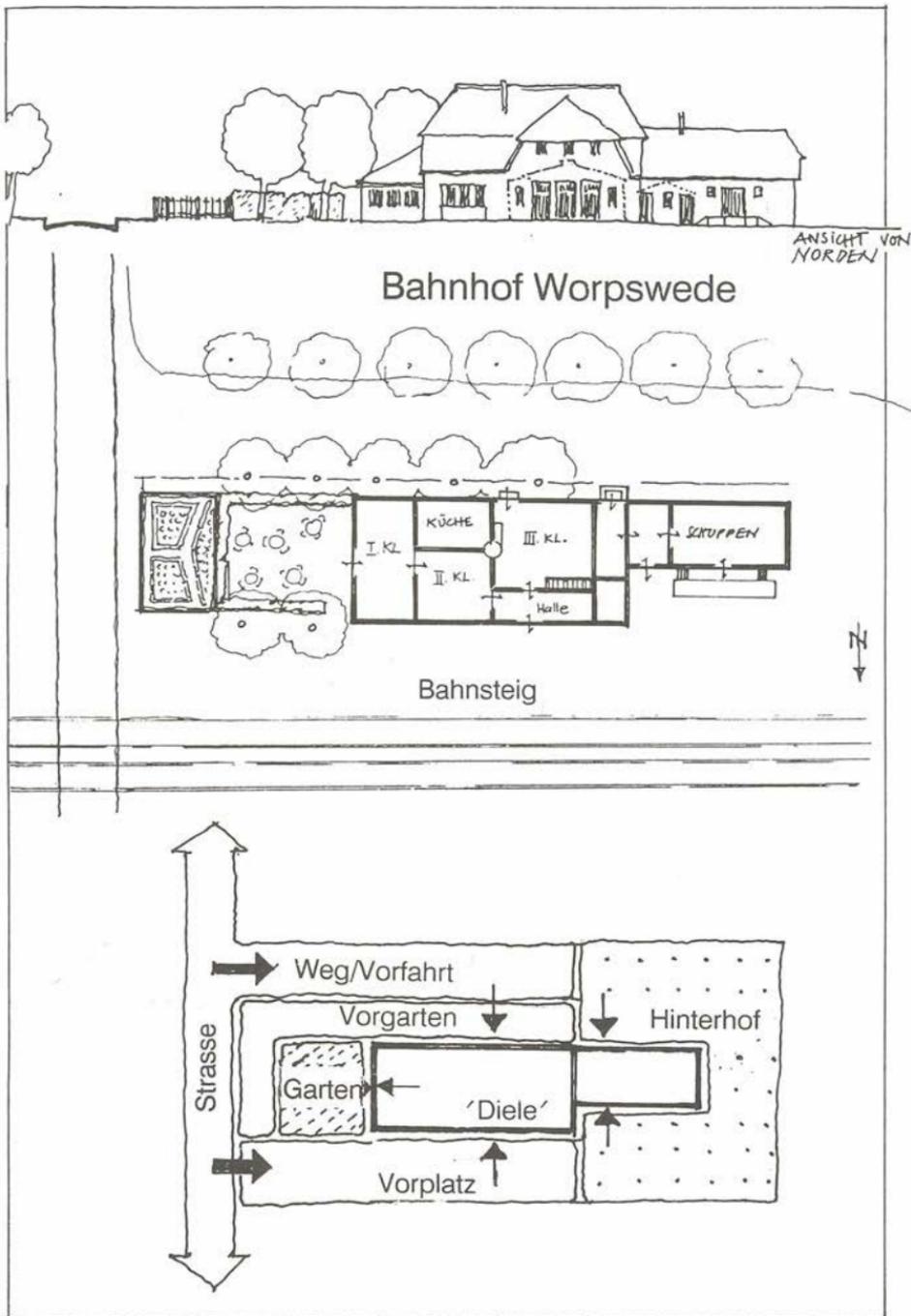
Das langgestreckte Gebäude ist quer geteilt in einen haus-/gastwirtschaftlichen Teil und einen für die Güter- und Fahrgastabfertigung. Der "Hausteil" hat vor dem Giebel zur Straße einen Garten, mit hoher Hecke und Kopflinden umgeben. Ein kleiner umzäunter Ziergarten schafft Distanz und Repräsentanz zur Straße. Der Vorgarten bis zur "Haustür" der Gaststätte wird ohne Zaun mit einer Reihe Linden markiert, mit Platz für Fahrräder, Abstellmöglichkeit, vor die Tür gehen, also für öffentliche Nutzung. Der "fahrbetriebswirtschaftliche" hintere Bereich mit Schuppen, Lager-, Fahrflächen und Hof hat separate Eingänge und Durchgänge. Schienenweg, Bahnsteig und Schalterhalle lassen sich in Wirtschaftswege und -flächen, "Diele, Stall und Scheune" für Wartende, Gepäck und Fracht übersetzen bzw. "lesen". Vielleicht liegt die Verwandtschaft oder Analogie auch in der Selbstverständlichkeit, mit der hier wie dort die unterschiedlichen Tätigkeiten und Gebrauchsanforderungen von "Kommen und Gehen", Abfertigung, Aufenthalt, Bewirtschaftung und Bewirtung, zurückgezogener und öffentlicherer Räume, ganz ähnliche Unterscheidungen und Verbindungen zur Folge haben. Die Herstellung kann mit ähnlichen Elementen und Mitteln erfolgen, weil die verschiedenen Anforderungen vergleichbaren Situationen eines Bauernhauses ähneln, gleiche Grenzen, Abtrennungen und Anknüpfungspunkte der Gebrauchsfähigkeit zur Grundlage haben bzw. mit sich bringen. Nicht zuletzt spielt hier wohl auch die vergleichbare Qualität und Dimension des Bahnhofsgebäudes eine wesentliche Rolle.

Beibehaltung und Beständigkeit des Kanons.....

.....bei Wechsel der Interpretation und häuslichen Ökonomie

Ich muß einen Garten auch anders gebrauchen können, ohne den Garten zu ändern.

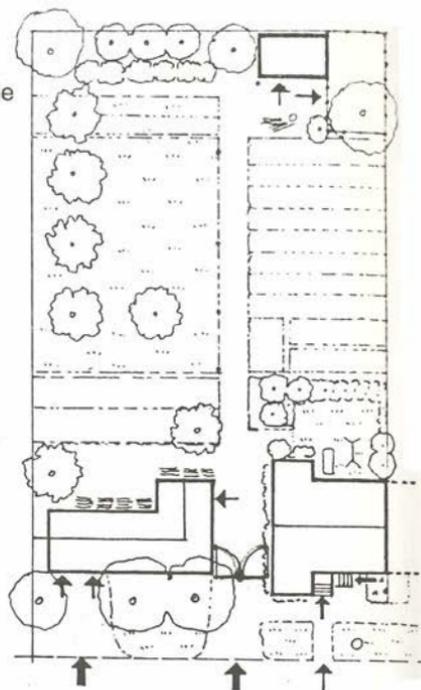
Spätestens hier wird deutlich, daß sich der Kanon nicht nur auf Bauernhöfe beschränkt, sondern geradezu eine 'Allerweltsweisheit' darstellt. Einen Garten "zu machen" gehört seit eh und jeh zur Alltagskultur und zu jedermanns/-fraus All-



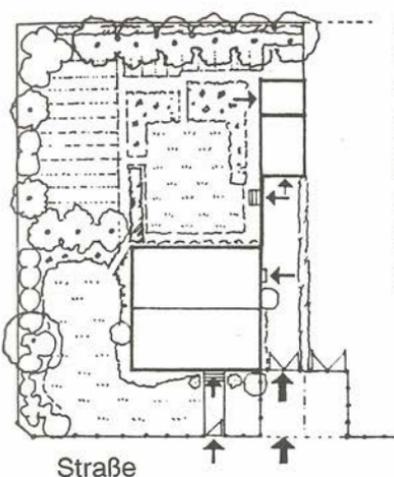
tagswissen, mit dem ganz nüchtern die notwendigen "Gebrauchsgegenstände" organisiert werden, und mit Bedacht für Veränderungen und den Wandel des Gebrauchs Platz und Möglichkeiten bleiben, ohne diese vorwegzunehmen. Dies kann auch bei den gealterten Gärten der letzten Jahrzehnte, auch noch der 50er und 60er Jahre, nachvollzogen werden. Das kanonische Prinzip bildet auch hier den Hintergrund einer alterungsfähigen Organisation, die bei allen Abwandsmöglichkeiten des Gebrauchs ihre Vorzüge behält. Die Gärten der Einfamilienhäuser z.B. der "Ostpreußensiedlung" oder "Im Schluh" machen wie bei unseren bisherigen Beispielen deutlich, daß bei unterschiedlichen Hausformen, Nutzungen, Änderungen der familialen Struktur der Bewohner, oder Wandel der Gebrauchsanforderungen, die Organisation des Gartens jeweils nicht prinzipiell über den Haufen geworfen werden muß.

Kantstrasse

Doppelhaushälfte mit benachbartem Nebengebäude. Dazwischen der Zugang in den Garten, der sich als 2-Teilung fortsetzt. Auch hier sind die Häuser gut 5 m vom Fahrbahnrand zurückgesetzt, aber die eindeutige Markierung des Vorgartens mit Zaun fehlt. Damit reduziert sich der Platz vor der Tür auf den unmittelbaren Bereich des Treppenaufganges und der seitlichen Flächen am Haus. Da auch die Grenze zum Nachbarhaus und der Gehweg fehlen, ist die eindeutige Unterscheidung und sichere Gebrauch bzw. die "Ausnutzung" von zwei Seiten her – "vom Haus aus" und vom Straßenrand her – nicht möglich. Pflanztöpfe auf dem Rasenstreifen sind Indizien für die Schwierigkeit damit umzugehen, indem der Versuch unternommen wird, ein "Signal" zu setzen, daß es hier "privater" wird. Die Blumen sind ein symbolischer Zaunersatz, der aber das "Element" Vorgarten oder Vorplatz nicht brauchbar herstellen kann. So wird der schmale Weg vor den Treppen zur informellen Vorgartengrenze und der Rasen zur Straße auf ein unbrauchbares Distanzmerkmal reduziert. "Im Prinzip" fehlt bei diesen Häusern der zweite Eingang, von der Seite oder von Hinten. Selbst der Kellereingang liegt vorne neben der Eingangstreppe. Dieser zweite Ein/Ausgang ist bei einigen dieser Häuser hinten nachträglich von den Leuten selber gemacht worden, um einen direkteren und "unkontrollierteren" Zugang zum Hof und zum Garten zu bekommen. Die Obstwiese war bis vor einigen Jahren Kartoffelfeld mit Obstbäumen.

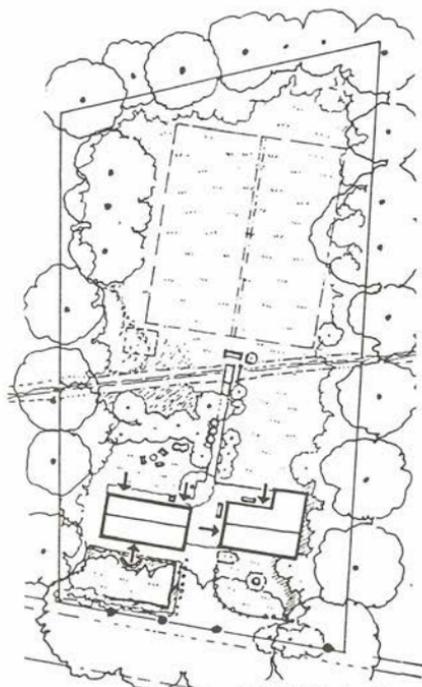


"Ostpreußensiedlung"
Kantstr., Doppelhaushälfte



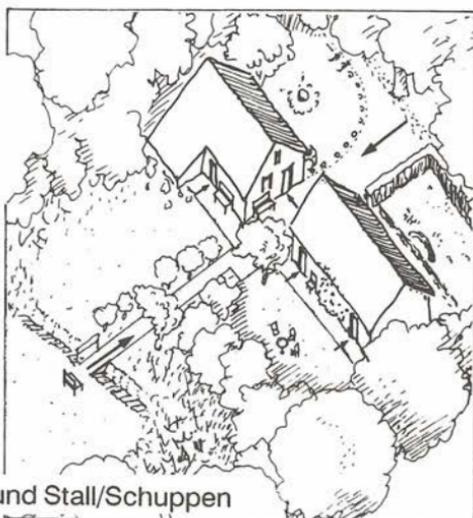
Zwei Hauseingänge, von vorne mit Vorgarten, Zaun, und Pforte; über den seitlichen Hof mit Tor und offenem Vorplatz an der Straße. Der Weg von dieser "informellen" Hintertür" führt über den Hof in den Garten mit Obstbäumen am Rand und als Grenze zum Vorgarten. Der Garten ist mit einem Mittelweg in zwei Teile geteilt: Gemüsegarten, Rasen mit Blumenrabatten und Sitzbereich mit Hecke seitlich geschützt und abgegrenzt. Am hinteren Rand ein Wirtschaftsplatz.

Kantstr. Einfamilienhaus
Vorgarten, Vorhof, Hof,



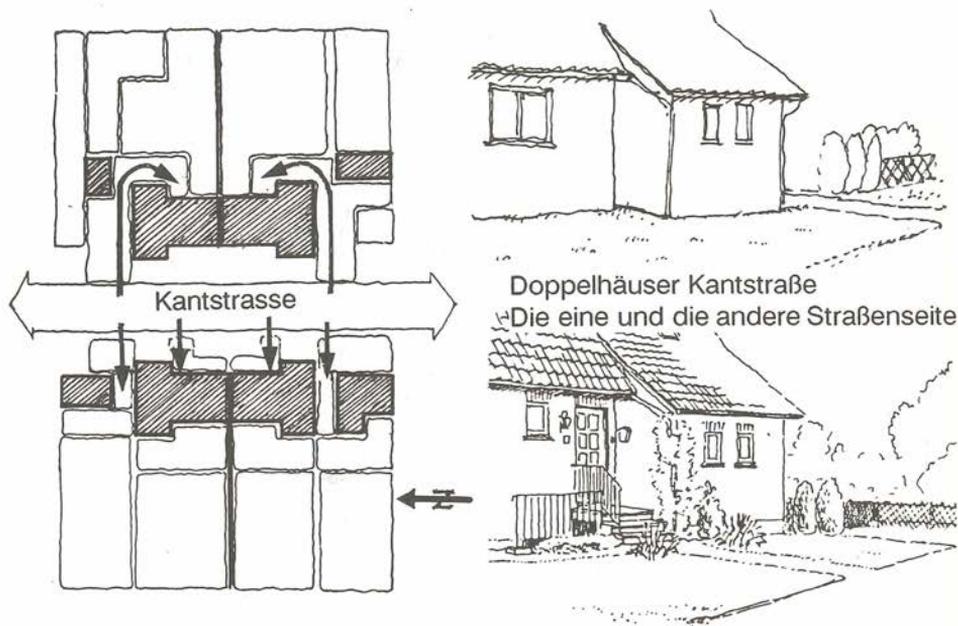
Eine Variante mit seitlichem Hauseingang und Vorgartenplatz, der über einen Mittelweg in den Garten führt. Vor dem ehemaligen Gemüsegarten (jetzt Wiese) eine Bank mit Blick zum Haustürplatz und zur Straße. Eingänge und "Terrasse" bzw. Hof auf den Hausrückseiten.

Im Schluh: Haus und Stall/Schuppen



Wenn's vorne und hinten nicht mehr stimmt

Am Beispiel der "Ostpreußensiedlung" kann man auch sehen, wie eine brauchbare Organisation von Haus und Garten, bzw. die Anwendbarkeit der hier geschilderten Elemente, eingeschränkt oder unmöglich gemacht werden, wenn diese beim Haus- und Siedlungsbau nicht mitgedacht oder als unerheblich betrachtet werden. Die Doppelhausbebauung ist nicht in der Regel zur Straße orientiert, sondern wie bei Zeilen im Mietwohnungsbau nach der Himmelsrichtung. Zusätzlich hat immer nur eine Hausseite Ein-/Ausgänge. Das führt dazu, daß die beiden Seiten der Häuser – das Vorne und Hinten –, und damit die Haustüre bezogen auf die Straße beliebig ihre Zuordnung wechseln. Beliebiger deshalb, weil die Zugänge und Benachbarungen eben nicht zufällig sind, wie wir an den Beispielen ja gesehen haben. Da die Rückseiten der Häuser bei unverändertem Grundriß immer nach Süden gedreht sind, stehen sie auf der einen Straßenseite mit dem "Rücken" nach Vorne. Liegen auf der einen Seite die Haustüren wie üblich zur Straße, sind auf der anderen Straßenseite überhaupt keine Türen zu sehen, die auf der "Rückseite" liegen. D.h. der öffentlichere Zugang und Bereich vor der Haustüre, mit der Verbindung von Straße, Vorgarten, Vorhof und Türplatz, als Ort des häuslichen Gebrauchs, sozialer und öffentlicher Kontakte, verliert jede Orientierung. Sowohl der Zusammenhang von Haus und Straße als auch von Haus und Hof werden als umgängliche Situationen entwertet. Zu dieser Destruktivität des Hausbaus paßt (gehört auch) das Fehlen der Vorgartenzäune und der Gehwege und die Einführung von Rasen in die Straße, der die sinn- und zwecklosen Flächen dekoriert, mit denen nichts "anzufangen ist" und die nichts bedeuten außer Distanz, die "Überwindung kostet", weil niemand recht weiß, "wieweit man gehen kann" und wo man sich befindet.



Doppelhäuser Kantstraße
Die eine und die andere Straßenseite

Ein Garten, der sich nicht ändern kann, kann nicht altern

Nachhaltig im Sinne von haltbar und brauchbar sind Dinge nur, wenn sie Wechsel und Veränderungen des Gebrauchs mitmachen, überdauern und dabei qualitativer Bestandteil bleiben können. Das setzt bei aller Zweckmäßigkeit ein geringes Maß an Spezialisierungen bei den Überlegungen zur "Erstinvestition" voraus, und auch eine Zurückhaltung bei flächenbesetzenden oder dekorativen Finessen.

Unsere Beispiele sind alle nicht mehr so, wie sie einmal angelegt worden sind. Sie sind alt, aber nicht altmodisch. Der Gebrauch hat sich im einzelnen ganz unterschiedlich ausgeprägt, teilweise mit der Zeit gewandelt, ausgedehnt, verlagert und reduziert. Gealtert sind dabei die Teile der Erstausrüstung, die den wechselnden Gebräuchen und veränderter Familienökonomie nicht im Wege standen, sondern auch dafür einen Bewegungs- und Entscheidungs- Rahmen boten. Merkmal des 'morphologischen' Rahmens, der in erster Linie die Grenzen markiert, ist, daß er selbst kaum Platz beansprucht und die Nutzung von Platz und Fläche in bestimmtem Maße offen und variabel hält. Der Gemüsegarten mit Obstbäumen wird zur Obstwiese und umgekehrt. Hof und Wiese haben Platz für's Spielen, Basteln, Feste. Der Obstbaum wirft "was ab", ist oben schattiges Laubdach und hält unten den Platz frei.

Zutaten und Veränderungen haben Platz und finden Gelegenheiten, weil der Rahmen selber kaum Platz beansprucht. Er bietet Schutz, Anlässe, Wahl- und Kombinationsmöglichkeiten, macht unterschiedliche Intensitäten von Ordnung und Unordnung nebeneinander möglich, hat Platz für Muße und Liebhabereien und überdauert deren zeitlichen und räumlichen Wechsel.

Wie wir an den Beispielen gesehen haben, bedeutet das Vorhandensein des Kanons nicht eine monotone Gleichartigkeit der Gärten. Die Anordnungsmuster, die handwerkliche Herstellung und die Mengenanteile können in einem bestimmten Rahmen ganz unterschiedlich ausfallen, und je nach Gelände, Grundstück, individuellem Gebrauch und Dekor variieren. Diese Gärten zeichnen sich nicht dadurch aus, daß sie alle gleich aussehen, sondern daß sie einen gleich sicheren Gebrauch und Umgang ermöglichen. Auf einer praktischen Organisation, die sich ähnlicher Mittel zur Herstellung bedient, lassen sich die unterschiedlichsten Gärten aufbauen, sind die Bilder und Erscheinungsformen sehr unterschiedlich wähl- und wandelbar, kann man auch die "Phantasie spielen lassen" ohne die Gebrauchs- und Alterungsfähigkeit aufs Spiel zu setzen.

Die Kontinuität der Alterung hat nicht die Kontinuität eines unveränderten Gebrauchs zur Voraussetzung. Ein Garten kann altern, wenn sich sein Gebrauch erneuern kann.

Alterung und Alterungsfähigkeit

In allen älteren Gärten spiegeln sich die "Wechselfälle des Lebens" (Steinhäuser, U., 1990) als Abänderungen, Umwidmungen, Zutaten wieder, die auch mössige Anpassungen und kurzlebige Beiwerk einschließen. All diese Dinge können Platz finden, ohne den Garten in Frage zu stellen. Der Garten steht den Veränderungen nicht grundsätzlich im Wege. Im Gegenteil: nachdem das modische und kurzlebige Beiwerk 'verbraucht' ist, bleibt die alterungsfähige Substanz des Gartens noch übrig.

Ein alterungsfähiger Garten wird also mit Absicht nur so weit wie nötig in Bezug

auf die Organisation der Zwecke spezialisiert, und es werden dabei zunächst die Mittel "investiert", die auch auf Dauer halten und wenig Platz brauchen. So kann ein Garten ertragreich und schön altern und seine Tragfähigkeit für potentielle Wechselfälle behalten. Die Merkmale einer nachhaltigen, alterungsfähigen, und dabei Spielräume offen und variabel haltenden Gartenorganisation, lassen sich so zusammenfassen:

1. Auch wenn sich die Nutzung der Flächen wandelt, zurückgenommen oder wieder aufgenommen wird, bleibt der Garten in seinen "Grundzügen" (Grundriß) bestehen, weil es Anlässe, Platz und Gelegenheiten (Freiraum) für viele Zwecke und Umgangsweisen enthält. Die **Einteilung** ist geradezu Voraussetzung für die Möglichkeit eines wahlweisen und veränderten Gebrauchs.

2. Altern können also zwei Dinge: Einmal die **aufnahmefähige Organisation**, die ihre Anknüpfungspunkte und Brauchbarkeit erhält, auch wenn die Nutzungszwecke sich wandeln und neu aktualisieren. Zum anderen die **alterungsfähige Substanz** der Wege, Bäume, Hecken, Begrenzungen – kurz: die Morphologie der Einteilung.

3. Die Nutzung der Flächen kann **teilweise und zeitweise unterschiedlich** sein, wenn die Herstellung "Platz organisiert" und nicht "Platz besetzt".

4. Den Hintergrund für diese in der Nutzung und in der 'Machart' ganz verschiedenen Gärten bilden **ökonomische Prinzipien** des praktischen Gebrauchs: Die Ökonomie der Platzeinteilung, der Sparsamkeit oder des Haushälterischen, der Haltbarkeit und der Variabilität oder Anpassungsfähigkeit. Umgekehrt heißt das, sie sind nach den Prinzipien der Vermeidung von Platz-, Kraft-, Zeit- und Materialverschwendung organisiert und hergestellt.

Vor diesem Hintergrund haben die unterschiedlichsten alten Gärten immer eine vergleichbare Strategie der Organisation und Herstellung. Deshalb sind alle unsere bisherigen Gartenbeispiele miteinander 'verwandt', obgleich sie alle ganz anders aussehen. Ich möchte fast sagen: Deshalb können sie ganz unterschiedlich aussehen, weil sie ein so ähnliches, gleiches einfaches Grundprinzip gemeinsam haben. (vergl.: Böse-Vetter, H. u. Hülbusch, K.H. – 1989 –)

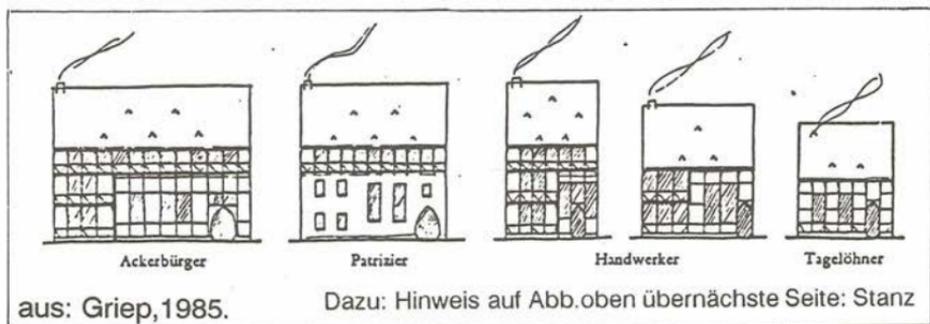
Man kann daraus den Schluß ziehen, daß bei einem zweckmäßig organisierten Garten die Brauchbarkeit und die Zwecke bestehen bleiben, auch wenn zeit- oder teilweise gar kein Gebrauch davon gemacht wird, Schmuck und Dekoration in den Vordergrund treten, oder Wiese, Bäume und Grenzen übrigbleiben. Was schließlich heißt, daß ein Garten, der nicht die Merkmale und Prinzipien der Zweckmäßigkeit aufweist, zwecklos ist. Er macht Schmuck nicht *auch* möglich, sondern *ausschließlich* möglich. Er macht die flächige Dekorationen erforderlich, weil/ wenn (ihm) nichts anderes übrig bleibt, es bleibt kein Spielraum und keine Wahl. Deshalb werden diese Gärten nicht alt sondern altmodisch.

Vom Bauernhaus zum Bürgerhaus – Vom Bauern-Hof zum Schloß-Garten
Bekanntlich ist das Bremer Reihenhaus ein "bürgerlicher Nachfahre" des niedersächsischen Bauernhauses, wie die Ackerbürger-, Handwerker-, Handels- und Gasthäuser die Hausbau- und Grundrissprinzipien der Bauernhäuser für ihre Zwecke variiert haben. (vergl. Griep, 1985 und Stein, 1970) Und was für die Tradition des Hausbaus gilt, ist bei den dazugehörigen Gärten nicht anders.

"Für die Bepflanzung der frühen bürgerlichen Hausgärten kann uns noch heute der Bauerngarten Hinweise geben (...) Jahrhundertlang wurde diese Musterform für den kleinen Bürgergarten beibehalten und ist auch heute noch überall anzutreffen." schreibt Gustav Brandes in dem Buch "Gärten einer Hansestadt" über die rechteckige Organisation der Gemüse- und Ziergärten, "die auch für die großen Parterreanlagen der Renaissancegärten der Bausteine war." (S.8) Und er fährt fort: "Auch der Baumgarten gehört weiter dazu. In den (...) Gärten beim städtischen Wohnhause konnten allerdings nur einzelne Bäume Platz finden, doch kommt der 'Baumgarten' oder 'Baumhof' auch mehrfach im ältesten Lösungsbuch vor." (Brandes, 1939: 10) Die Größe oder Menge ist in einem bestimmten Rahmen nicht das Entscheidende. Es gibt keinen Grund dafür, das herkömmlich Bewährte in Frage zu stellen. Das ging nicht nur den Bremern und Worpstedern so. Das ist überall zu beobachten. Über die Gärten des 14. und 15. Jahrhunderts in der Schweiz schreibt Hauser: "Die städtischen Gärten jener Zeit sind (...) bäuerliche Gärten." (Hauser, 1976)

Und dies war unabhängig vom Status der Besitzer. "...Die Verbindung von Zierstücken mit Gemüsebeeten und Obstpflanzungen wurde bei den bremischen Gärten im 18. Jahrhundert immer noch beibehalten, auch bei größeren und reicheren Anlagen." (Brandes, 1939: 13) Haus- und -Hof des Handwerkers sind von ihren qualitativen Merkmalen her genauso ein Haus- und -Hof wie des Patriziers, reichen Kaufmannes oder Landesherrn. Für die Ähnlichkeit der Gärten gilt entsprechend, was Griep zu den Häusern bemerkt:

"Oft findet sich der gleiche Haustyp bei allen Bevölkerungsschichten. Je nach dem Vermögen ändern sich lediglich die Größen der Deele, des Wohnteils und der Speichergeschosse. Massivbauten sind Zeichen für den besonderen Wohlstand des Bauherrn. (...) Von der Bude der armen Leute bis zum Stadtschloß des Adels reicht hier die Breite der Erscheinungsform. Dabei läßt sich allerdings beobachten, daß trotz der aus der unterschiedlichen Stellung des Eigentümers erwachsenen Größen-, Material- und Schmuckformunterschiede innerhalb von Stadtlandschaften noch Gemeinsamkeiten in den Raumgefügen verblieben sind. Es war oft nur eine Frage des Reichtums, ob eine Straßenfront reich verziert wurde oder schlicht bleiben mußte, ob ein repräsentativer Steinbau oder ein billiger Holzbau bei gleicher Grundrissbildung entstand. Selbst die Grundausrüstung mit Wohnräumen blieb zumeist gleich, und der Reichtum machte sich nur durch deren Größe und Ausstattung bemerkbar." (Griep, 1985: 52)

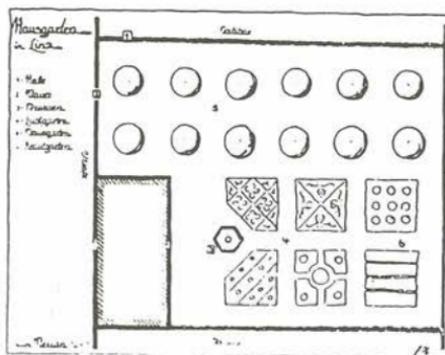
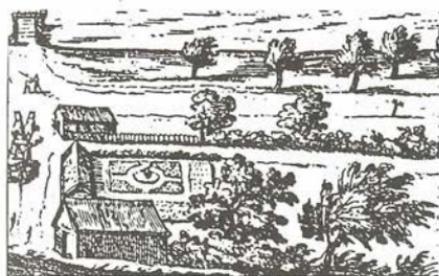


Auch die bürgerlichen Gärten des Barock haben den tradierten Kanon oder die "Grundausstattung" brauchbar abgewandelt und dabei den Gebrauchsrahmen architektonisch besonders betont: In dieser Zeit wird die Längsachse des Gartens besonders hervorgehoben, "die über den alten Mittelweg des volkstümlichen Gartens her zum künstlerisch geformten Rückgrat der ganzen Anlage geworden ist. (...) Ein Umgang führt dicht an der Grenze um das ganze Grundstück herum. Der Garten ist immer noch ein Obst- und Gemüsegarten." (Brandes, 1939:30)

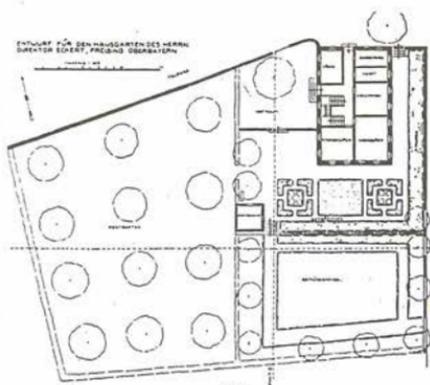
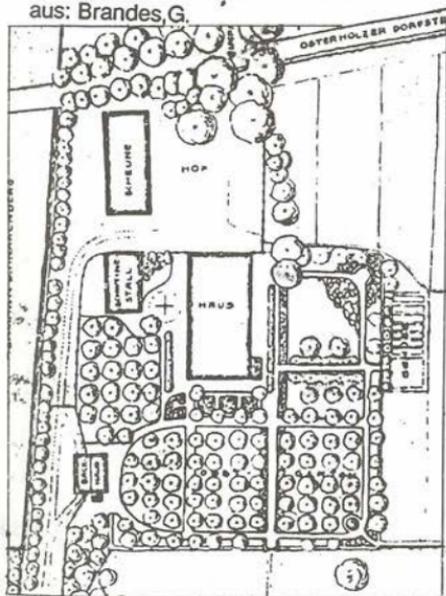
Der "Große Garten" Herrenhausen läßt schon seinem Namen nach erkennen, daß er zwar der größte ist, aber eben auch ein Garten unter all den anderen, kleinen und größeren Gärten. Und er ist ein Privatgarten, der das gleiche Prinzip verwendet wie die anderen Gärten. Der Barockgarten übersetzt den bäuerlichen "Haus- und -Hof-Garten" ins Höfische. Er greift wie der bürgerliche Garten auch auf den Kanon der zweckmäßigen Garteneinteilung zurück, den er für seine Anforderungen der Hofhaltung variiert und stilisiert. Der Barockgarten ist die feudal überdimensionierte Übertragung von Prinzipien alltäglicher Gebrauchsformen in die höfische Lebensweise. Das Parterre entspricht dem Küchen- und Ziergartengarten, das Bosquett dem Baum- oder Obstgarten, der Vorgarten und Wirtschaftshof werden zum Ehrenhof mit Portal. Entwässerungsgräben und Fischteiche werden zu Wasserbassins und Kanälen. Mit Heckengängen gesäumte Wege, Wald- und Wiesenpartien lassen sich von Grasgärten, Jungvieh- und Huteweiden mit ihren geschneitelten Heckengrenzen herleiten. Der Gartengrundriss wird weitgehend rechteckig in Quartiere unterteilt und ab einer bestimmten Größe mit Diagonalen dichter und direkter überquerbar organisiert. Aber nicht nur der Kanon, auch die mit ihm verbundene Gebrauchspflege und Herstellung basiert auf dem Erfahrungswissen der bäuerlichen Bewirtschaftungsweisen.

"Der Barockgarten übernimmt die Formensprache aus den Vorbildern des Agrarraumes, die stilisiert werden. Wir können davon ausgehen, daß unter den relativ extensiven Produktionsweisen das Schneiteln und die Eichenhutewaldnutzung zu den intensiveren, planvoll vorbereiteten und durchgeführten Nutzungsförmern zählte. Diese produzierten gleichzeitig die augenfälligen Ausstattungselemente der Landschaft, die über den Nutzungseinfluß langfristig stabil erhalten und ertragreich blieben. Diese Form der sicher zu kontrollierenden und zu erhaltenden Vegetation war das ideale Vorbild zur Herstellung der geometrisierten Architektur des Barockgartens. Die Stabilität und die Alterungsfähigkeit des architektonischen Elements gehören zur Idee des Barockgartens, in dem der Schmuck und die Dekors veränderbar sind." (Hülbusch, K.H., 1981: 322)

Wer beispielsweise im Juni/Juli nach Schleswig-Holstein oder Irland fährt, der hat das Gefühl, zwischen den frisch geschnittenen meterhohen Hecken, durch einen Barockgarten zu laufen. So gehen viele stilistisch überformte Elemente aus den Gebrauchsformen und aus Bewirtschaftungs- (Neben-)Produkten hervor, bzw. sind dort abgesehen. Der Ziergarten ist aus dem Kräuter- und Arzneigarten, als separierter Abteilung des Gemüsegartens entstanden: "In den Arzneigärten liegt deutlich der Keim aller späteren eigentlichen Blumengärten, was in dem Bewußtsein der Menschen so fest verwurzelte, daß bis tief in die hoch entwickelte Gartenkunst der Renaissance hinein der Blumengarten immer noch Arzneikräutergarten heißt." (Gothein, M.L., 1926/1977:183) Brandes beschreibt, daß dies heute noch üblich ist: "Die Bauern in der Umgebung Bremens nennen ihren kleinen

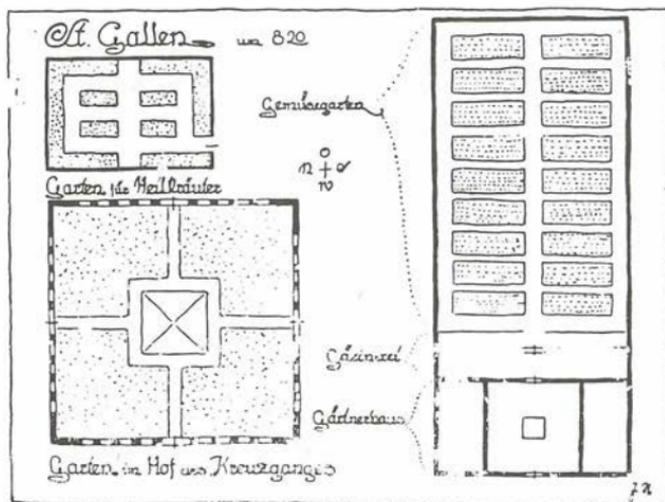


aus: Hempelmann-Schellöhne!
Hausgarten in Linz a.d. Donau.
Mittelalterl. Bürgergarten



Ziergarten 'Kruthoff', und sie verbinden mit dem Wort Kraut noch deutlich die Nebenbedeutung des Kraftgebenden und Würzigen." (Brandes, 1939: 8)

In diesem Zusammenhang ist auffällig, daß mit dem heute wieder propagierten Bauerngarten fast immer nur der oft quadratische Gärten mit Wegekreuz im Vordergrund steht, der aber in der Regel mehr Zier- und Kräutergarten als Küchengarten war. Diese sogenannten Bauerngärten werden immer wieder entweder als 'barocke' Anleihen beschrieben oder aber von den Kreuzgängen der Klöster abgeleitet, hier insbesondere dem Plan des Klostersgartens von 820, der im St.Gallener Kloster gefunden wurde. (Nissen,G., 1989:18) Aber der Gemüse- und der Kräutergarten dieses Planes sieht genauso aus wie jeder konventionelle Nutzgarten: ein längliches Rechteck mit umlaufenden Randwegen und Mittelweg. Wieso sollte ausgerechnet der quadratische Hof der Kreuzgänge von den Bauern zum Vorbild der Küchengärten genommen worden sein, wenn selbst die Mönche keinen Grund hatten, den Garten anders als die Bauern einzuteilen. Vermutlich entspricht die heute als "Bauerngarten" gehandelte Kreuzgangform eher den erst viel später im 18. Jahrhundert aufkommenden Ziergärten, die als Zierstück vom Gemüsegarten getrennt wurden und in denen neben einigen Nutzpflanzen mit der Zeit die Zierpflanzen dominierten.



aus:
Hempelmann-Schell-
lohne, Gärten
auf dem Kloster-
plan von St. Gal-
len. um 816.
Garten für Heil-
kräuter; Garten im
Hof des Kreuz-
ganges; Gemüse-
garten mit Gärtner-
haus.

Die Randeinfassung der Beete erfolgte wohl zunächst kaum: aus Gründen der Verschönerung oder Dekoration, sondern damit der durchs Umgraben und Hochfrieren höher gelegenen Boden nicht auf die Wege abgeschwemmt. Dazu dienten Kanten aus Holzbrettern und später niedrige Heckeneinfassungen. Die Gartenlaube hat ihre Vorläufer in den Waschhäusern auf dem Hof am Küchen-
ausgang und in den Schuppen der Feldgärten, die weiter vom Haus entfernt la-
gen. Selbst die Lauben- oder Heckengänge können ihre Herkunft aus der
Schneitel- und Knicknutzung, der Spalierobstwirtschaft und den Grenzhecken der
Viehweiden, die durch Verbiß ausgehöhlt wurden, nicht verleugnen.

"Die Frage nach der Tradition des Bauerngartens ist töricht"... (Nissen,G., 1989: 21)



Durch Verbiß ausgehöhlte Hecke einer Viehweide am Weyerberg



Garten in Süd-West-Irland mit Holzbrettern als Beeteinfassung

Zum Laubengang:

"Die in einer thebanischen Grabkammer erhaltene Darstellung der Traubenlese aus der Zeit des Mittleren Reiches (um 1900 v.Chr.) zeigt, daß Weinreben bereits von den Ägyptern über tunnelartige Rankgerüste gezogen wurden. Bei einigen Rebsorten, insbesondere bei Tafeltrauben, ist dies heute noch üblich. Aus dieser spezifischen Anbauform des Weines entwickelte sich bereits in Ägypten das architektonische Motiv des Laubenganges." (Mader, G. et al, 1987, S. 62)



Heckengesäumte Landstr. in Irland



Heckengang des Schloßgartens in Stadthagen (Niedersachsen)

"Unter aller Kanone" oder: Der Garten als Landschaft

Nicht der sogenannte Bauergarten hat also den Renaissance- oder Barockgarten nachgeahmt. Es wurden umgekehrt die Produkte und Nebenprodukte von Gebrauchsformen stilisiert. Nur so ist wohl auch der 'Rücktransport' dieser stilistischen Elemente in die Gärten der reicheren Bauernhöfe zu erklären, weil sie als Dekor den Reichtum präsentierten, und dabei die konventionelle notwendige Gartennutzung aufrechterhalten blieb. Das paßte dazu, weil es als stilisiertes Mittel immer noch dem Zweck entsprach, aus dem es hervorgegangen war. Dagegen wurde der romantische Naturgarten so gut wie nie in den bäuerlichen Gärten übernommen und selten in den bürgerlichen, weil er als Form die Zweckdienlichkeit und Organisation in Frage stellte. Erst mit dem englischen Garten ist historisch die Rede von verschiedenen Gartentypen. (Böhme, G., 1989: 81) Neben Gärten gibt es nun 'Gartenlandschaften'.

"Der romantische Garten greift (...) auf Vorbilder aus dem Agrarraum zurück, die auf extensiver Nutzung begründet sind und nur geringe Stabilität aufweisen. Er greift gleichzeitig auf flächenhaft verbreitete Vegetation und deren Komposition zurück. Um das künstlich gestaltete Werk stabil zu halten, muß aber die Pflege auch die agrarische Nutzung imitieren. Jeder Nutzungseinfluß, der außerhalb dieses Arrangements auftritt, wirkt somit störend, weil damit die Sicherheit der Kontrolle eingeschränkt wird. Stellt man den Landschaftsgarten einmal unter die Kategorie der 'Naturgarten'-Moden, wird erkennbar, daß die künstliche Ausstattung mit Versatzstücken und Dekorations-Elementen der extensiv genutzten Kulturlandschaften auch von der Vegetationstechnik ausschließliche Ansprüche formuliert, sich verselbständigt. Mit dieser 'Naturgarten'-Mode hält die Suche nach immer neuen Versatzstücken und Bildern Einzug in die Park- und Gartenarchitektur. (...) Eine Gartenmode löst die andere ab." (Hülbusch, K.H., 1981: 323)

Einen Garten 'kanonisch' zu organisieren heißt nicht, daß die Rechnung im Ergebnis immer auf einen Gemüse- und Obstgarten mit Hof hinausläuft. Der barocke und bürgerliche Garten machte auf der "nüchternen Unterlage" (Migge, L. 1913: 65) des Nutzgartens einen 'Gesellschaftsgarten', nicht weil das Nützen so eng mit dem Genießen verwandt ist, sondern weil das gleiche 'elementare' Prinzip auch diesen Zweck erfüllte. Der Brünjeshof in Worpswede ist ein "Gesellschaftsgarten", der genauso wie ein (bzw. der) Nutzgarten organisiert ist, weil auch für diesen (Wechsel-)Fall das gleiche Prinzip oder "die Umwandlung des 'Nutzgartens' in einen 'Gesellschaftsgarten' (...) einen anders kaum erreichbaren Nutzungsspielraum (darstellt)." (Hülbusch, I.M., 1978 a)

Die (...) "Entstehung und Geschichte des Nutzgartens, der bei den verschiedenen Völkern und Klimaten immer die gleiche, nämlich geometrische Grundform zeigte, beweist die Richtigkeit der Anwendung dieses menschlichen Bildungselements für die Gartenformen. (...) Es gibt keine Form des sogenannten natürlichen Gartens, auf den Begriffe wie Einfachheit, Brauchbarkeit und Wirtschaftlichkeit erschöpfend angewandt werden könnten. (...) Nicht deshalb sieht mein Garten architektonisch aus, weil andere frühere Gartenepochen sich derselben Gestaltungsmittel bedient haben, (sondern) weil sie so einfach ist. Weil ihre Elemente am leichtesten zu handhaben und von Natur so haushälterisch sind (...)" (Migge, L. 1913: 64 ff.)

Wenn wir 'Kanon' einmal wörtlich nehmen, als "Richtschnur, Leitfaden, Maßstab, als für ein Gebiet geltende Regeln und Vereinbarungen" (DUDEN), und diese Regeln von Haus, Hof und Garten ihre Grundlegung und 'Bewährung' in den ganz elementaren, d.h. einfachen, jedem geläufigen und bekannten Alltagsaktivitäten haben, dann hat auch der "Planer" Gärten immer 'kanonisch' oder gebräuchlich den tradierten Regeln gemäß zu organisieren.

Gärten, die unter aller Richtschnur sind, bei denen unser alltagspraktischer Beurteilungsmaßstab versagt, wären dann also gegen alle Erfahrungen und bewährten Regeln des 'Hausen-Könnens', oder mit anderen Worten: 'Unter aller Kanone'.

Der 'ikonographische Garten'

Was wir mit Einteilung und Organisation eines Gartens meinen, ist nicht mit der häufig geforderten "räumlicher Gliederung oder Gestaltung" gleichbedeutend. Die räumliche Gliederung organisiert nicht den Gebrauch, sondern Raumbilder oder Kulissen des Gartens als Bühnenszene. Der Unterschied läßt sich historisch auch in der zeichnerischen Darstellung festmachen als Gegensatz von Grundrißorganisation und Gemälde ('Prospect').

"Während in zeitgenössischen Abbildungen die französischen Gärten fast immer durch ihren Grundriß präsentiert werden, so umgekehrt die englischen Gärten durch 'Anblicke'. (Böhme, G., 1989: 81 f.)

Das, was wir hier als Gartenelemente beschrieben haben, nennen wir deshalb kanonisch, weil ein Spektrum sich immer wiederholender gebräuchlicher Tätigkeiten, die unterschiedliche Formen annehmen können, auf strukturell ähnliche Gebrauchselemente, Gegenstände und Territorien hinauslaufen. Die Gärten, die nicht mehr diesem Kanon 'verpflichtet' sind, bzw. diesen verwerfen, ersetzen den Kanon der Gebrauchsmöglichkeiten durch Bilder und Themen, die sich nicht aus praktischen Alltagszusammenhängen ableiten und verstehen lassen. Sie werden literarisch oder künstlerisch vermittelte Vergegenständlichungen einer Idee oder Philosophie, die die praktischen Gebrauchs-Formen "verabschieden (muß), und an ihre Stelle die Natur, die Wahrheit und Schönheit auftreten zu lassen."

(Sckell, F.L.v., 1825:5)

Dies vollzieht sich, indem der Garten vom Gebrauchsgegenstand und als Arbeitsmöglichkeit zum Ort für Erlebnisse, Ungewöhnliches und schließlich Freizeittätigkeiten (Freizeit taucht als Begriff mit der industriellen Lohnarbeit im 19. Jahrh. auf) umgedeutet wurde. Der Garten wird "arbeitslos" und macht "arbeitslos". D.h. man hat keine **Möglichkeit** mehr zu entscheiden, ob man etwas Tun oder Lassen will. Seine "Organisation" ist so auf eine spezielle Ökonomie und Interpretation ausgerichtet, daß der Gebrauch keinen Wandel zuläßt.

Die Epigonen des landschaftlichen Naturgartens sind die Wohnlandschaften und Naturgärten, die das Wohnen *) als vergnügliche Freizeitveranstaltung verstehen wollen, aus der die Arbeit (angeblich) verschwunden ist, in Wahrheit aber nicht mehr möglich wird. Alle notwendigen und praktischen Tätigkeiten außerhalb der Lohnarbeit werden nicht mehr als Arbeit sondern als Freizeit wahrgenommen und deklariert.

Der Barockgarten entspricht von der Form und vom Gebrauchshintergrund her dem Kanon der regelmäßigen Tätigkeiten. Die Propagandisten des landschaftlichen Gartens richten ihre Kritik des Barockgartens auf dessen "Regelmäßigkeit

der Formen", und treffen den Hintergrund der kanonischen Gebrauchsregeln von Haus und Hof, die dem Barockgarten als Vorbild (auch für symbolische Übertragungen) diente. Die Planer der barocken Gärten waren Architekten, die Gestalter der Landschaftsgärten waren häufig selber Maler.

"Landschaftsgärtnerei ist Kunst mit Natur, man könnte sagen, konkrete Naturpoetik oder, den Ideen Hirschfelds folgend: Naturdramaturgie. Tatsächlich wurde die Landschaftsgärtnerei als Kunst zur Malerei gerechnet. (...) wäre also die Landschaftsgärtnerei als konkrete Malerei zu bezeichnen: sie malt nicht mit Farben auf Leinwand, sondern mit den Dingen selbst in der Wirklichkeit." (Böhme, G. 1989: 88)

"(...) – denn ein Garten im grossen Style ist eben nur eine Bildergalerie, und Bilder verlangen ihren Rahmen." (Pückler–Muskau, H. Fürst von; 1834/ 1977: 26)

"Die Natur ist es, die den neuen Gärten zum Muster dient; ihre so mannigfaltigen, unzähligen Bilder, die die schöne Erde zieren, schmücken nun auch unsere Gärten (...). Diese Bilder der Natur stellen nun die Kunst, im Einklange mit ihr, in mehreren zusammengesetzten Landschaften, in den Gärten auf, die eine mit Geschmack verbundene Haltung des Ganzen vereint." (Sckell, F.L.v., 1825:1)

Die Bilder des romantischen Gartens sind ohne Kenntnis der literarischen Romanvorlage (Romantiker = ursprünglich Verfasser eines Romanes) oder der 'Ikonographie' nicht 'lesbar', mit der die Bildwerke und allegorischen Szenen beschrieben, erklärt und zu deuten sind. Der 'kanonische Garten' bedarf keiner literarischen Deutung, um ihn lesen und herstellen zu können. Er ist über die banalen Tätigkeiten zu erschließen und verständlich.

"Alles spricht dafür, daß 'populäre Ästhetik' sich darauf gründet, zwischen Kunst und Leben einen Zusammenhang zu behaupten (was die Unterordnung der Form unter die Funktion einschließt), oder, anders gesagt, auf der Weigerung, jene Verweigerungshaltung mitzuvollziehen, die aller theoretisch entfalte-

*) Der Begriff 'hausein' ist immer mit der Bedeutung 'wirtschaften können' verbunden, was meint: über eine praktische Wirtschaftsgrundlage verfügen können; es meint nicht: wirtschaften müssen, sondern die Möglichkeiten und die Bedingungen dazu zu haben. Im Begriff des 'Hausens' gibt es keine Trennung von 'Innenhaus und Außenhaus' (Hülbusch, I.M., 1978)

Dagegen heißt 'wohnen': sich zurückziehen können. Wobei etymologisch die Wohnung, das Apartement, der Ort ist, "in den sich der Hausherr zurückziehen konnte ('apartasi'), ein sehr intimer Raum, der vom Rest des Hauses abgetrennt und nach klassischer Weise eingebunden war in eine Gesamtheit von Räumen, die unterteilt waren in Vorzimmer, Zimmer und Arbeitszimmer." (Teyssot, G., 1989: 81) Das Vor-Recht des Mannes auf Rückzugsmöglichkeit setzt sich im Mietwohnungsbau doppelt fort, weil in erster Linie für die an das 'Haus' gebundenen Hausfrauen, Kinder, alten Leute mit dem Entzug des 'Außenhauses' eine Entwertung und den Entzug wesentlicher Spielräume ihres 'Arbeitsplatzes' und der häuslichen Bewegungs- und Entlastungsmöglichkeiten verbunden ist, und ein Großteil der Wohnung (Wohnzimmer) für den heimkehrenden Ehemann unberührt bleiben muß. Für alle Beteiligten ist die Wohnung der einzige Ort häuslicher Tätigkeiten, also ein Ort an dem man sich nicht zurückziehen kann – was eine Wahl voraussetzt, sondern der einzige Ort, an dem man sich zurückziehen muß, ohne Chance der Annäherung.

ten Ästhetik zugrunde liegt, d.h. die schroffe Trennung zwischen gewöhnlicher Alltagseinstellung und genuin ästhetischer Einstellung." (Bourdieu, P., 1982: 64) Die Einführung des 'ikonographischen Gartens' erfordert eine formal ästhetische Haltung. Um ihn richtig zu verstehen, hilft mir nicht meine Alltagserfahrung, also das, was ich mit meinem praktischen Fähigkeiten und Kenntnissen messen kann, sondern Bildung, die mir als Gebrauchsanweisung dient. Ich muß die 'Idee' kennen, die ich als Sinnbild im Garten vor mir sehen soll. Mein Kommentar zu einem Garten kann mit einer Blamage enden: Z.B. wurden auf der Gartenschau Frankfurt 1989 die einjährigen Kletterpflanzen sehr ungewöhnlich ausgestellt: Sie wuchsen an Drahtgestellen aus einem Hügel mit Lavabrocken. Kommentar: "Guck mal, da liegt ein Haufen Lava. Da wachsen ja Bohnen drin und Kürbis. Den haben wir auch auf dem Kompost." "Das ist ja auch ein Misthaufen!"

Die beiden Damen haben falsch geraten. Sie haben nicht die Phantasie des Künstlers, denn sie sollten eigentlich einen Vulkanausbruch sehen.

1773 nimmt Justus Möser den Widerspruch von Gartengebrauch und Gartenbild-(ung) in einem offenbar fiktiven Brief auf die Schippe. (aus: Fieguth, H., 1986) Es heißt darin:

"Was das für eine Veränderung ist, meine liebe Großmama! Sollten Sie jetzt ihre kleine Bleiche, worauf Sie in Ihrer Jugend so manches schönes Stück Garn und Linnen gebleicht –, sollten Sie den Obstgarten, worin Sie, wie Sie mir oft erzählt haben, so manche Henne mit Küchlein aufgezogen –, sollten Sie das Kohlstück, worauf der große Baum mit den schönen rotgestreiften Äpfeln stand, suchen: nichts von dem allen würden Sie mehr finden. Ihr ganzer Krautgarten ist in Hügel und Täler, wodurch sich unzählige krumme Wege schlängeln, verwandelt; die Hügelgen sind mit allen Sorten des schönsten wilden Gesträuchs bedeckt, und auf unsern Wiesen sind keine Blumen, die sich nicht auch in jenen kleinen Tälern finden. Es hat dieses meinem Manne zwar vieles gekostet, indem er einige tausend Fuder Sand, Steine und Lehmen auf das Kohlstück bringen lassen müssen, um so etwas Schönes daraus zu machen. (...) Von dem auf der Bleiche angelegten Hügel kann man jetzt zwei Kirchtürme sehen, und man sitzt dort auf einem chinesischen Kanapee, worüber sich ein Sonnenschirm von verguldetem Bleche befindet. (...) Jenseits der Brücken gerade da, wo der Großmama ihre Bleichhütte war, kommt ein allerliebster kleiner gotischer Dom zu stehn, weil mein Mann Goterich Dom heißt. Wie ich vermute, hat er diese Idee aus dem Garten zu Stowe genommen, worin der Lord Tempel so viele Tempel angelegt hat. Der Dom wird zwar nicht viel größer werden als das Schilderhäusgen, worin der Onkel Toby mit dem Korporal Trim (doch Sie werden dieses nicht verstehn, Sie haben den Tristram Shandy nicht gelesen) die Belagerung in seinem Garten kommandierte. (...) **Kurz, Ihr gutes Gärtgen, liebe Großmama, gleicht jetzt einer zaubernden Insel, worauf man alles findet, was man nicht darauf sucht, und von dem, was man darauf sucht, nichts findet.** *) (...) Wenn Sie aber kommen: so bringen Sie uns doch etwas weißen Kohl aus der Stadt mit; denn wir haben hier keinen Platz mehr dafür. Ich bin in der ungeduldigsten Erwartung etc.

Anglomania Dornen. *

*) Hervorhebung H.B.–V.

Garten-Mottos: Alles nur Theater

Das Problem, das sich bei diesen Gärten stellt, "überschreitet die Grenzen der Alltags-Wirklichkeit und weist auf eine total andere Wirklichkeit hin." Berger/Luckmann nennen diese anderen Wirklichkeiten "Enklaven", die als "umgrenzte Sinnprovinzen" erscheinen. "Ihre Grenzen sind markiert durch fest umzirkelte Bedeutungs- und Erfahrungsweisen. Die oberste Wirklichkeit umhüllt sie gleichsam von allen Seiten und das Bewußtsein kehrt immer wieder wie von einer Reise zu ihr zurück." (Berger/ Luckmann, 1980:28) Sie führen hierzu das Beispiel mit dem Theaterbesuch an, der auch einen Vergleich zum "Themengarten" oder "ikonographischen Garten" nahelegt, denen man wie einer Bühne gegenübertritt:

"Wenn der Vorhang aufgeht, wird der Zuschauer 'in eine andere Welt versetzt', eine Welt eigener Sinneinheit und eigener Gesetze, die noch etwas oder auch gar nichts mit den Ordnungen in der Alltagswelt zu tun haben können. Wenn der Vorhang fällt, kehrt der Zuschauer 'in die Wirklichkeit' zurück (...). Ästhetische und religiöse Erfahrungen stecken voller derartiger Grenzübergänge, in denen immerwährend 'Enklaven' abgegrenzt werden. Für alle Enklaven, das heißt für alle Bereiche geschlossener Sinnstruktur, ist charakteristisch, daß sie die Aufmerksamkeit von der Alltagswelt ablenken."

(Berger/Luckmann, 1980:28)

Der Vergleich mit dem Theater ist gar nicht so weit hergeholt, er gehört quasi wortwörtlich zur Ideologie dieser Gärten und zur Haltung des 'Gartenkünstlers':

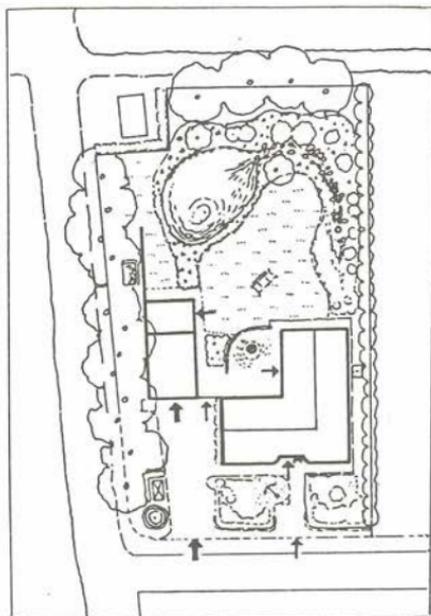
"Überhaupt ist der Garten dem Theater sehr verwandt. Wie ein Regisseur baut der Gärtner Szenerien auf, schafft Räume und schließt die häßliche Wirklichkeit aus; denn die Phantasie ist schöner als die Wirklichkeit. (Reich, A., 1966:7)

Im Garten, der von der Ambition her vom Alltag ablenken soll, tritt Alltägliches als schnöder Alltag und 'Bild-Störung' auf. Der Garten darf nicht von Alltagsarbeiten eingeholt werden, muß so gemacht sein, daß er den banalen Gebrauch unmöglich macht oder zumindest unscheinbar und gut versteckt. 'Unsichtbar muß gemacht' werden, was sich endgültig nicht leugnen oder abschaffen läßt. Und, der Garten darf möglichst nicht altern, weil er sich dann ja ändern würde. (HÜLBUSCH, I.M. 1978 :132) Dazu wollen wir uns noch ein Beispiele ansehen.

Die 'Wohnlandschaft'

Diesen Garten haben wir 'Kapitänsgarten' genannt, weil im Vorgarten ein riesiger Anker neben einem Fahnenmast liegt. Der Garten ist von einem Gartenarchitekten entworfen und war, als wir ihn 1981 besichtigten, gut 2 Jahre alt. Vor dem Haus ein 10m tiefer Vorgarten in zwei Teilen, der als Heidegarten beetartig bepflanzt ist. Nicht der Heidegarten ist das Problem, sondern der fehlende Zaun, der das Beet erzwingt. Selbst ein offener Vorplatz - etwa mit zwei Bäumen ist nicht ohne große Umbauten möglich, da es sich um Hochbeete handelt. Zwischen Haus und Garage eine





Pforte, durch die man den hinteren Garten betritt. Rechter Hand die Terrasse mit festgemauertem Tisch und einer Einfassung aus getönten Glaswänden. Es schließt sich eine zentrale Rasenfläche an, die an ihren unregelmäßigen Rändern von einem Teich, Staudenrabatten und Steingarten umgeben ist. Um einen Haselstrauch im Steingarten ist ein Bach konstruiert, der je nach Wasserstand des Teiches per Pumpe in Gang gesetzt werden kann. Das Wasser fließt "über Donaukiesel aus einer Endmoräne" klärt uns der Hausherr auf.

Der Teich ist mit z.T. schon weggebrochenen Eisenbahnschwellen abgestützt. Steingarten, Teich und Ränder außerhalb des Rasens sind mit Strauch- und Staudenrabatten flächig eingefasst. 132 Arten und Sorten standen auf der Pflanzliste. Nach 3 Jahren waren auf den zweiten Blick höchstens noch die Hälfte davon da. Ein kleines Frühbeet wurde von der Hausfrau im schmalen Grenzstreifen östlich zwischen Haus und Fichtenreihe angelegt. Ein größerer Nutzgarten wird in Erwägung gezogen, läßt sich aber hier nur minimal verwirklichen. Woanders ist dafür einfach kein Platz mehr. Einzelne Obstbäume sind im letzten Jahr noch nachträglich gepflanzt worden. Im Gegensatz zu ihrem Mann hält die Frau den Garten nicht für pflegeleicht. Wäre an zwei Grenzen des Eckgrundstücks nicht der alte Baumbestand an den Wegerändern, der Garten wäre baum- und schattenlos.



Bei diesem Beispiel lassen sich nur noch mit Mühe Reste des dargestellten Prinzips erkennen. Alle Prinzipien von Brauchbarkeit, Variabilität, Alterungsfähigkeit und Interpretierbarkeit können wir hier nicht anwenden oder erkennen. Die formalen Andeutungen – wie z.B. der "Vorgarten" – sind auf die ästhetische Erscheinung spezialisiert und reduziert, und machen die Elemente (und ihre Interpretierbarkeit) tendenziell zwecklos und unbedeutend. Vor lauter "Gartenkunst" ist kein Platz mehr für den Garten, werden Verhaltensweisen manifestiert und gestützt, die einen Garten nicht (ge)brauchen können.

"Man scheut sich durchaus, etwas zu schön zu beginnen. Nicht nur, weil man nichts berufen will, sondern ideale Formen kränkeln. Der erste Streit holt alles wieder auf, was vorher keinen Platz hatte in der edlen stillen Luft. Die Dinge dürfen nicht wie gemalt sein, sonst halten sie im Leben nicht." (Bloch, E., 1969:55)

‘Das grüne Wohnzimmer’

Welche Absicht spricht aus diesem Garten, der einerseits mit Stolz präsentiert wird, der aber andererseits die Bewohner nötigt, die eigenen Samentütchen schamhaft zu verbergen und sich für Frühbeet und Obstbaum zu entschuldigen? Dieser Garten entspricht genau dem ‘grünen Wohnzimmer’, das von Gartenarchitekten vor rund 200 Jahren erfunden wurde. "Wenn der Park eine zusammengezogene idealisierte Natur ist, so ist der Garten eine ausgedehnte Wohnung..." (Pückler—Muskau in: Rainer, R., 1982: 120) Der ‘Rasenteppich’ wird der Mittelpunkt des Gartens, den der "mehr oder weniger bunte Rahmen der Gehölze und aller anderen Pflanzen" umgibt. (Meyer, G., 1895 :101) Nutzgartenstücke werden gerade mal geduldet, wenn die Bewohner nicht davon abzubringen sind. "Wenn wir den Wirtschaftsgarten oder das Kräutergärtchen geschickt in den Gartenraum einplanen, verletzen wir die Schönheit unseres Wohngartens nicht." (MEYER, H., 1977(1962):77)

"Man könnte vermuten, daß der Wohnzimmernkult – wem soll denn da imponiert werden? – einhergeht mit der Reduktion und dem Entzug des Außenhauses und seiner sozialtechnischen Rolle. Denn im Quartier der ‘reduzierten Villen’ ist der Garten nicht mehr als eine distanzierende Bordüre, die die Berührung mit den Nachbarn, mit allen außer einer exklusiv gewählten Gruppe von Leuten verhindern soll. Wie ängstlich ist doch dieser protzig vorgetragene Wohnzimmernkult (...). Der Versuch dieses mittelständischen Mißverständnisses, das die Wohnung auf den Grundriß und die Möbel beschränkt und gleichzeitig der Frau des Hauses – nicht der Hausfrau – über die Dimensionierung des Wohnzimmers die Rolle des Chefs eines Großraumbüros zu suggerieren sucht, setzt das Selbstverständnis der Wohnung als ‘Arbeitsplätze’ mit Absicht außer Kraft." (HÜLBUSCH, I.M. 1978)

Dabei klingt die immer wieder bekräftigte Forderung, eine "enge Beziehung zwischen Haus und Garten" herzustellen oder den "Garten als Teil der Wohnung an das Haus heranzuführen", ja besonders absurd. Wenn wir dabei an unsere Beispiele alter Gärten denken, besteht ja diese hier so genannte Beziehung, wo man nur hinsieht, als praktischer Zusammenhang. Es muß also etwas anderes mit dem ‘Grünen Wohnzimmer’ gemeint sein, eine andere Philosophie des Wohnens verfolgt werden, die wir schon mit ‘Freizeitwohnen’ charakterisiert haben. Um das hergebrachte Prinzip von ‘Haus und Hof’ durch ein neues von ‘Wohnzimmer und Wohngarten’ als neue Forderung einsetzen zu können, müssen alle anderen "Beziehungen" diskreditiert und der Form halber in Frage gestellt werden.

"Dort, wo alte Häuser in einem Garten stehen, kann von einer engen Beziehung zwischen Haus und Garten (...) nicht die Rede sein. Das Haus löste früher seine Aufgabe, Hort des Familienlebens zu sein, völlig in sich selbst. Das häusliche Leben lief in seinem geschlossenen Kreis und daneben das Gartenleben in einem anderen ebenfalls in sich geschlossenen Kreis."

(Schiller, H. 1958: 201)

Schiller erklärt alle Zusammenhänge einschließlich der Tatsache, daß sich die Bewohner bis heute nicht an diese "Kreise" halten, als nicht existent. Diese Trennung dient dazu, Platz für etwas Neues zu verschaffen, was es bis dahin – und offenbar aus guten Gründen nie gegeben hatte, nämlich aus dem Garten etwas anderes als einen Garten zu machen.

"Die Zielsetzung, aus Wohnung und Garten eine neue Einheit, die Gartenwohnung (Wohngarten) zu schaffen, ist jüngerem Datums. (...) Den Begriff 'Garten als erweiterte Wohnung' prägte zuerst Pückler–Muskau (1834 Andeutungen über Landschaftsgärtnerei) und um die Jahrhundertwende waren es dann die Architekten Avenarius, Muthesius u.a. welche eine enge Verbindung von Haus und Garten als erstrebenswertes Ziel verfolgten. (...) Das 'Gartenheim' wurde Ausdruck einer höheren Wohnkultur, von England her stark beeinflusst, wo sich die Umstellung vom Agrar– zum Industriestaat früher vollzogen hatte als bei uns. (...) Gartenleben und häusliches Leben sind zwei verschiedene Dinge.

Sinngemäß gehören sie nicht unbedingt zusammen." (Schiller, H. 1955: 203f)

Die Reduktion und das Nicht–Begreifen der Zusammenhänge führt zur Phantasie und zu Entwürfen, die, wenn man sie bewohnt, dazu führen, daß neben der Ent–eignung der Spielräume auch der ästhetische Zugriff auf Erfahrungen stattfindet. Die Enteignung der Gebrauchsmöglichkeiten wird über die Lebensstil– und Leit–bilddebatte inszeniert, und dringt in die privatesten Alltagskompetenzen ein. Der Kanon dagegen definiert nicht den 'Wohnstil' oder Lebensstil, weil es dabei nicht um Wohnideologien geht. Indem Schiller Haus, Hof und Garten als voneinander getrennte Dinge bezeichnet, argumentiert er auch im Sinne des Geschoßwoh–nungsbau, also für die stapelbare 'Wohnung' ohne 'Haus und Hof'. Der Garten am Haus oder die "Gartenlandschaft" am Hochhaus wird zur luxuriösen Geste und 'Zugabe'. Ein "Garten" kann jetzt alles sein, und alles kann ein "Garten" ge–nannt werden. Alle Unterscheidungsmerkmale sind aufgehoben. Einerseits: "Die Welt als Garten" andererseits "Der Garten, eine Welt im Kleinen:

"Schon ein Blumentopf kann Garten sein, der in dunklen Hinterhöfen im 20.

Stock eines Wohnsilos Licht in den trostlosen Alltag bringt, über Einsamkeit und Krankheit hinwegtrösten kann." (Bernatzky, A., 1975: 8f.)

Es muß erst der Zusammenhang zerstört und unmöglich werden, Erfahrungen und Spielräume zerstört werden, um Platz zu schaffen für solche 'Ideen', die sich an nichts mehr messen lassen, die immer gleich–gültig sind. Daß es heute noch Gärten gibt, ist nicht Verdienst der Gartenarchitekten, es gibt sie noch, trotz Gar–tenarchitekten.

* Distanziertheit, Interesselosigkeit, Gleichgültigkeit – ästhetische Theorie hat derart oft verkündet, sie allein ermöglichen, das Kunstwerk als das zu erken–nen, was es wirklich ist, nämlich autonom, *selbständig* *), daß am Ende in Ver–gessenheit gerät, daß sie tatsächlich bedeuten: sich nicht einzulassen, distan–ziert und gleichgültig zu bleiben, die Weigerung also, 'sich einzubringen' (etwas) ernstzunehmen." (Bourdieu, P., 1982: 68)

'Fließende Übergänge und Räume'

Im Prinzip läßt sich die landschaftliche Idee am Konzept der 'offenen, fließenden Räume' festmachen, die vom Landschaftspark auf die Hausgrundrisse übertra–gen wurde, und dann von dort aus wieder auf den Garten übergreift. Der "offene Plan" bedeutet die Auflösung der inneren wie äußeren Grenzen von 'Haus und Hof' und damit der möglichen Gebrauchsunterscheidungen und Anknüpfungspunkte. "Nur zwei Dinge im Garten sind wichtig: der grüne Rahmen, also die

*) (*im Original deutsch, A.d.Ü.*)

Randbepflanzung, und der grüne Boden, also der Rasen, alles andere sind Zutaten." (Reich,A.,1956:28)

Architekten wie Frank Lloyd Wright, Le Corbusier und Mies van der Rohe beriefen sich dabei auf die Traditionen des Japanischen Hauses.

Die Propagandisten des 'fließenden Raumes' faszinierte die Form, aber was sie nicht "offenlegten" war etwas, was Inge Meta Hülbusch (1981) "Lakaienarchitektur" nennt. Bourdieu und Veblen verweisen auf den Zusammenhang der gleichzeitigen Blüte der Landschaftsgärten und des Sklavenhandels in England. Und auch Schiller betont ja die Fortschrittlichkeit Englands im Hinblick auf die "höhere Wohnkultur" mit dem "Wechsel vom Agrar-zum Industriestaat in England."

Peter Blake (1977) charakterisiert dies im Hinblick auf die Architektur folgendermaßen:

... "Der 'Erfolg' des offenen Grundrisses hängt *völlig* davon ab, ob eine oder beide von zwei Voraussetzungen erfüllt sind: Ob Hauspersonal generell billig zu bekommen ist und/oder ob Ehefrauen sich versklaven lassen. Kein traditionelles japanisches Haus könnte ohne die allgegenwärtigen aber generell unsichtbaren Diener und/oder die Frau funktionieren, die alles in Ordnung halten und all die gewöhnlichen Dinge wegschaffen, die das Auge des Hausherrn und seiner männlichen Gäste beleidigen könnten. Alles Zubehör wird in spezielle Räume gesteckt und weggeräumt (mitsamt den Kindern), die außerhalb der makellosen 'offenen Räume' liegen; und die Frau muß sich einen großen Teil ihrer Zeit darum kümmern, daß die offenen Räume präsentierbar bleiben.

Es ist amüsant, daß zwei oder drei Architekten-Generationen, die angeblich mit den Ideen menschlicher Freiheit und Gleichheit eng verbunden waren, die Mehrzahl ihrer Planungsprinzipien auf eine Lebensweise begründet haben, die ohne menschliche Sklaverei undenkbar wäre ! Dagegen steht die Wirklichkeit: heutzutage, wo japanische Frauen Gleichberechtigung fordern und erlangen, ist das traditionelle Haus selbst in Japan nicht mehr akzeptabel. Wenn heute ein japanischer Architekt etwas baut, was wie ein traditionelles Haus aussieht, kann man sicher sein, daß es sehr solide Türen zwischen Schlaf- und Wohnräumen gibt, und daß genauso viel Wert auf Privatheit gelegt wird, wie auf das delikat ästhetische Gleichgewicht der offenen Räume, die nur in Familien funktionieren, in denen der Ehemann gleicher ist als jeder andere. Trotzdem ist der offene Grundriss in der westlichen Welt immer noch 'der letzte Schrei'. Jeden Tag planen avant-garde Architekten Häuser und Wohnungen, in denen die Eltern sich gegenseitig verrückt machen und Kinder psychotisch aufwachsen müssen." (Blake,P.,1977: 31 f)

Die Gartenarchitekten haben dem in nichts nachgestanden und dabei unverhohlen zynisch mitgewirkt:

" 'Eine vernachlässigte Rasenpflege ergibt noch längst keine Wiese, wie eine ungepflegte Frau längst keine Naturschönheit ist' (Hanisch,K.H.,1955). Der Rasen soll ein Teppich sein, aber einer auf dem man liegen, sitzen, springen und herumlaufen kann, der dem Gartenraum wie der 'Perser' in der Wohnung den letzten Schliff gibt. (...) Erst der Rasen macht den Garten optisch weiter und größer. Das aber kann er nur, wenn er richtig liegt. Dies ist der Fall, wenn er die große Mittelfläche des Wohngartens zwischen Hausterrasse und den umschließenden Pflanzstreifen von Blütensträuchern und Stauden einnimmt." (Bernatzky,A.,1962:131)

1989

Da wären wir also wieder bei unserem Kapitänsgarten^u angelangt. Er ist mittlerweile struppiger geworden. Nicht älter, sondern in einer Phase, in der man neu beginnen könnte, weil der "Kleinkram" zwar noch nicht ganz "verloren" (Hülbusch, K.H., 1980:323) ist, aber nicht mehr einschüchtern kann, und so nicht mehr verhindert, daß man etwas tun könnte, was man ausprobieren möchte.

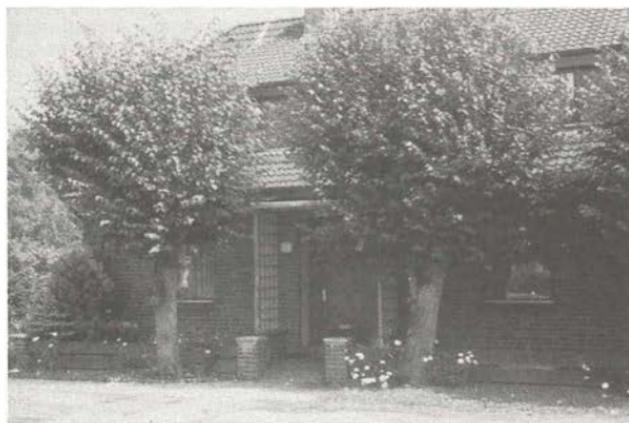
Allerwelts-Gärten

Alle 'gealterten' Gärten in Worpsswede und "um zu" haben nicht den Garten verleugnet, oder den bewährten Kanon ignoriert. Sie sind wie das Bauernhaus auf der Basis einer immerhin über 3000 Jahre alten Gebrauchsgeschichte – mit Hand und Kopf – erprobt, und sie erweisen sich bis heute als aufnahmefähig und brauchbar. Bis heute noch werden Gärten in dieser bewährten Manier "konventionell" selbst gemacht, trotz oder gegen alle Einflüsterungen und Überredungskünste der gartenästhetischen Image-Berater.

Es geht uns dabei im Grunde nicht anders wie mit anderen Dingen auch: es gibt Situationen, Orte und Dinge, die allgemeinverständlich sind, mit denen wir sicher umgehen und etwas bewerkstelligen können. Sie haben charakteristische Merkmale, die ohne Reflexion oder besondere Bildung verstehbar sind. Sie zeichnen sich dadurch aus, daß sie nicht gleich aussehen müssen, um einen gleich sicheren Gebrauch zu ermöglichen. Sie alle basieren auf dem Prinzip eines von Erfahrungen bestimmten und im Gebrauch differenzierten Kanons.

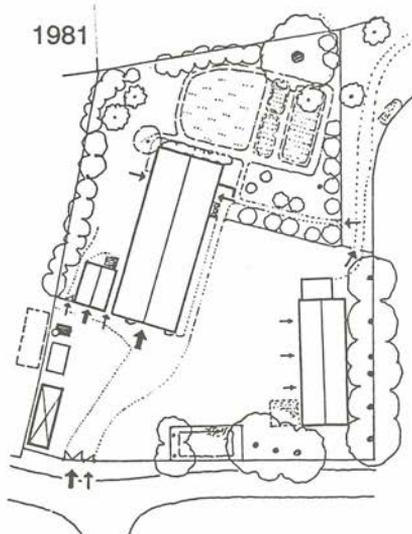
Auch ein neuer Garten, der schön und brauchbar altern kann, wird heute nicht anders anzufangen sein, als die schönen alten Gärten, wie sie Fontane eindrücklich beschrieben hat, und wie wir sie in Worpsswede gefunden haben.

Anfangs dachten wir, wir hätten in Worpsswede etwas besonderes entdeckt, aber wenn man genauer hinsieht, sind alle Häuser und Gärten, wenn sie denn brauchbar und alterungsfähig sind, von immer der gleichen "Besonderheit". Nicht nur die Bauernhöfe oder die ländlichen Gärten, auch die städtischen. Aber hier wie dort steigt oder fällt die Chance für solche Gärten mit der Qualität des Hauses und der Organisation im Siedlungsgrundriß. Aber darauf werden wir an anderer Stelle noch zu sprechen kommen.

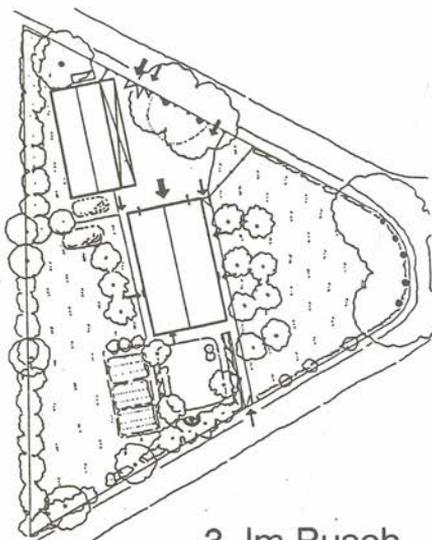


An der
Bahnhofstraße

2. Bauernreihe 'Monsees'



Die Hoffläche liegt vor den Giebelwänden mit den Tordurchfahrten und ist zu beiden Seiten von Scheunen und Schuppen flankiert. Vom Straßentor mit danebenliegender Handpforte erweitert sich die Zufahrt zum Hof vor den Wirtschaftsgebäuden. Zwischen Stallungen und Zufahrt liegt ein kleines Wiesenstück mit einer Eichengruppe und einem kleinen Feuerlöschteich. Von der Handpforte neben dem Straßentor führt der Weg zur Längsseite nach hinten zum "Haus". Die Querteilung in Stall- und Wohnhaus setzt sich auch in den Begrenzungen und Unterteilungen des Grundstücks fort. An der Haustüre beginnt der Garten jedoch nicht übergangslos. Durch ein Tor kommt man zunächst vom Vorhof auf einen umgrenzten Platz vor der Haustüre – dem Vorgarten. Von hier aus, zwischen Hof und Garten gelegen, hat man sowohl den zurückgezogenen, "privateren" Garten aber auch den Vorhof bis zur Straße – das Kommen und Gehen und Arbeiten – im Blickfeld. Mit der Haustüre beginnt der "Privateste" Teil; und dies sowohl drinnen wie draußen. Der rückwärtige Garten ist zur einen Hälfte ein in Beeten unterteilter Blumengarten mit einigen "Nutzpflanzen", der jedoch aus einem Gemüsegarten hervorgegangen ist. Auf der anderen Seite des Hauses schließt sich ein Obstbaum- und Grasgarten an.

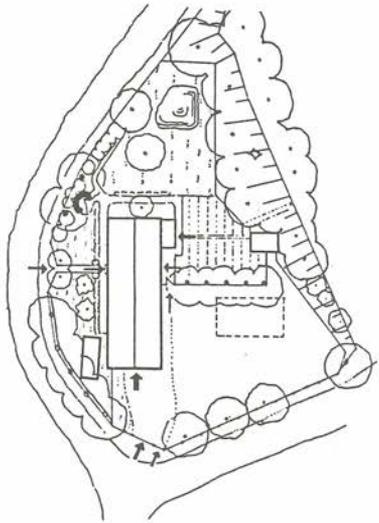


3. Im Rusch

1989

Eine andere Hofstelle an der Straßenecke 'Im Rusch' und der Bahnhofstraße hat diese Einteilung ganz ähnlich realisiert, zeigt von den Straßen aus gesehen aber ein ganz anderes Bild. Das in der Grundstücksmitte liegende Gebäude hat aber genauso voneinander getrennte Gartenteile, die mit Wegen und Türen zwischen Straße und Haus, zwischen Hof und Garten verbunden werden. Vor dem Giebeltor der Wirtschaftshof mit Schuppen, Tür und Tor begrenzt. Zur Straße steht eine Reihe Eichen am Zaun. Vom Hof führen zwei Wege an den beiden Längsseiten zu den Haustüren. Der südliche Weg erschließt die 'Vorderseite' mit einer Tür über den Hof und einer von der Bahnhofstraße, da es sich um ein Eckgrundstück handelt. Vorgelagert ist eine Obstwiese. Daneben von einer Hecke umgeben ein Gras- und Blumengarten mit einzelnen Obstbäumen zwischen Giebelseite und Straße. In der Hecke mit Blick zum Haus liegt – von der Straße nicht sichtbar – ein kleiner Sitzplatz mit Tisch und Stühlen. Daneben schließt ein Gemüsegarten an, der vom nördlichen Wiesenland abgeteilt ist.

In dem Eckgrundstück steht das Haus mit einer Längsseite nur von einem schmalen Streifen getrennt an der Straße. Von hier führt ein kurzes Stück Weg zur Haustür durch den terrassierten Vorgarten. Aber auch hier gibt es neben dem Türplatz und dem Vorgarten noch einen weiteren Vorplatz. Der Straßenzaun ist im Gartentürbereich wie ein Trichter in den Vorgarten gestülpt, sodaß sich der Gehweg seitlich zu einem Vorplatz vor dem Vorgarten zur Tür hin erweitert. Eine beliebige einladende Geste, die es möglich macht, stehen zu bleiben, ein Stück näher zu treten, einen Schnack anzuzetteln, ohne bereits 'zu weit gegangen' zu sein, und ohne jemandem 'im Weg' zu stehen. Eine dicht stehende Reihe mit Eichen und Buchen zieht sich die Straßengrenze entlang und umschließt auch teilweise den Wirtschaftshof der 'um die Ecke' durch's Tor erschlossen wird. Hier standen am Rande bis in die 60er Jahre noch Nebengebäude um den Hof. Auch hier führt ein Weg über den Hof an der Hausrückseite entlang bis zum hinteren Eingang. Der Wirtschaftshof ist auch hier mit Zaun und Eichenreihe vom Gemüsegarten abgeteilt, in den man von der hinteren Haustür gelangt, die der vorderen gegenüberliegt. An der Giebelseite setzt sich ein Grasgarten mit Obstbäumen, und Buchen fort. Zwischen zwei Buchen liegt mit dem Rücken zur Straße eine Steinlaube.

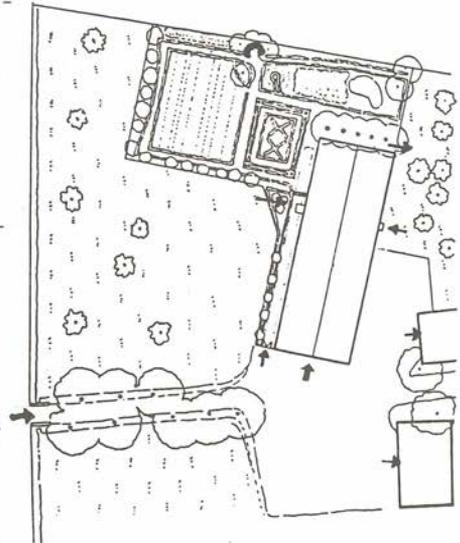


4. Bauernreihe 'Kellner' 1981 (Heute Rathaus)

Vom Hof betritt man durch ein Tor einen mit Hecke zur Weide abgetrennten Weg, der an der Hauswand entlang zum Eingang führt, wenn man nicht gleich durch die große Tür, also durch den Stall geht, um zur Wohnung zu kommen. Außen neben der Tür wieder die bereits erwartete Bank neben einem Rosenbogen über den Weg, der in den Gemüse- und Blumen Garten führt. Dieser rechteckige Garten schiebt sich in Höhe der Haustür in die Weide vor dem Haus bis hinter den Giebel des Wohnteiles. Dahinter liegt die Obstwiese und eine Hoferweiterung vor den alten Schweinestall. Der umfriedete 'Gemüsegarten' ist in vier Teile unterteilt, wenn wir den Türvorplatz zwischen Weg und Garten als Eingangsplatz dazurechnen:

- * Durch den Rosentorbogen neben der Bank blicken wir auf eine Art
- * Schmuckparterre mit Buchsbaumornamenten, gestutzten Rhododendren und Azaleen.
- * Niedrige Buchshecken fassen auch den Randweg und die Beete des anschließenden Gemüsegartens ein, der heute (1981) mehr ein Blumengarten ist. Bei unserem letzten Besuch 1989 war der größte Teil davon Rasen und die Hecken reduziert. Die äußeren Einfassungen gab es jedoch noch.
- * Vor dem Giebel fünf geschnittene dicke Linden und ein schmales mit Buchsbaum eingefasster Bereich mit Stauden, 'Nierenbecken' und einem leicht erhöht liegenden aus Buchsbaum geschnittenen Rondell, das wie eine kleine Gartenplastik aussieht. Seitlich davon an der Grenze liegt, von der Straße nicht leicht zu entdecken, eine halbkreisförmige Steinlaube unter einer Glocke von Fliederbüschen am Rande.

5. Moorende 1981

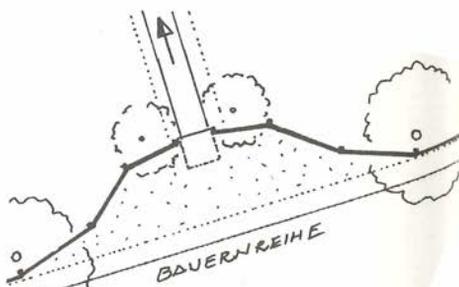
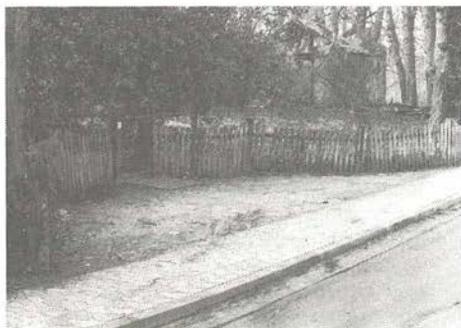


Literatur:

- ADORNO, Th.W. – 1973⁵ – Ohne Leitbild. Parva Aesthetica. Frankfurt/M. (Darin: Über Tradition. S. 29–41)
- ALBRECHT, H. – 1988 – Worpsswede. Künstler verändern ein Dorf. Untersuchungen zur baulichen Entwicklung Worpsswedens zwischen 1889 und 1929. Uni-Druck. Hannover.
- ALLINGER, G. – 1955 – Schöne Wohngärten in Stadt und Land. München.
- BARBEY, G. – 1984 – Wohnhaft. Essay über die innere Geschichte der Massenwohnung. Bauwelt Fundamente 67. Braunschweig.
- BENJAMIN, W. – 1977 – Illuminationen. Ausgewählte Schriften. Frankfurt/M. (Darin: "Erfahrung und Armut" S. 291–296)
- BENJAMIN, W. – 1977¹⁰ – Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. Frankfurt/M.
- BERGER, P.L.; LUCKMANN, TH. – 1980 – Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt/M.
- BERNATZKY, A. – 1962 – Gärten für uns. Güthersloh.
- BERNATZKY, A. – 1975 – Unser Garten – neu angelegt. München.
- BLAKE, P. – 1977 – Form Follows Fiasco. Boston/Toronto.
- BLOCH, E. – 1969 – Spuren. Frankfurt/M.
- BÖHME, G. – 1989 – Für eine ökologische Naturästhetik. Frankfurt/M.
- BÖSE-VETTER, H. – 1989 – Neue alte Gärten. In: WEDDIGE, R., Alte Gärten neu gestalten. S. 42–48. München.
- BÖSE-VETTER, H.; HÜLBUSCH, K.H. – 1989 – Vom Vehikel zur Bruchlandung. Kritik an der Bundesgartenschau Frankfurt. In: Der Gartenbau – L'Horticulture suisse. 110 (45): 2167–2171. Solothurn.
- BÖTTNER, J. – 1921 – Gartenbuch für Anfänger (Kleine Ausgabe). Frankfurt/Oder.
- BOURDIEU, P. – 1970 – Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt/M..
- BOURDIEU, P. – 1982 – Die feinen Unterschiede. Frankfurt/M.
- BRANDES, G. – 1939 – Aus den Gärten einer alten Hansestadt. Bremen.
- BROCK, B.; PREIB, A. (Hg.) – 1990 – Ikonographia. Anleitung zum Lesen von Bildern. München.
- BRUN-HOOL, J. – 1980 – Zur Pflanzensoziologie schweizer Gärten. In: Phytocoenologia 7 (Festband Tüxen): 73–99. Stuttgart-Braunschweig.
- BURFEIND, W.; KRESSE-BOTH, B.; MOTZFELD, N.; PILZ, I.; SCHMIDT, A. – 1981 – Haus, Hof, Garten. Studienarbeit GhKassel. Vervielf. Manuskript. Kassel.
- BURNETT, F.H. – 1990⁴ – Der geheime Garten. Hildesheim.
- CHRIST, H. – 1916 – Zur Geschichte des alten Bauerngartens der Basler Landschaft und angrenzender Gegenden. Basel.
- DUDEN, DER – 1989 – Band 7: Das Herkunftswörterbuch. Etymologie der deutschen Sprache. 2. völlig neu bearb. u. erw. Aufl. / von G. Drosdowski. Mannheim; Wien; Zürich.
- DUDEN, DER – 1982 – Band 5: Das Fremdwörterbuch. 4. neu bearb. u. erw. Aufl. von W. Müller et al. Mannheim; Wien; Zürich.
- EITZEN, G. – 1950 – Alte Bauernhäuser in der Dannenberger Elbmarsch. In: Neues Archiv für Niedersachsen, Heft 15: 98–107. Bremen Horn.
- ENGELHARDT, W. Frhr.v. – 1910 – Kultur und Natur in der Gartenkunst. Stuttgart.
- FONTANE, TH. – 1971 – Meine Kinderjahre. München.
- FOLKERS, J.U. – 1961 – Mecklenburg. Band 3, Haus und Hof deutscher Bauern. Münster.
- FURTTENBACH, J. – 1988 – (zuerst 1640) Architectura Recreationis. Reprint der Erstauflage Augsburg 1640, von VEB Verlag für Bauwesen, Berlin 1988.
- GEHARDT, T. – 1977 – Alte Bauernhäuser. München.
- GEHLEN, A. – 1961 – Anthropologische Forschung. Reinbek bei Hamburg.
- GOTHEIN, M.L. – 1977 – (zuerst 1926) Geschichte der Gartenkunst I. und II. Band. Jena 1926. Reprint Hildesheim/New York 1977.

- GRIEP, H. – H. – 1985 – Kleine Kunstgeschichte des deutschen Bürgerhauses. Darmstadt.
- GROHNE, E. – 1950 – Bürgerhaus und Bauernhaus. In: Neues Archiv für Niedersachsen. Heft 15: 108–113. Bremen–Horn.
- GRÖNING, G. – 1987 – Ländliche Gartenkultur im Hintersteiner Tal im Allgäu – Eine Notiz –. In: DAS GARTENAMT 36 S.706/707. Hannover/Berlin.
- GROETZ, C.M. – 1959 – Schöner Rasengarten zur Freude und Erholung. München.
- HAUSER, A. – 1976 – Bauergärten der Schweiz. Zürich.
- HEMPELMANN – SCHELLOHNE – 1926 – Streiflichter zur Geschichte des bürgerlichen Gartens. In: DIE GARTENKUNST 39, S.103–108.
- HENNEBO, D. – 1987 – Gärten des Mittelalters. München/ Zürich.
- HIRSCHFELD, C.C.L. – 1973 – (zuerst Leipzig, 1779–1780) Theorie der Gartenkunst. 5 Bände. Reprint in zwei Bänden, Hildesheim/ New York 1973. (Hier zitiert aus dem ersten Band, erster Abschnitt: "Aussicht in die Gärten der Alten und der Neuen")
- HOPPE, K.; WALTER, S. – 1988 – Bauergärten in Nordhessen. In: GARTEN UND LAND – SCHAFT, Heft 3: 43–46. München.
- HÜLBUSCH, I.M. – 1978 a – "Jedermann Selbstversorger" – Das koloniale Grün Leberecht Migges – In: BURCKHARDT, L. (Hg) Der Werkbund in Deutschland, Österreich und der Schweiz: 66–71. Stuttgart.
- HÜLBUSCH, I.M. – 1978 – Innenhaus und Außenhaus – sozialer und umbauter Raum. Schriftenreihe der OE Architektur, Stadt – und Landschaftsplanung der GhKassel. 01.Heft 033. Kassel.
- HÜLBUSCH, I.M. – 1981 – Lakaienarchitektur. oder: Der Versuch eine Stadt zu lieben. In: DEUTSCHE BAUZEITUNG, 115, Heft 6: 20/21. Stuttgart.
- HÜLBUSCH, K.H. – 1981 – Zur Ideologie der öffentlichen Grünplanung. In: AN – DRITZKY/SELLE (Hg) Grün in der Stadt: 320–330. Reinbek bei Hamburg.
- HÜLBUSCH, K.H. – 1987 – ...mit herzlichen Grüßen aus Worpsswede. In: GARTEN UND LANDSCHAFT 97 Heft 2: 24–27. München.
- HÜLBUSCH, K.H. – 1990 – Variabilität versus Flexibilität. In: NOTIZBUCH DER KASSLER SCHULE Heft 16: 1–5. Kassel.
- KOCH, H. – 1927 – Der Garten. Wege zu seiner Gestaltung. Berlin.
- KÜHN, S. – 1959 – Grüne Architektur. Neue Gärten aus neun Ländern. Berlin/W.
- LEHRKE, H. – 1967 – Das niedersächsische Bauernhaus in Waldeck. Marburg/Lahn.
- LLOYD, Ch. u. BIRD, R. – 1990 – Kleine Gartenparadiese. Der Cottage – Garten. Köln.
- LÜTTICH, R. – 1926 – Stilwandel im Garten vor 150 Jahren. In: DIE GARTENKUNST 39 S. 108–110.
- MAASZ, H. (Hg) – o.J. – (ca. 1931) Meyer–Ries. Gartenbautechnik und Gartenbaukunst. Nordhausen.
- MACHATSCHEK, M. – 1989 – Grundriss –/Bestandsaufnahmen und Kartierungen in Wängi (Schweiz). Unveröff. Aufnahmeblätter.
- MATTERN, H. – 1950 – Über die Wohnlandschaft. In: MATTERN, H. (Hg) Die Wohnlandschaft. S.6–28. Stuttgart.
- MATTERN, H.; MATTERN, B. – 1960 – Gärten und Gartenlandschaften. Stuttgart.
- MEYER, G. – 1895 – Lehrbuch der schönen Gartenkunst. Mit besonderer Rücksicht auf die praktische Ausführung von Gärten und Parkanlagen. (1. Auflg. 1860). Berlin.
- MEYER, H. – 1977 (1. Auflg. 1977) Vom Grundstück zum Wohngarten. Stuttgart.
- MIGGE, L. – 1913 – Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Jena.
- MIGGE, L. – 1932 – Was ist vor Anlage eines Gartens zu bedenken? In: Gartenanlage, Gartenbau, Gartenpflege. S.8–14. Berlin/Leipzig.
- MÖSER, J. – 1773 – Das englische Gärtgen. In: FIEGUTH, H. – 1986 – Bäume pflanzen wie die Wolken. München.
- MUTHESIUS, H. – 1918 – Kleinhaus und Kleinsiedlung. München.
- NICHOLS, B. – 1956 – (1. Auflg. 1933) Große Liebe zu kleinen Gärten. Berlin.
- Mader, G. und Neubert – Mader, L. – 1987 – Italienische Gärten. Stuttgart

- NICKIG, M. u. WAGNER, F.** – 1989 – Bauerngärten. Hamburg.
- NISSEN, GERDA** – 1989 – Bauerngärten in Schleswig–Holstein. Heide.
- NOWAK–NORDHEIM, W.** – 1982 – Der Bauerngarten. München.
- OSTENDORF, F.** – 1914 – Haus und Garten. Erster Supplementband zu den sechs Büchern vom Bauen. Berlin.
- PÜCKLER–MUSKAU, FÜRST VON** – 1977 – (zuerst Stuttgart 1834) Andeutungen über Landschaftsgärtnerei. Reprint Stuttgart 1977.
- RAINER, R.** – 1982 – Gärten. – Lebensräume. Sinnbilder. Kunstwerke. –
- REICH, A.** – 1956 – Gärten, die uns glücklich machen. München.
- REICH, A.** – 1966 – Gärten die wir lieben. München.
- REICHOW, H.** – 1927 – Alte bürgerliche Gartenkunst. Ein Bild des Danziger Gartenlebens im XVII. und XVIII. Jahrhundert. Bücher der Gartenschönheit Zehnter Band. Berlin–Westend.
- RUGE, D./ RUGE, S.** – 1989 – Katze mit Hut. Roman für Kinder in zehn Geschichten. Wein–heim und Basel.
- SCKELL, FRH. L. V.** – 1982 – (zuerst 1825) Beiträge zur bildenden Gartenkunst für angehende Gartenkünstler und Gartenliebhaber. München 1825. Reprint: Worms 1982.
- SCHILLER, H.** – 1958 – Gartengestaltung. Berlin/Hamburg.
- SCHÜTZE, K. – R.** – 1980 – Heinrich Vogeler – Worpswede. Leben und architektonisches Werk. Berlin.
- SCHWARZ, M. K.** – 1937 – Der Bauerngarten – Die zweckmäßige Einteilung, Anlage und Be–pflanzung –. Frankfurt/Oder und Berlin.
- STEIN, R.** – 1970 – Das Bürgerhaus in Bremen. Tübingen.
- STEINHÄUSER, U.** – 1990 – Plänen für die Wechselfälle des Lebens. In: NOTIZBUCH DER KASSELER SCHULE Heft 16: 1–78. Kassel.
- TEYSSOT, G.** – 1989 – Die Krankheit des Domizils. Braunschweig.
- UNTERWEGER, U. und W. D.** – 1990 – Das große Buch der Bauerngärten. Würzburg.
- VALENTIN, O.** – 1949 – Neue Gärten. Ravensburg.
- VALENTIN, O.** – 1961 – Gärten. Beispiele und Anleitungen zur Gestaltung. Tübingen.
- VEBLEN, TH.** – 1987 – (zuerst 1899) Theorie der feinen Leute. Frankfurt/M.
- WEBER–KELLERMANN, I.** – 1974 – Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte. Frankfurt/M. (darin: Teil III. B. Exkurs: Wohnen im niederdeutschen Bauernhaus.)
- WICKOP, W.** – 1950 – Vom alten zum neuen Bauernhaus in Niedersachsen. In: Neues Archiv für Niedersachsen. Heft 15: 113–120. Bremen–Horn.
- WIDMAYR, CH.** – 1986 – Alte Bauerngärten neu entdeckt. München.
- WOLF, G.** – 1940 – Schleswig Holstein. Erster Band: Haus und Hof deutscher Bauern. Berlin.
- ZAHN, F.** – 1911 – Unser Garten. Leipzig.



Aufnahme 1981: Eingang Bauernreihe, heute Rathaus

Zur Pflege des Weyerbergs und "umzu"

"Am Eingang zum Teufelsmoor, im Tal der Hamme, eines Flusses, der in die Weyser mündet, liegt ein kleiner Sandrücken, der sogenannte "Weyer-Berg", den aber das Volk kurzweg "Op'r Wehe" (auf der Wehe) nennt.

Der höchste Gipfel dieser Düne soll nach Einigen 300 Fuß, nach Anderen nicht ganz so hoch über dem Meeresspiegel liegen. Es ist die höchste Anhöhe weit und breit, und sie ist im Herzogtum Bremen so bekannt, wie der Blocksberg in ganz Norddeutschland. Die Abhänge und sandgewölbten Rücken dieses kleinen Sandgebirges sind in das Gewand eines schönen Kornfeldes gehüllt; den unangebauten Gipfel aber krönt ein kleiner Föhrenhain..." (Kohl 1864, S.225)

Nachdem der Weyerberg lange schon aus dem Zustand und Erscheinungsbild herausgewachsen ist, das für die erste Worpstedter Künstlergeneration zum festen Bestand der Landschaft um Worpstedde gehörte, tritt die Erhaltung und Pflege bei veränderten Nutzungen in den Vordergrund der Tätigkeit.

Die Künstler entdeckten in Worpstedde und seinem Umland eine für ihr Verständnis romantische und monumentale Landschaft, die trotz – oder gerade ihrer kleinbäuerlichen Armut wegen – harmonische, soziale Lebensbedingungen, zumindest für den Betrachter, suggerieren ließ. Alle materiellen, landschaftlichen und sozia-

*) aufgezeichnet und ausgearbeitet nach den Ergebnissen eines gemeinsamen Rundganges mit Herrn Hans Hubert im Sommer 1979

Vorbemerkung und Ergänzung (1989)

Die Überlegungen zur Pflege des Weyerberges aus dem Jahre 1979 haben sich weitgehend bewährt und können wohl noch längere Zeit Anwendung finden. Zu den alten Fragen sind einige neue hinzugekommen.

Mais und Gülle:

Die schwierigste davon ist der Bewirtschaftungswandel. Wurden vor 10 Jahren neben kleineren Maisanbauflächen noch Winter- und Sommergetreide, Futterrüben und Kartoffeln angebaut, so dominiert heute der Futtermais – im Herbst zweieinhalb bis drei Meter hoch, und man sucht dann den endlosen Himmel über Worpstedde vergeblich. Und zum Futtermais gehört auch immer die Gülledüngung und entsprechende Herbizid-Einsätze. Obwohl diese Wirtschaftsweise – trotz augenscheinlicher Massenerträge – kontraproduktiv ist, nutzt es wenig, mit Auflagen vorzugehen. Auf der einen Seite setzt sich die Einsicht – wenn auch langsam – durch, daß die propagierten Intensivierungen im besten Falle ein Geschäft für die Produzenten und Verkäufer von Düngern, Giften, Pharmamitteln, Kraftfutter, Ställen und Maschinen ist, nicht aber für die Bauern. Da die Stiftung Worpstedde einige Parzellen auf dem Weyerberg in Besitz hat, könnte sie versuchen, neue Pachtverhältnisse mit Absprachen über die Bewirtschaftung abzuschließen und damit Beispiele für eine pfleglichere Bodennutzung ermöglichen.

len Phänomene entsprachen dem anspruchsvollen, stadtlüchtenden und tendenziell kulturkritischen "Geschmack" des Jugendstils. An der Wahrnehmung der Künstler spiegeln sich hier ihre Erfahrungen, Suggestionen und Wünsche wieder. "Sumpf, Heide und Sezession" (vgl. E. Bloch, Geographica II) samt den sozial-ökonomischen und produktiven Bedingungen ihrer primär-produktiven Nutzung (Torfbau und Landbau) waren adäquate Stimulanzien künstlerischer Produktion.

Die Zuwanderer trafen auf eine "quasi-natürliche" Landschaft, die aus dem Arbeitsprozeß der Bauern, Fischer und Torf-Bergleute entstanden war und durch eine gleichsinnig wirkende Tätigkeit stabil gehalten und dadurch auch erhalten wurde. Die kleinbäuerliche Struktur, die geringe Produktivität des Naturmoments, die wiederum eine hilfsmittel- und kapitalextensive Bewirtschaftung mit langsamer und ausschließlich kleinräumig-punktueller Veränderung verursachte, stellten gemeinsam die Voraussetzungen für das Interesse und die Entdeckung durch die Künstler her.

Diese trafen daher nicht auf ein "Naturschutz- oder Landschaftsschutzgebiet", sondern auf eine durch die den Bewohnern angemessene Nutzung und Nutzbarkeit der Naturausstattung hergestellte Landschaft; und diese Landschaft war eine im Sinne heutiger landschaftspflegerischer Argumentation – devastierte und zerstörte Landschaft. Dieser Prototyp des "Landschaftsschadens" als Veränderung der Naturbasis und 'Verringerung' der naturbürtigen Produktionsvoraussetzungen durch extensive Nutzungen steht ästhetisch ganz in der Tradition der 'romantischen' Landschaft. Von der Heide mit einigen Eichenkratts und kleinen Beständen von Buchenniederwäldern ist nichts geblieben. Die Heide ist mit dem Einzug von Technik und Chemie in Acker umgewandelt worden. Der Buchenniederwald ist aus Stockausschlag zum Hochwald – der allerdings keinem Holzwirt Eindruck machen würde – durchgewachsen, Eichenknicks sind zu stattlichen Hecken emporgewachsen und die steileren Hangpartien sind in der Auf- forstungseuphorie der 20er und 30er Jahre sowie der Nachkriegszeit mit zum Teil schlechtwüchsigen Kiefernbeständen aufgeforstet worden, denen in den 50er und 60er Jahren auch noch ein buntes Sammelsurium von anderen Nadelhölzern und der so "beliebten" Roteiche zugesellt wurde. Eine prächtige Kiesgrube, die mit ihren Rand- und Restflächen wieder zu einem Stück "Wildnis" beiträgt, ein ob- skurer Hochwasserbehälter mit sogenannter landschaftlicher Einbindung und der in die Kiefernauflorungen am Südhang "gepackte" Villenvorort runden eine kurze Beschreibung der heutigen Nutzungen und Elemente ab. Neben den flä- chig und lokal gebundenen Nutzungen und Nutzungsanforderungen treten in der Nachfolge der ersten Künstlergeneration externe Ansprüche an Nutzbarkeit und Erscheinungen des Weyerberges auf (Tourismus). Und dieser touristische An- spruch, dem sicher auch ein Teil Worpstedter Aktualität im Kunstgeschehen und –markt zu verdanken ist, sorgt lokal für Maßnahmen und Interpretation zur "naturgetreuen" Erhaltung – oder was man dafür hält. Kennzeichnender müßte man dieses Bemühen um eine wirksame Erhaltung und/oder Gestaltung des Weyerberges, die Suche nach dem Modell und Idealbild der touristischen Erwar- tungen an die "Landschaft Worpstedes" nennen: eigener Spaß, Werbung, "heiliger" Berg, Repräsentation und vieles andere vermischen sich zu einem kaum entwirrbaren Knäuel an Erwartungen, Vorstellungen, Träumen und Vorlieben.

In dieser Situation ist es wichtig eine Übereinkunft zu treffen, die den Weyerberg aus heutiger Sicht definiert und daraus die erforderlichen Mittel und Techniken ableitet. Dies soll in Form einer Diskussion versucht werden.

Geht man davon aus, daß, wie bereits kurz skizziert, weder ein historisch animierender Zustand besteht, noch nachhaltig herzustellen und aufrecht zu erhalten ist – kann es keiner großen Überredung bedürfen, von der vorhandenen Erscheinung auszugehen und daran Urteile anzuknüpfen. Wir möchten unsererseits einige Positionen formulieren, um damit die Diskussion zu forcieren. Wir werden dabei versuchen, die Argumente und die Begründungen zu präzisieren und den Aspekt der Sicherung, Pflege und Nutzbarkeit des Weyerberges sowohl lokal wie extern-touristisch zu betonen. Dies heißt natürlich auch die Mittel und Techniken zu nennen, die nachhaltig die materielle Erscheinung und Nutzbarkeit bzw. die Information der Nutzbarkeit von den bereits angewachsenen Investitionen und der damit gegebenen Naturausstattung herstellen lassen.

Flächig definierte Nutzungen: Flächen und Grenzen

Was ist, oder was ist noch spannend am Weyerberg?

Der offene Hügel ist umfangreich auch auf der Hochfläche bewaldet worden. Dies wurde – man höre und staune – auch landschaftsästhetisch begründet. Der "deutsche" Wald wird also gegen die offene Heide bzw. den offenen Acker gestellt; – sicher auch ein romantisches Vorbild. Doch die kleinen norddeutschen Geestberge werden durch viel Wald nicht nutzbarer. Umgekehrt sollte man so argumentieren: die flächig offenen Nutzungen, wie Acker, Wiese, Weide, sind Vorbedingungen der Übersehbarkeit. Und diese Übersehbarkeit ist ohne großen Aufwand an Fläche zu differenzieren und zu variieren durch schmale, dünne Wald- oder Heckensäume, die gleichzeitig den berühmten kiemstedt'schen Randeffect herstellen. Dieser Randeffect, der von der Gliederung zwar richtig beobachtet, aber sonst schlecht oder falsch begriffen wurde, ist dadurch gekennzeichnet, daß an den Grenzen verschiedener Nutzungen die Nutzungsbindungen nachlassen und damit nutzungsoffene Orte und Zonen übrig bleiben. Rand heißt damit einmal Nutzungswechsel und Erschließungsintensität; heißt landschaftsarchitektonisch auch Überblick und abschließende Grenze, flächig definierte Nutzung und Rand mit Erschließung und Platz. Es ist daher nicht angemessen, die landwirtschaftlichen Nutzflächen zu reduzieren, vor allem zu Gunsten von waldartigen Flächen (z.B. die Anpflanzung zwischen Eiler'schem Gehölz und Niedersachsendenkmal); dies bedeutet hier Verlust an Differenzierung, Nivellierung der Topographie und der verschiedenen Nutzungen. Rand mit Erschließung bedeutet die Sicherung und auch ästhetische Erkennbarkeit eines Spielraumes an nutzbarer, begehbarer Fläche. Um es von der Wirkung und der Erwartung ausgehend zu formulieren: landwirtschaftliche Nutzungen, die gleichzeitig die Offenheit garantieren und auf Dauer nicht ohne weiteres zu erhalten sein werden, lassen den praktischen Nutzen erkennen und vieles sehen, erzählen, vermitteln. Die Wege sollten unperfekt sein, die Erschließung der Nutzflächen sichern und nebenher für den Spaziergang genutzt werden können: – also weder "Grüner-Plan-Weg", noch "Bundesgartenschau-Promenade". Knicks, Hecken und Wald sollten und müssen nicht nach forstwirtschaftlichen Gesichtspunkten bewirtschaftet werden. Formen der nieder- und mittelwaldartigen Pflege mit kleinräumigem Bestands-

und Alterswechsel schaffen einen Wald, dem die "Extensivnutzung" anzusehen ist und der deshalb auch als Freiraum begriffen werden kann. Insgesamt ist dabei den Spuren der Nutzung, der an jedem Weg ablesbaren Differenzierung der Nutzungsintensität nachzugeben. Einschränkungen (z.B. durch Zäune) der fließend markierten Grenzen zwischen Erschließung und Flächennutzung reduzieren psychologisch, informativ (ästhetisch) und real die Erfahrung und den Umgang mit dem Weyerberg: man stößt sich unnötig daran.

Elemente: Aufrechterhaltung und Pflege

Generelle Hinweise auf die Nutzungselemente, deren Kombination und Erscheinung/Ausstattung in ihrer Bedeutung für die Wahrnehmung und Erfahrung, machen notwendig, daß auch einige Hinweise auf die Mittel und Techniken zur Stabilisierung nutzungsabhängiger (also kulturbedingter) Landschaftselemente gegeben werden. Dabei ist zu unterscheiden zwischen der Stabilisierung (Instabilität) durch die Nutzung: zeitliche "Disharmonien" treten bedingt durch Unternutzung, Übernutzung und Nutzungswandel auf. Wenn das Prinzip der Nutzflächenverteilung (Erschließung, Acker, Grünland, Gehölz, "Rest"- Flächen) entschieden und beeinflussbar ist, sollte man nur geringe Aufmerksamkeit an das Detail verwenden. Solch unnötige Aufmerksamkeit – eine Art "Präsentierteller-Aufmerksamkeit" – erhebt variable, veränderbare und durch kleinräumige Nutzungsdifferenzierungen bedingte Bereiche zu endgültig festzuhaltenden, gleichmäßig erscheinenden, aseptischen Randbedingungen. Damit werden die für jeden lesbaren Spuren verwischt und aufgehoben – eine Nivellierung findet statt und das auf Kosten der Wahlmöglichkeiten und der verschiedenen Orte und Gelegenheiten. Zäune, gemähter Rasen oder auch die Benutzung absichtlich beeinträchtigender Pflanzungen von Vorgartenvegetation (Latschenkiefern am Niedersachsenstein, Abpflanzung der Wege zu den Waldflächen) sind Ausdruck des Strebens nach unangetasteter Demonstration, die im Widerspruch zur örtlich gebundenen Freiraumnutzung ebenso steht, wie zur Erwartung der Wochenend- und Ausflugstouristen. Diese Anklänge an städtische Attraktionen wirken auf dem Weyerberg doppelt ärgerlich und verhindern die vertraute – im sozial-historischen Kanon – eingebettete Stadt/Land-Kontrasterfahrung. Wenn die prinzipielle Verteilung von gebundenen und offenen Nutzungen geklärt ist – aktuell könnte man den Zustand der Verteilungen mal als eine pragmatische Art der Entscheidung betrachten und daran weiterdenken –, dann ist aus dem Spielraum, den die Nutzungen an Intensität und Extensität sowie dem jahreszeitlichen Wandel des Spielraumes und der "akzeptierenden" Einschränkungen notwendig machen, eine unperfekte, offene Festlegung abzuleiten. Disziplinierungen, rationalisierte Einschränkungen verhindern einerseits die probende und damit spannende, mit Interesse nachvollzogene Wahrnehmung. Sie reduzieren andererseits auch die von der Nutzungsintensität oder der randlich in Übergangszonen ausgebildeten Differenzierung, die die nutzungs-offenen Freiräume "signalisiert". Solcher Übernahme von begriffener, gleichzeitig vom aktuell variierenden Platzanspruch auszuwählender Zonierung mit Übergangsbereichen fehlt die demonstrative Ordentlichkeit, die damit gleichzeitig, wenn auch in anderer Ausstattung, die historisch begründete Erwartung an eine extensiv genutzte Landschaft erfüllt. Sie ist trotz der erkennbaren Nutzungsgliederung in den Grenzen unperfekt und in der Ausstattung unvollständig, somit improvisierbar, aneignungsfähig, nutzbar.

Vegetation als Instrument der Erscheinung (Ästhetik) und der Nutzung (Information)

Wenn die "Romantik" der Entdeckerzeit über die ästhetische Wahrnehmung zu begreifen ist, dann gilt dies auch heute unter veränderten Bedingungen. Die Information finden wir in der Vegetation, indem unsere Erfahrungen erkennen lassen, welche Erscheinungen die Verhaltensmöglichkeiten beschreiben. Absichtliche, willkürliche Eingrenzungen des Bewegungsspielraumes treten ebenso störend auf wie unbegründeter Pflegeaufwand. Der Mährasen des Vorgartens auf dem Weyerberg ist eine ärgerliche Sache, ebenso wie die Nachahmung von Lataschen-Gebüsch (Krüppelkiefer) aus den Hochalpen. Die Vegetation, die sich bekanntermaßen an die Einflüsse der Nutzung anpaßt, Wege erkennbar macht, Gewohnheiten ablesen läßt, die investierte Arbeit und damit die Bodenrente, den Aufwand zum wirtschaftlichen Ertrag oder aber den fehlenden Arbeitseinsatz und die geringe Bodenrente offensichtlich macht, ist das wichtigste Mittel zur Differenzierung der räumlichen Erscheinungen und Nutzung. Dabei kann man davon ausgehen, daß in allen, ohne direkten wirtschaftlichen Ertrag genutzten Flächen – also den "Frei-Flächen" – keine Arbeit, oder nur minimale Investitionen geleistet werden, die notwendig sind, um offensichtliche, punktuell auftretende Mängel der Nutzbarkeit zu beseitigen. Die damit verbundene, nutzungsabhängige, quasi-natürliche Vegetationsentwicklung ist Träger der Information von nutzbarer, offener, "natürlicher" Landschaft, weil die fehlende Bewirtschaftung und Pflege als Nutzbarkeit begriffen wird.

Pflegeanforderungen

Wege

Die Wege sind in der jetzigen Form akzeptiert. Sie sind nicht zu akkurat, nicht zu perfekt. Das Prinzip der randlich nicht begrenzten "Sandwege" sollte beibehalten werden.

Wiese

Gräserflächen, wie vor dem Niedersachsenstein, benötigen keine besondere Pflege (Schnitte). Die *Agrostis tenuis* (Straußgras-Rasen) haben eine geringe Massenproduktion und stellen auch ohne Pflege (Schnitt) und bei vorhandener Trittbelastung relativ stabile Pflanzengesellschaften dar. Dies ist auch bei evtl. Neusaaten zu berücksichtigen. Die Wegränder sollen nicht gemäht werden, damit der Weyerberg nicht den Eindruck eines städtischen Parkes hervorkehrt, sondern den der bäuerlichen Kulturlandschaft, die dem Touristen die Kontrasterfahrung Stadt/Land ermöglicht. Zudem siedeln sich an den ungemähten Wegrändern eine Vielzahl der verschiedensten Arten von Gräsern und Stauden an, die sich durch das Mähen nicht entwickeln können. Es verbleibt ein artenarmer Rasen: eintönig, langweilig und deplaziert. Bereiche, die frei und offen sind, sollten nicht bepflanzt werden, sondern als Ruhe- und Verweilzonen erhalten bleiben (z.B. Bereich Eilersches Gehölz).

Hecken

Morphologische Grenzen, kleine Terrassenränder (Böschungen) wachsen selbstverständlich mit Gebüsch auf. Diese wurden historisch regelmäßig zur Holznutzung geknickt und damit gleichzeitig verjüngt. Da der "Knick" nicht mehr erfolgt, wachsen Hecken zu Baumreihen durch. Beide lassen aber erkennen, daß zur räumlichen Gliederung keine üppigen Breiten, sondern nur schmale "Säume"

benötigt werden. Geschnittene Hecken sollten als Element hof- und hausnaher Abgrenzungen die Ausnahme bleiben. Vielleicht ließe sich die neugepflanzte Hecke am Reitweg, wenn sie gestärkter ist, als durchgewachsene Hecke weiterziehen und evtl. als strauchige Abgrenzung belassen, die ja auch transparent bleibt und Durch- sowie Ausblicke ermöglicht, – oder aber als Knick pflegen.

Wald

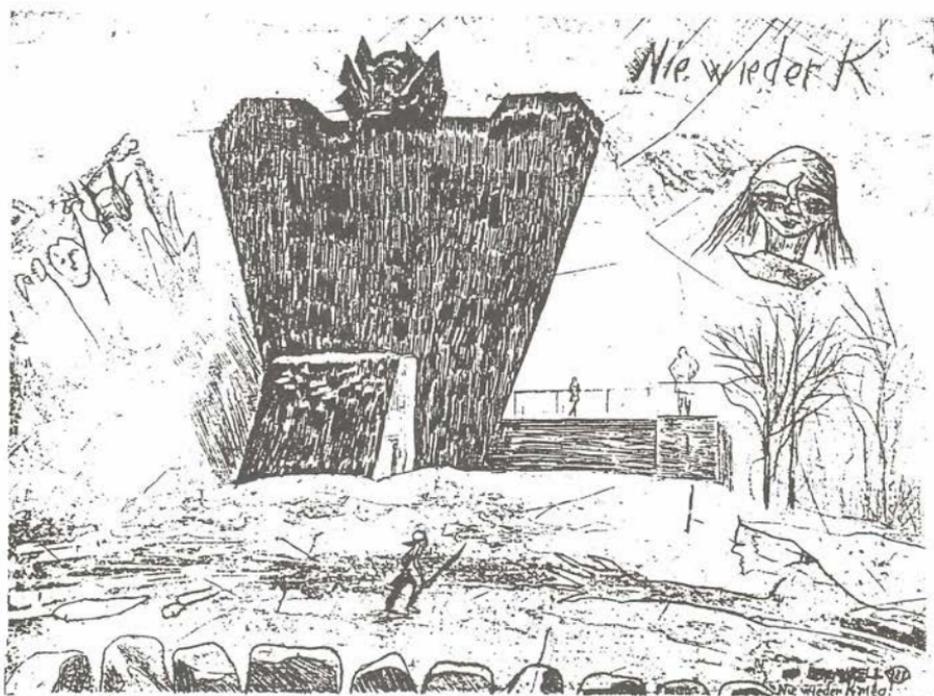
Der Wald ist eine nachhaltig wirksame Nutzung mit stark variierender Erscheinungsform. Dieser altersbedingte Wandel macht eine besondere Pflege/Bewirtschaftung notwendig, wenn auf den kleinen Waldflächen die unterschiedlichen Altersstadien vorhanden sein sollen. Dies ist unseres Erachtens wichtig, damit der Wald den Eindruck des extensiv bewirtschafteten, an die bäuerliche Nieder- und Mittelwaldwirtschaft erinnernden Waldes macht. Die Gesichtspunkte der Pflege bzw. der Eingriffe sind auf die Herstellung eines Waldbildes gerichtet, das der Forstwirtschaft ein Dorn im Auge ist: kleinflächiger Wechsel von Baumarten und Alterszusammensetzung, Jungwuchs und Dickungen neben Altholz und Verlichtungsbeständen, – das Nebeneinander von Bäumen mit "guten" Stämmen und "schlechter", d.h. knorriger Stammqualität, von Vorwüchsen (Protzen) und solitär gewachsenen Bäumen. Alte Bestände sind möglichst lange zu erhalten. So haben alle Maßnahmen das Ziel, die Vorhandenen möglichst lange zu erhalten und Verjüngungen erst dann vorzunehmen, wenn es nicht anders geht – aber früh genug. Diese Verjüngungen sind immer als Naturverjüngungen durchzuführen, weil dann auch wirtschaftlich verdrängte Baumarten (Birke, Aspe) wieder in die Bestände hineinwachsen. – Also keine unnötigen Durchforstungs- und Säuberungsmaßnahmen. Je mehr im Wald steht, um so weniger wird durchgelaufen – um so spannender ist er aber. Wenn Verjüngungen notwendig werden, können sie am jetzigen Bestand kleinflächig durchgeführt werden. In Bereichen mit starker Besucherfrequenz und entsprechender Oberflächenverdichtung durch Trittbelastung, wo nach Abgang der Altbäume keine Regeneration erreichbar ist, sollte eine kleinflächige Gatterung durchgeführt werden. Die Gatterflächen dürfen die Maße 10 x 10 m bis 20 x 20 m nicht überschreiten, weil sonst "verschlossene Bereiche" hergestellt würden. In jedem Fall sollten Durchgänge und Abkürzungen nicht zugepflanzt werden.

Einige Gebiete mit hohem Anteil an "Importarten" (Roteiche, Traubenkirsche, Fichte, Lärche etc.) sollten so bearbeitet werden, daß der Anteil dieser stark verdrängenden oder "waldästhetisch" struppigen Arten (Roteiche besonders, aber auch Traubenkirsche und Lärche) zurückgedrängt wird und die standörtlichen Holzarten (Stieleiche, Buche, Aspe, Birke), die sich in Teilbereichen bereits stark angesiedelt haben – aber unterdrückt bleiben – gefördert werden. Hier wird die allmähliche Umwandlung auch jüngerer Bestände (Gehölzstreifen zwischen Sandkuhle und Wanderweg), unsachgemäßer Aufforstungen zu standortentsprechender, naturnaher Holzartenzusammensetzung empfohlen, weil dies zur Zeit leichter ist, als in Altbeständen der "Importkulturen". Man sollte zum Prinzip erheben, daß in der Regel keine Pflanzungen vorgenommen werden, sondern die natürliche Bestands- und Waldentwicklung unterstützt und nach den o.g. Kriterien korrigiert wird. Für den Berghang am Denkmal schlagen wir eine truppweise (kleinflächige) Niederwaldbewirtschaftung vor, die den Ausblick vom Niedersachsenstein ins Moor und die Hammeniederung offen läßt. Dies sollte so durchge-

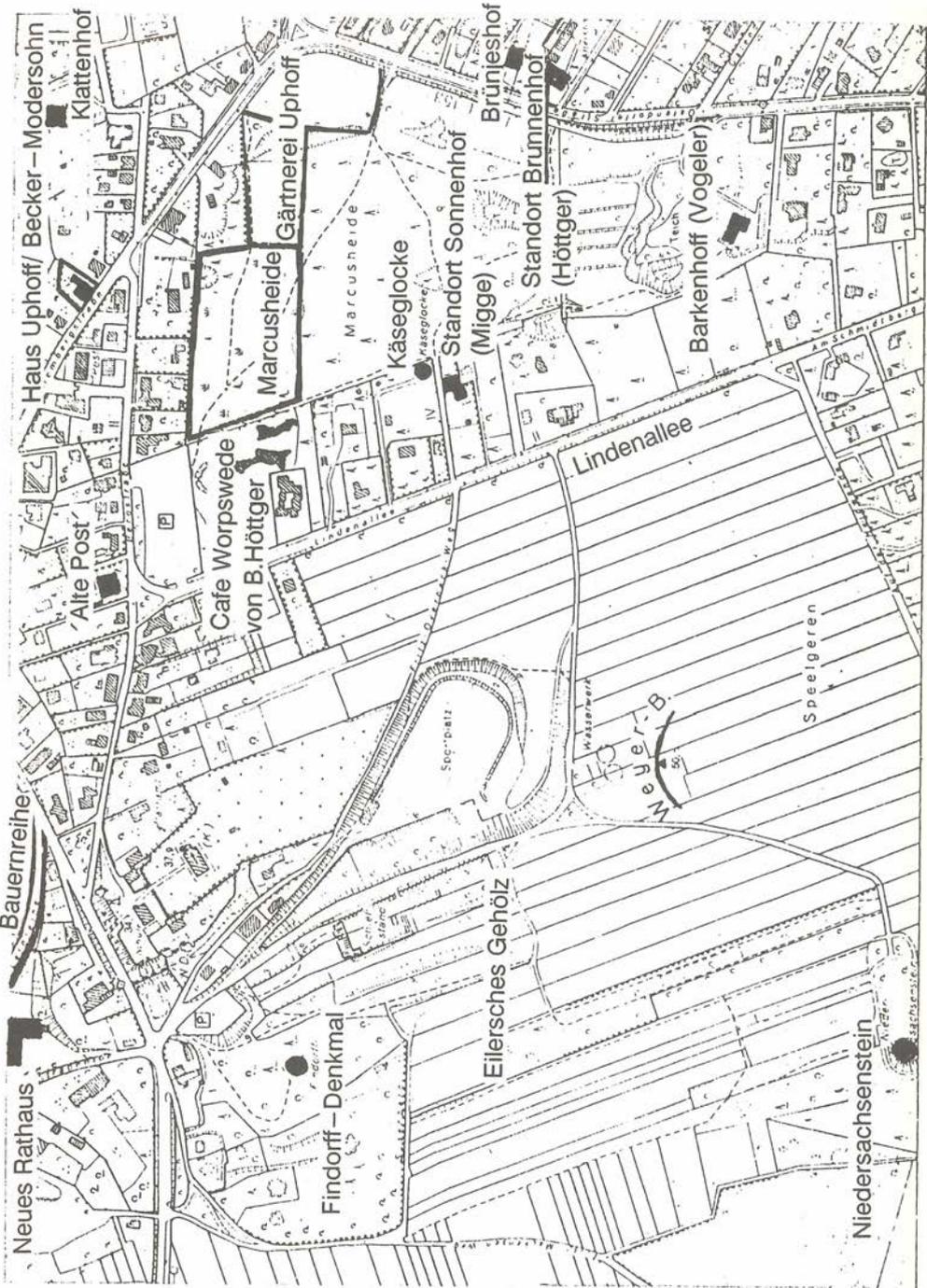
führt werden, daß bis auf einige durchwachsende Überhalter regelmäßig die Bäume bzw. strauchartigen Baumbestände, die in das Blickfeld wachsen, auf den Stock gesetzt werden. Von dieser Pflege wird die Eiche, die das größte Ausschlagvermögen aufweist, gefördert. Um keine offenen, unbewachsenen Stellen zu erhalten, ist deshalb die Eiche als günstigste Art für eine Niederwald- "Bewirtschaftung" zu fördern. Insgesamt sind Buche und Eiche die günstigsten Baumarten für die Waldflächen, weil beide Arten eine lange Lebensdauer haben und somit über längere Zeiträume stabile Bestände herstellen können. Standortfremde Holzarten – evtl. bis auf die Kiefer (*Pinus sylvestris*) – sollten nicht eingebracht werden; die vorhandenen sind deshalb behutsam und langfristig wieder zu entnehmen. Das gilt auch für die Arten mit anspruchsvolleren Standortansprüchen. Wenn Gehölze eingebracht werden sollen, empfiehlt sich eine sehr dichte Pflanzung mit standortholden Arten. In der Regel ist für solche Pflanzungen Jungware in Forstpflanzenqualität einzusetzen.

Soweit und soviel zum "heiligen Berg" Worpswedes – dem Weyerberg. Wir hoffen, daß wir mit unseren Ausführungen einigermaßen klarmachen können, was er nicht sein kann und auch nicht sein soll: nicht Urwald und auch kein Bürgerpark –, sondern ein Stück Kulturlandschaft, das seine Geschichte nicht verleugnet und auch heute noch spannend zu erzählen weiß – wenn man zuhören kann.

(Anmerkung nach 10 Jahren: die Vorschläge haben sich bewährt.)



Radierung von Pit Morell



Karl Krummacher

aus: *Worpswede und das Teufelsmoor.* *)

Die Dorfstraße, von Kastanien und Buchen fast überwölbt, führt uns im Halbkreis zwischen parkartigen Gärten bald zur Ortsmitte. Kirche, Weyerberg, Gasthäuser und Kunstausstellungen liegen in unmittelbarer Nähe. Bei einem kurzen Aufenthalt versäume man nicht, den Findorffberg zu besteigen. Linker Hand gewinnt man schon nach einigen Schritten einen besonders im Vorfrühling eindrucksvollen Blick auf Kirche und Organistenhaus, solange nämlich noch Dach und Gemäuer durch das Geäst der uralten knorrigen Eichen hindurchschimmern. Es sind selten schöne Bäume, die sich mit den Luftwurzeln an den Abhang anklammern und allen Stürmen Trotz bieten. Demgegenüber ist der Baumbestand des Wäldchens etwas dürtig, aber die Föhren, die den Obelisken, das in seiner Schlichtheit so würdig-schöne Findorffdenkmal beschirmen, bilden einen schönen Abschluß des Platzes, der gelegentlich zu Festreden und Musikvorträgen genutzt wird.

Beim Verlassen des Gehölzes taucht der Heldenhain mit dem Niedersachsenstein vor uns auf. Ein Kranz von Findlingen, den einzelnen Heldensöhnen des Kirchspiels gewidmet, umsäumt den Sockel des von Prof. Hoetger entworfenen Denkmals. Hier kann man die Blicke in der Runde schweifen lassen. Wogende Felder, Heidestrecken, dann weit und breit das Moor und dazwischen allenthalben Waldungen, so könnte man glauben. Aber es sind nur die Kämme und Gehölze zum Schutz der einzelnen Bauernhöfe. Hinter der hell aufblitzenden Hamme steigt die Geest in kaum geschwungenem Umriß empor. Bei leidlich klarem Wetter erkennen wir die roten Dächer von Osterholz und im Südwesten die Türme von Bremen (Ansgari-, Liebfrauen- und Domkirche).

Es ist eigentlich gleich, wohin man die Schritte wendet. Wer die Natur liebt, dem gehen Herz und Augen auf und er erkennt bald: Es sind nicht Einzelheiten, die ihn erheben, auch nicht die Fernblicke, die beileibe nicht mit den großartigen Gebirgsaussichten verglichen werden dürfen, sondern das ganze, das Leben und Weben in der zwar nicht unberührten, aber auch nicht zerstörten, vergewaltigten Natur.

Vom anderen Ausläufer des Weyerberges (dem Schmidtberg im Gegensatz zum Gartenberg) führt ein Fußpfad durchs Kieferngehölz zur Landstraße nach Lilienthal (Bahnhof Worphausen 1 1/4 Stunde). Von der Bergstraße gelangt man, ein fußhohes Gatter übersteigend, in die "Marcus-Heide". Dieses hügelige Gelände mit seinen malerischen Föhrengruppen und Teichschluchten wurde vor langen Jahren von dem verdienten Bremer Bürgermeister Marcus erworben, später aber nach seinem Tode von seiner Gattin allen Naturfreunden freigegeben. Schmucke Landhäuschen liegen meist verstreckt am Waldessaum. Unter ihnen die Siedlerschule "Sonnenhof" von Leberecht Migge. Neben den Kunstausstellungen Ph. Vogeler, H. Seekamp (Inhaber M. Schwarz), Fr. Netzel, H. Saebens und W. Bartsch (Atelier des Malers) bildet der Sonnenhof eine Sehenswürdigkeit. Auf kleinstem Raum zeigt der Garten vorbildlich, was man unter intensiver Bodenkultur und Ertragssteigerung versteht.

*) Sonderdruck aus dem Wanderer, Sonntagsbeilage der Weser-Zeitung Nr. 18/20/21, Bremen 192?

...und aus der Marcusheide

Die vorgenannten Hinweise und Überlegungen haben sich bei der Brauchbarkeits- und Erhaltungspflege des Weyerbergs bewährt. Sie sind in der Arbeit selbst und aus der dabei gesammelten Erfahrung variiert und präzisiert worden. Die Marcusheide ist zwar kein neues Phänomen – aber neu in die Arbeit aufgenommen worden. Neben den Aufforstungen und Aufwüchsen von Kiefer, Eiche, Birke wuchs auf einer kleinen Restfläche vor 20 Jahren noch eine typische Calluna-Heide, wie sie um die Jahrhundertwende für den Weyerberg und weite Teile Nordwestdeutschlands charakteristisch war. Vogelers Postkarte (s. Titelblatt) nimmt die zugehörigen Bestandteile ironisch auf und karikiert die Heide-„Philie“ der Städter.

Wie auch an anderen Orten war vorherzusehen, daß auch die kleine Fläche der Marcusheide vergrast und von Rotem Straußgras und Schlängelschmiele, die die Degradationsphase der Sandheiden ausweisen, dominiert wird. Dieser Wandel der Vegetation ist leicht verständlich, wenn wir uns daran erinnern, daß die Callunaheide ihre Entstehung der Schnuckenweide und der regenerierenden Plaggennutzung verdankt und nur durch die bäuerliche Arbeit erhalten werden kann. Wenn – sozusagen mit städtischer Absicht – ein solcher Vegetationsbestand erhalten werden soll, dann ist eine angemessene Imitation der wirtschaftsbedingten Eingriffe erforderlich. Dies setzt wiederum die Kenntnis dieser Eingriffe voraus.

„Die Heide – Werden und Vergehen einer Landschaft“

Reinhold Tüxen hat aus einer lebenslangen Erfahrung eine eindrückliche Schilderung der nordwesteuropäischen Heidelandschaft und ihre Herstellung durch die bäuerliche Wirtschaft gegeben, aus der wir hier einige Auszüge wiedergeben:

„Diese Erkenntnis, daß die Calluna-Heide oder ein Wacholder-Hain, das letzte Ergebnis menschlicher Raub-Wirtschaft im natürlichen Walde, durch Brand, Beweidung oder Schlag entstanden sind, mag manchen Freunden der Heide-Landschaft schmerzlich sein. Sie braucht es aber nicht, denn die Eigenart dieser Landschaft bleibt dieselbe, ob sie natürlichen oder zusätzlich wirkenden einfachen menschlichen Einflüssen ihr Dasein verdankt.

Auf manchen Heiden weiden noch heute die letzten Herden kleiner dünnbeiniger und zierlicher Schafe, der Heidschnucken, die Fleisch und Wolle erzeugen und äußerst anspruchslos sind, wenn sie auch nicht vom Heidekraut allein leben können. Sie eilen über die Heide, sie stehen eigentlich nie still, sie sind immer in Bewegung und brauchen einen großen Weide-Bereich. Sie knabbern am Heidekraut, äsen die spärlichen Gräser ab und verbeißen jeden Baumkeimling, den Wind oder Vögel als Samen herbeigebracht haben. So erhielten sie seit vielen Jahrhunderten die Heide, die der Mensch ungewollt, ja unbewußt aus dem Walde geschaffen hatte, indem sie seine Rückkehr verhindern.

Eine Heide, die nicht stärker beweidet wurde als nötig war, um die Baumkeimlinge zu vernichten, wurde nie durch den Tritt der Schnucken beschä-

digt. Sie wurde aber alt, und schließlich stirbt dann das Heidekraut eines natürlichen Alters—Todes. Schon im Alter verliert es erheblich an Nährwert, auch für die anspruchslosen Schnucken. Darum wurden früher solche zu alt gewordenen Heiden durch einen sehr wirksamen Eingriff verjüngt: Der Heidebauer schälte die Heide—Narbe ab, er "plaggte" sie ab, um die gewonnene moos— und flechtenreiche Streu für seine Ställe und zum Abdecken von Hausfirsten oder Mieten zu benutzen. Wo eine altersschwache Heide im Vorjahr abgeplaggt worden ist, wachsen ihre Keimlinge jetzt in voller Jugend—frische, und im nächsten Jahre werden sie in reicher Blüte stehen. Wenn eine Heide aber zu tief geplaggt wird, scheinen sehr lange bloße Stellen zu bleiben, die sich mit Flechten—Vereinen (Cladonien) besiedeln.

Die Heideplaggen wurden allerdings nicht gewonnen, um das Heidekraut zu verjüngen und so die Heide als Ganzes zu erhalten, sondern sie wurden vielmehr selbst unmittelbar für die bäuerliche Wirtschaft gebraucht. Auf alten Karten ist nicht selten zwischen zwei Dörfern der Flurname "Streitheide" zu finden. Die Plaggen waren also sehr begeht. Sie wurden auf Wegen, deren Spuren man in angeschnittenen Bodenprofilen immer wieder finden kann, wenn sie auch selbst nun unter der Heide oder späterer Aufforstung oder Beackerung verschwunden sind, von der Heide in die Dörfer und Höfe gefahren, in die Tierställe gestreut und, bereichert um den Dünger, alljährlich auf die nicht sehr ausgedehnten Äcker gebracht, auf denen vor der Einführung der Kartoffel Jahr für Jahr Roggen gebaut wurde. Der Boden wurde auf diese Weise langsam erhöht, weil allerlei Sand den Plaggen anhaftete. Auf diese Weise sind die weiten Plaggenböden entstanden, die in einigen Lagern, z.B. im Emsland, in langen Zeiträumen fast mannhoch aufgewölbt worden sind. Erst die Kunstdünger—Anwendung machte dieser Wirtschaft ein Ende und entwertete die Heide zu Ödland.

Bis dahin war aber die Calluna—Heide, die unbeabsichtigt durch die Verwüstung der ehemaligen Eichen—Birken—, aber auch der widerstandsfähigeren Buchen—Eichen—Wälder entstanden war, durch die Schafweide erhalten. Sie war, durch das Plaggenhauen verjüngt, ein unentbehrliches Glied der früheren Landwirtschaft gewesen.

In der Bronzezeit waren Heideflächen schon weit verbreitet — damals wurden bereits Heideplaggen zum Bau der Grabhügel verwandt — und in der Eisenzeit nahm ihre Ausdehnung weiter zu, und vom Mittelalter bis zum 18. Jh. erreichten sie wohl ihre größte Ausbreitung — als Folge der Waldzerstörung, der Schnucken—Weide und des Plaggenhiebes.

Seit der Jüngerer Steinzeit also entwickelte sich von Holland bis zur Elbe und vom Wiehengebirge bis zur Nordsee und in das mittlere Schleswig—Holstein hinein bis nach Jütland auf den armen, alten Quarzsand—Böden diese eigenartige Eichen—Birkenwald— oder Heidelandschaft und bildete die wirtschaftliche Grundlage der Bevölkerung. Ihre eingespielte Ordnung war nach Einführung des Kunstdüngers sinnlos geworden, so daß die Heide, einst wichtiger Wirtschaftsfaktor, jetzt aber zum Ödland abgewertet, aufgefurstet oder in Acker verwandelt wurde" (Tüxen, R., 1967)

Und wo sie mit städtischer Absicht — die gilt für den NP Lüneburger—Heide ebenso wie für die Marcusheide — im Sinne eines Landschaftsdenkmals erhalten werden

soll, und deshalb der von Tüxen festgestellten Umwandlung und Inwertsetzung entzogen wird, tritt sie jetzt als Problem in Erscheinung. Denn mit den Gräsern treten gleichzeitig auch Keimlinge von Gehölzen in der Heide auf, welche die Wiederbewaldung zu den ursprünglichen Eichen–Birken– oder Buchen–Eichen–Wäldern einleiten.

Wenn die Marcus–Heide eine Heide bleiben soll!

Innerhalb Worpstedes und der Abfolge der Freiräume in Worpstedde, kann die städtische Absicht und damit eine gärtnerische Pflege ja durchaus akzeptiert werden, wenn bekannt bleibt, daß es stadtgärtnerische Arbeit und nicht bäuerliche Wirtschaft ist, die annähernd gut die Heide erhält. Und, daß es im Prinzip ein stadtgärtnerisches "Blumenbeet" ist, was hier hergestellt wird – auch, wenn die Gebrauchseinschränkungen gering bleiben. Die Reaktion der Beobachter–Innen auf die ihnen rabiata erscheinenden Arbeitenden und den Wechsel der Bilder, die Diskontinuität der Erscheinung macht dies deutlich und weist einerseits auf die Erwartung und andererseits auf das verständliche Unverständnis hin. Rufen wir uns kurz die Voraussetzungen der Sandheiden ins Gedächtnis: Wald–schlag– Brennen – Weide – Plaggen. Nachdem die Heide hergestellt wurde, bleibt zur Stabilisierung das Verhältnis Weide–Plaggen zu stabilisieren. Zum Weiden ist die Fläche zu klein. Und es würde bei der Größe (ca. 6 Morgen) wohl auch nicht mit der Freiraumnutzung zusammenpassen. Aber zunächst gehts mal um die Regeneration und nicht die auf längere Zeit stabilisierende Pflege, die die Weide imitieren kann.

Regeneration durchs Plaggen.

Die Entnahme der Pflanzen, des Rohhumus (der akkumulierten Streu) und der obersten humusreichen Bodenschicht – d.h. Plaggen – schafft ein Keimbett für *Calluna*. Das gewonnene Substrat wird heute nicht mehr zur Einstreu gebraucht und deshalb kompostiert (wäre ja statt anderer Mittel – Torf etc. – auch vorzüglich für die Azaleen– und *Erica*–Kultur). Nach diesem Vorbild wurde im Spätherbst 1987 eine Teilfläche der vergrasteten Heide sorgfältig mit einem Schaufellader "geplaggt". Bei größeren Flächen ginge das wohl noch besser mit einem varierten Siebkettenroder. Dann wurde die Fläche geeeggt, um eine passende Oberbodenrauhigkeit herzustellen, und mit *Calluna* angesät. Das Saatgut wurde vor Ort gewonnen, indem Heidekraut gemäht und geworben wurde. Der Erntezeitpunkt bemißt sich nach der Samenreife und vor der Öffnung der Samenkapseln – etwa in der zweiten Novemberhälfte. Das Heidekraut wurde etwa zur gleichen Zeit auf die vorbereitete Saatfläche gleichmäßig aufgebracht. Die Saatgutmenge entsprach etwa 10kg/ha (1g/qm). Das ist sicher sehr üppig und reduzierbar, wenn größere Flächen anzusäen sind. Denn in den Rinnen der Eggenzähne liefen die Samen wie "Haare auf 'm Hund" auf. Im Jahre 1988 standen im Sommer zwischen 50–200 Jungpflanzen auf dem Quadratmeter, so daß jetzt wieder eine üppige Heide und Heideblüte erwartet werden kann.

Ein Experiment

Ein Teil der Fläche wurde gemäht und das Mahdgut entfernt. Die Heide – schon zu alt zur Wiederbestockung – blieb aus und die Gräser wurden noch besser gefördert. Ein solches Experiment – Ausprobieren, was nicht geht – macht aber deutlich, daß zur Regeneration gealterter Heiden das "Plaggen" unumgänglich ist.

Zur Pflege bzw. Imitation der "Weide"

Früher wurde die Heidesense eingesetzt, um überalterte Calluna-Bestände zu regenerieren, wenn die Weidenutzung unterlassen blieb. Dabei wurden auch aufkommende Gehölze verringert. Da ohne Weide die Alterung der Heide schneller voranschreitet, werden solche Wintermahden – evtl. mit Gewinnung von Saatgut verbunden – alle drei bis fünf Jahre durchgeführt werden müssen. Und aller Voraussicht nach wird trotzdem ein neues "Plaggen" nicht erst – wie in der bäuerlichen Wirtschaft mit Schafweide üblich – nach 15 – 25 Jahren, sondern schon nach 10–15 Jahren erforderlich werden, wenn man sich dann noch daran erinnert und die Absichten des "demonstrativen Aufwandes" sich nicht geändert haben und z.B. eine sogenannte "bunte Blumenweide" dann für wichtiger gehalten wird.

Die Baumbestände ums Cafe Worpswede, Kunstschau und Roselius-Museum kommen langsam ins Altersstadium, so daß für Ergänzungen gesorgt werden muß. Sorgfältig sollten hier Jungbäume nachgepflanzt werden, die in 20 oder 30 Jahren dann die "tragende" Rolle übernehmen können. Das scheint nach unserer Beobachtung auch für viele Altbäume (insbesondere Eichen und Linden) in Worpswede nötig zu sein. Die nächste Baumgeneration muß jetzt gepflanzt werden, wenn das baumreiche Worpswede auch in Zukunft diesen Reichtum erhalten will.

Hülbusch, K.H., Knittel, J., Pietsch, H., Platz, D., Tiemann, J. u. Vetter, C.A. – 1982 – Naturausstattung des Panzerübungsplatzes im Westteil des Naturschutzparks Lüneburger Heide. (Hier: Kapitel 3.5: 36–44 und Kapitel 12: Rekultivierungskonzepte: 189–198). Manuskript. Kassel.

Preisung, E. – 1969/70 – Zur Erhaltung und Wiederherstellung von Heideflächen im NSG Lüneburger Heide unter besonderer Berücksichtigung des Birkenaufwuchses. Nieders. Landesverw.amt – Naturschutz und Landschaftspflege. Hannover.

Tüxen, R. – (1969) 1973 – Zum Birkenanflug im Naturschutzpark Lüneburger Heide. In.: Mitteilungen d. flor.-soz. Arbeitsgem. NF 15/16. Todenmann/Göttingen.

Tüxen, R. – 1967 – Die Lüneburger Heide – Werden und Vergehen einer Landschaft. Rotenburger Schr. 26: 3–51. Rotenburg/Wümme.

Maisfeld Weyerberg
Marcusheide



Polemische Thesen zum Hamme–Projekt

Es war im Jahre 1973 als die Gesellschaft für Landeskultur Bremen^{*)} im Auftrag des niedersächsischen Landwirtschaftsministeriums das "Teufelsmoor– Gutachten" der Öffentlichkeit präsentierte.

Ziel des Gutachtens sollte die 'Lösung' der wasserwirtschaftlichen Probleme im Teufelsmoor/Hammeniederung sein.

Die angebotenen Mittel, dieses Ziel scheinbar zu erreichen waren: Bau eines riesigen, gepolderten Sees und alle nur erdenklichen Freizeiteinrichtungen (städtische Attraktionen aufs Land) mit der Konsequenz der Zerstörung bäuerlicher Nutzungen und großer Teile alter Kulturlandschaft.

Doch die Bürger waren "hellwach". Mit vereinten Kräften – eine Bürgerinitiative formierte sich, initiiert von den "Freunde Worpstedes" und getragen von einer breiten Öffentlichkeit – wurde das Projekt gestoppt und verlandet. In diesem Kontext formulierten wir unsere polemischen Thesen zum Hamme–Projekt:

Es entbehrt nicht einer gewissen Komik, wenn die Heilung von Krankheiten durch den Tod des Patienten als vollendete Handhabung der Heilkunst gelten würde. So ungefähr aber gebärden sich die Argumente aus dem Gutachten zum Hamme–See, das dem Forschungsanspruch leider nicht gerecht wird. Die Wasserwirtschaft liefert – wenn es hoch kommt – Technik; die Freizeit– und Landschaftspflege Flickwerk; die Agrarplanung Scheinwerk, und die Planung generell übt sich in der Rolle des Unwissenden, des Erfüllungsgehilfen, der glauben machen möchte, daß das sogenannte Gute zu wollen auch schon dazu führe, vor–ausgesetzt man glaubt nur fest genug daran. Eine neue Erlösungsreligion?

Nun, es wird schwer sein, einem Bauern glaubhaft zu machen, daß sich seine Existenzbedingung bessert, wenn man ihn, bzw. seinen Arbeitsplatz ersäuft und dafür mit einem – wenn er Glück hat – der 100 Dienstbotenplätze beim Ferienhotel COSTA HAMMETA entschädigt. Als Gesellschafter der Freizeit GmbH & Co. KG, in die er nach der vorgegebenen Schätzung je ha/2.500, – – DM einbringt, erhält er natürlich eine 10%ige Verzinsung = DM 250, – – je Jahr/ha. Das macht bei 3.000 ha (das ist der Flächenbedarf 60 voll funktionsfähiger Vollerwerbsbetriebe von je 50 ha Betriebsgröße) DM 750.000, – – pro Jahr. 60 Vollerwerbsbetriebe würden dagegen ein Arbeitseinkommen von ca. DM 1.800.000, – – /Jahr erwirtschaften – mindestens –. Und noch unmöglicher dürfte es sein, den Verlust einer – wenn auch nicht üppigen – dafür aber wirtschaftlich abgesicherten Existenz schmackhaft zu machen durch die Chance, einen unqualifizierten Arbeitsplatz in der unsicheren Hochkonjunktur zu erhalten.

Abgesehen von diesen Widersprüchen ist nicht einzusehen, warum ein Problem nur durch den Exitus des Patienten – Todesursache: Ersäufen – lösbar sein soll. Oder verspricht man sich vom Tode Erfolge, die im "Gutachten" verheimlicht werden?

*) GFL

Ob es leichter ist einer Bremer Familie klar zu machen, warum sie für eine Nutzung, die jetzt kostenlos ist, in Zukunft mindestens DM 3,50 pro Kopf ausgeben muß, die zur Verzinsung der baulichen Anlagen benötigt werden, sei hier auch angesprochen. Fünf Köpfe mit Mengen- und Kinderrabatt machen DM 10,- – für Himmel und Erde aus. Was dazu kommt, muß gesondert honoriert werden. Und damit es nicht zu volkstümlich wird, werden auch Preise für die Reichen gemacht. Auf soviel Platz für nur 0,25% Bremer ein Wochenendhaus machts möglich. Die Exklusivität und der Gewinn bleiben gewahrt. Und zum Segeln, für immerhin schon 2% Bremer, eine Riesenpfütze.

Damit dies möglich ist, wird auch ein Angebot für die Vielen, die übrig bleiben, nicht vergessen. Denn sonst könnte man die Aktion weder begründen noch bezahlen. Das ist wie beim Penthouse, dem Einfamilienhaus auf dem Hochhaus. Ohne Füllmasse – das sind die Bewohner vom 2. bis X-ten Geschoß – läßt sich diese, heute so vornehme Wohnsituation, nicht verwirklichen.

Auch hier wird der Patient betrogen. Sicherlich sind in einer agrarisch genutzten Landschaft die Flächen überwiegend durch die Agrarnutzung besetzt. Besonders in den Grünlandgebieten mit geringerer Intensität, die bei Neben- und Zuerwerbslandwirtschaft zusätzlich vermindert ist, fallen viele Flächen an, die für den Erholungssuchenden benutzbar sind. Und der wesentliche Anreiz, die Kontrasterfahrung zur Lebens-, Arbeits- und Produktionssituation der Stadt besteht in jedem Falle. Ein Freizeitpark verlegt städtische Attraktionen auf's Land – betrügt und animiert die Erwartungen von Erholung.

Das macht den nächsten Einwand nötig. Es besteht gerade in Bremen ein sehr typisches Stadt-Land-Verständnis, das sowohl sozialhistorisch wie sozial-psychologisch abgesichert ist. Doch die gesellschaftliche Geschichte, die die persönliche Existenz der Betroffenen ausmacht, wird nicht einmal erkannt, geschweige denn berücksichtigt. "Der Erste hat den Tod, der Zweite hat die Not, der Dritte hat das Brot". Sanierung auf dem Lande ist identisch mit Sanierung in der Stadt. Die aufgehobene Bedrohung der wirtschaftlichen Existenz wird durch Umwidmung erneut in Gang gesetzt. Ostertor und Hamme-See sind zwei Programme, die von der gleichen Überlegung ausgehen: daß sich die Geschichte hier besser in Geld umsetzen ließe: bleibt die Frage, für wen?

Leute, die nicht über Kapital verfügen, können bekanntlich nicht investieren – und wer nicht investiert, hat auch keine Gewinne – klar! Die mit öffentlichen Mitteln in Höhe von DM 60.000.000,- – zu bezuschussende Sanierung der Hammeniederung kann also nur wirtschaftlich verwerten, wer Geld hat, um es – wie es so schön heißt – zum Wohle der "Bevölkerung" erfolgsträchtig anzulegen. Damit ist sogar das Bruttosozialprodukt – Gradmesser für das Maß der Unterentwicklung, je höher das Bruttosozialprodukt, um so höher ist die Abhängigkeit vom Erwerb – zu erhöhen. Doch das ist eine betrügerische Zahl, so lange nicht die Verteilung des Sozialproduktes aufgeschlüsselt wird. Wenn lokal kein Investitionskapital zur Verfügung steht, wird es importiert werden müssen. Da die Investition an Verzinsung gebunden ist, die um so sicherer und höher ist, wenn öffentliche Subventionen (man nennt das auch Infrastrukturinvestitionen) das Risiko und die unrentierlichen Kosten senken, wird der wirtschaftliche Ertrag an die Quelle des Investitionskapitals zurückfließen müssen – also lokal keinen Reichtum zurücklassen.

Damit die Investitionen für die Grundlage niedrig bleiben, ist die ideelle Beteiligung der Landwirte erfunden worden, die auf eine Enteignung des Wertzuwachses hinausläuft, der langfristig die sorgsam eingefädelte Vertreibung auch besitzrechtlich absichert.

Die im Gutachten ausgewiesenen Kostenrechnungen verschweigen mehr als sie aufdecken. Vor allem werden die Folgekosten bzw. die aus bereits durchgeführten Maßnahmen sich ergebenden Fehlinvestitionen – sollte der See tatsächlich gebaut werden – nicht nachgewiesen. Da diese Kosten auf die betroffenen Gemeinden, die mit der durch ein verändertes Nutzungsgefüge verbundenen Funktionsstörung bzw. importierter Nutzungsansprüche fertig werden müssen, zurückfällt, ergeben sich neben den direkten auch für die nicht bäuerlichen Bewohner indirekte Belastungen. Auch ein Worpssweder oder Waakhauser Bürger muß beim Gang durchs Land seinen Obulus entrichten und zudem noch die Straßen, Kläranlagen, Parkplätze etc. mit finanzieren, obwohl es ausreichend lokale Anforderungen zu erfüllen gäbe: Kindergarten, Vorschule, Schule, etc.

Damit wären nach vielen Einzelaspekten, die aber immer im Zusammenhang erörtert worden sind, noch der generelle Planungsansatz und seine fachliche Bewältigung zu kritisieren.

Es wird eine Planung vorgelegt, die versucht, in einigen agrarstrukturellen und wasserwirtschaftlichen Zustandsbeschreibungen eine Begründung für ein Konzept zu finden, dessen Herkunft unabhängig von der realen Situation ist. Man tut so, als ob man erst nach der Analyse zum Vorschlag gekommen sei, statt ehrlich die Forderung des Auftraggebers (dessen Absicht aus seiner Kompetenz nicht abzuleiten ist) und seine Erfüllung durch die planerische Manipulation, darzustellen: Ein Teich ist ein renommiertes und repräsentatives Objekt – also suchen wir nach passenden Begründungen. Wer wird schon nach Feierabend in der Lage sein, diese Arbeit nachvollziehbar und einer Diskussion standhaltend, zu kritisieren? Es fällt dann leicht über Demokratie und Beteiligung zu reden, wenn die Mittel zur qualifizierten Information verweigert werden und die Komplizenschaft von Auftraggeber und Auftragnehmer als verlässliche Quelle erhalten muß.

Daß die Kolportage der GFL – bewußt oder unbewußt, das sei dahingestellt – kein systematisches Planungsverständnis voraussetzt, ist an der einseitigen Entwicklungskonzeption erkennbar. Wenn Lagewerte in so drastischer Weise verändert werden, muß man Überlegungen zur räumlichen Gesamtentwicklung einbringen. Keine einzige Gemeinde des Planungsgebietes wird ohne Folgen bleiben. Änderungen der Wohnentwicklung, der Bevölkerungsentwicklung und der sozialen Zusammensetzung werden zu erwarten sein und ohne planerische Vorbereitung katastrophale Folgen zeitigen. Die Landwirtschaft wird nicht nur im Planungsbereich bedroht. Die Nachbargemeinden werden über agrarische Ergänzungsflächen, die sie im Planungsbereich bewirtschaften, betroffen. Der Exklusivität einiger Nutzungsangebote wird ein Ausweichen in billigere Lagen folgen. Die tertiäre Ergänzung stellt langfristig eine gesicherte Agrarnutzung, die ohne Widerspruch höchstens als Interieur eines Freizeitparks für notwendig gehalten wird, in Frage, da der Verlust einer zwangsweisen Abstockung sicher größer ist, als die Kosten einer betriebswirtschaftlich vorbereiteten und freiwilligen Aufstockung. Um

diesen und anderen Widersprüchen der Planung zu begegnen, wird der technizistische Planungsansatz stilisiert. Das böse Wasser wird perfekt bereinigt – leider ohne Gewinn für den angeblichen Anlaß – die Landwirtschaft. Der Rest läuft nach dem inzwischen eingespielten Muster der Freizeitprojekte ab, wo die Ziele – die Erfüllung von "Nutzungsansprüchen" – durch Investitionsprogramme ausgeschaltet werden. Daß die Planer keine komplizierten und kooperativen Programme aufstellen können, darf nicht ihr Problem bleiben. Dieser Unfähigkeit andere Leute auszusetzen, ist schlicht der Ausdruck ihres technokratischen Bewußtseins.

Nehmen wir ein Beispiel – ein technokratisches: Ökozellen! Ohne glaubhaft zu erläutern was das ist, wozu und wie – werden diese "Dinger" als Beschwichtigung eingeführt. Nicht, daß der Planer etwa schuld sei, daß es in Bremen eine Stahl-Hütte und in ihrer Nachbarschaft ein neues Wohnprojekt im Angesicht beträchtlicher Immissionen – nämlich das Wohngebiet Grohner Düne mit ca. 600 Einwohner je ha gäbe. Aber die Ökozellen helfen den Leuten nicht. Wem? nun, diese "Dinger" sind nichts Neues und es gibt viele davon im Teufelsmoor: extensiv oder nicht genutzte Flächen, die bei geringem menschlichen Einfluß Biozönosen ausbilden, welche unter anderen wirtschaftlichen Bedingungen regelmäßiger auftreten. Man braucht sie nicht erst zu machen, sondern nur darüber nachzudenken bzw. zu recherchieren – wo, wie, warum sie bestehen, welche Bedeutung sie haben und wie sie realistisch als Element der Kulturlandschaft bestehen können. Der Schindluder mit der Ökologie, von der niemand so recht weiß, was sie soll oder ist – außer es handelt sich um die Sicherung wirtschaftlich verwertbarer, natürlicher Hilfsquellen – wird eben mit den "Ökozellen" unverblümt getrieben. Ob man nicht einmal darüber nachdenken könnte, daß Intensität der Nutzung im Verhältnis von Flächenausstattung und Arbeitsproduktivität sich ändert und damit die volle Beanspruchung des standörtlichen Produktionsgerüsts unnötig macht. Damit werden die begrenzenden Standortfaktoren in ihrer Wirksamkeit relativiert; damit werden aber auch perfektionistische, technische Lösungen – die sowieso nur auf dem Papier stimmen – unnötig gemacht. Also ist hier die Frage nötig – ab wann Wasser denn wirklich bedrohlich wird. Die Tatsache, daß die für den "Teich" vorgesehenen Flächen zu den ertragreichsten Grünlandstandorten des Gebietes, trotz Wasserhypothek zählen, macht das ganze Konzept nur noch fadenscheiniger.

Es ist schwer, die verschleiernenden Ziele des Gutachtens auf die Frage nach der Betroffenheit darzustellen, da verschiedene Gruppen unter unterschiedlichen Aspekten bedroht sind. Die daraus erwachsende gemeinsame, sozusagen kooperative Bedrohung ist kaum noch einsichtig zu machen, weil jeder hofft, daß sein Anspruch eingelöst wird. Bei Bomben ist das klar. Die gleiche Betroffenheit solidarisiert. Die ungleiche Betroffenheit – gefördert durch ein scheinbar objektives Gutachten, das seine Objektivität aus selbst gesicherten Sachzwängen ableitet, welches jedem verheißungsvoll zuflüstert, nicht vergessen zu werden bei der Verteilung der Köstlichkeiten – macht die Gleichartigkeit der Bedrohung uneinsichtig. Darin ist das Gutachten konsequent und gut. Damit ist wieder die Frage nach der Medizin offen. Operation geglückt – Patient tot.

Das Teufelsmoor ist eine der wenigen noch offenen und unverbauten Landschaften in der Bundesrepublik Deutschland. Wir alle dürfen es nicht zulassen, daß solche wertvollen Gebiete vermarktet und damit zerstört werden !

Helfen Sie mit, den **FREIZEITRUMMEL** zu verhindern !

PROTESTIEREN Sie mit Ihrer Unterschrift auf den ausliegenden Listen !

UNTERSTOTZEN Sie den Protest gegen die Einrichtung des **RUMMELPLATZES** mit einer Spende !

Freunde Worpswedes e. V., 2862 Worpswede
Tel. 04292 / 477 oder 277



Pastor Johann Wilhelm Hönert

aus: Vom nützlichen Gebrauch des Torfmoores. 1764 *)

Er säe im Frühjahr, um Maitag, Hanfsamen. Der zuerst aufsprießende Gälje—Hanf wird alsdann zu rechter Zeit gehörig gerauft und bereitet und liefert alsdann der Hausfrau Spinnelzeug zur Leinwand. Wenn der Saathanf nachdem reif, wird er gehörig gerauft, gedroschen, gesplettet; nachher zu Tauwerk, Bindfaden, Halftern Sählen und dergleichen verarbeitet und viel bares Geld daraus gelöst, ohne was der Sonne im Verkauf austräge. Beim Spletten würden Feuerung und Licht erspart, indem dieser Vorteil auch bei vielen alten, längst angebauten Hausstellen wahrgenommen wird.

Die vor dem Rotten abzuhauenden Gipfel des Hanfs, ingleichen die Spreu oder Kaff, welches beim Worfeln der Saat zurückbleibt, würde wohl aufgehoben und zur Roggensaat im nächsten Herbst zur Dünge auf das Saatfeld gebracht, indem kein so kräftiger Dünger zu finden ist, als dieser Abfall vom Hanf. Die Erfahrung davon hat man im alten St. Jürgenlande.

Die Verarbeitung des Splett—Hanfes ist eine sehr begreifliche und leichte Sache. Derjenige Mensch müßt sehr dumm sein, der nicht innerhalb zwei Monate Wissenschaft und Fertigkeit erlangen könnte, auch die schwersten Taue mit eigener Hand zu bereiten. Die Werkzeuge zu allem sind so einfach, daß sie ein jeder leicht mit eigener Hand verfertigen kann. Die Einwohner in Alt—St. Jürgen werden es so leicht nicht namhaft machen, was für ansehnliche Summen Geldes sie für Seilerarbeit und insbesondere für Bindfaden (wozu die Hede gebraucht wird) in Bremen lösen, ohne was zu den vielen Fischereigeräten angewendet wird.

Der Anbau des Laub— und Nadelholzes wird ebenfalls mit der Zeit einen einträglichen Artikel bei der Moorkultur abgeben können. Die starken Eichen bei Waak—hausen sind auf keinem anderen Grunde aufgewachsen ob ihnen gleich die jährliche Überschwemmung des Hammeflusses zu einem Vorteil hat gereichen können, die noch zur Zeit in den neuangebauten Mooren nicht stattfindet. Wie frech Dannen, Fuhren und Birken, sowohl bei älteren als auch schon bei neuen Anbauen sich aufgeben, lehret der Augenschein. Wegen des hieselbst allgemeinen Gebrauchs der "Holschen" wird das Birkenholz allzeit unentbehrlich bleiben. Die Erle liefert zu aller Zeit gut Geld für Drechslerholz und hölzerne Geräte. Warum die Erle bislang noch nicht häufiger angepflanzt worden, ist mir unbekannt geblieben.

Vom gedeihlichen Anwachs des Laub— und Nadelholzes findet sich bereits eine überzeugende Probe. Diese ist beim sogenannten Lüningssee anzutreffen, woselbst der Herr Amtmann Hintze zu Lilienthal mit ungemeiner Vorsicht und Aufmerksamkeit eine nützliche und wohlgeratene Fuhrenbesamung und Eichenbepflanzung veranstaltet hat. Die jungen Fuhren tun sich seit wenigen Jahren recht gewünscht hervor, und die jungen Eichen zeigen sich schon besser, als man vermuten konnte, ungeachtet die Eichenhester nicht anders, als aus einem ungleich besseren Boden in einem weit schlechteren verpflanzt werden mußten, auch keinen anderen Schutz haben, als welchen die dazwischengepflanzten Birken ihnen bieten können. Daß die Korbweide mit der Zeit auch gut vorankommen werde, daran ist nicht zu zweifeln, obgleich die Stammweide im Moor niemals recht pflügbar werden wird. Noch weniger die Esche. Mit der Buche habe ich die Hoffnung noch nicht verloren.

*) aus: Wümme—Zeitung vom 29.09.1988

(mit freundlicher Genehmigung der Wümme—Zeitung)

Das Moorbauernhaus hinter blühenden Obstbäumen.

Ein typisches Bild, denn seit etwa 1790 erhielten die Kolonisten bei der Ansiedlung junge Obstbäume aus der Plantage in Herrenhausen. Dies soll auf ausdrückliche Anregung Findorffs geschehen sein. Wie wichtig diese Anpflanzung genommen wurde, geht schon daraus hervor, daß die Zahl der Obstbäume auch in der Statistik über die Moorsiedlungen erschien. Im Jahre 1800 wuchsen auf den 1239 Hofstellen im Teufelsmoor schon 4761 Obstbäume.



Haus und Hof in Moorende



Vom 'Kunst–Stück' zum Versatzstück

– 'Landschaftspflege' über Hammeniederung und Teufelsmoor –

Mitte der sechziger Jahre wurde mit viel Tamtam das 'Forschungsvorhaben Hamme–Wümmé' kreiert. Einige Millionen sind da wohl verbraten worden, um dann 1979 in einem etwas tristen 'Landschaftsplan' ein trauriges Ende zu finden. Neben dem 'Experiment Worpswede' (so um 1970) war da auch noch das große Theater um den Teufelsmoorsee (1972–74), der die Probleme der Agrarstruktur ebenso wie die ungeahnten und seitdem spurlos verschwundenen Probleme der Entwässerung der Hammeniederung durch Überschwemmung lösen sollte. Ich will hier einem Beitrag von Konrad Buchwald (1971), der mit anderen auch für den abschließenden Landschaftsplan aus dem 'Forschungsvorhaben Hamme–Wümmé' verantwortlich zeichnet, nachgehen. Neben Dietger Pforte berichtete er in der Evangelischen Akademie Loccum zum 'Experiment Worpswede' unter dem Titel *"Der Landschaftsraum Worpswede – Teufelsmoor. Möglichkeiten seiner Gestaltung."* Es ist immer ganz amüsant, Einschätzungen und darauf fußende Behauptungen Jahre nach der Veröffentlichung am Gegenstand zu prüfen. Im Jargon der Landespflege, der bis auf den heutigen Tag ungeprüft und unreflektiert tradiert wird (siehe: G. Schneider 1989), stellt Buchwald Behauptungen auf, die ihm hilfreich sind *"abschließend Fragen des künftigen Landschaftsbildes und seiner bewußten ästhetischen Gestaltung im Hinblick auf die wachsende Freizeitnutzung"* zu berühren. *"...die Problematik als menschlicher Lebensraum und die voraussehbaren Trends in der Entwicklung"*, welche die 'bewußte ästhetische Gestaltung' erst erfordern, sind damals wie heute leicht erzählt. Und wer ist schuldig? Wie immer: die EG. Wie komme ich dahin und was mache ich damit? Sehen wir uns den Text also an:

"Inzwischen stehen wir im Landschaftsraum Worpswede–Teufelsmoor vor einer neuen Ausgangslage. Die bäuerliche Struktur der Gesellschaft, die die Worpsweder Landschaft schuf und nutzend erhielt, läßt sich im Rahmen der EWG–Agrarpolitik nicht halten. Das 'nasse Dreieck' ist –seit Jahrzehnten– agrarisches Problemgebiet. Überschwemmungen und Stände von z.T. gespanntem Grundwasser machen für weite Teile eine Melioration und Befreiung von der 'Wasserhypothek' unter wirtschaftlich vertretbaren Bedingungen unmöglich. Die Landwirtschaft ist daher an Grünlandwirtschaft auf nassen bis feuchten Standorten gebunden und so nicht genügend flexibel. Es stellt sich die Frage, wer die Landschaft (...) erhalten wird, wenn der Bauer hier aufgeben sollte."

Noch 1979 schreiben Buchwald et al. unbesehen diese Behauptungen weiter, obwohl sie zugeben, daß sie keine Kenntnis von der Ökonomie der Bauern im Teufelsmoor haben. Und mit dem makabren Hinweis, daß es auf der Geest ja besseres Land gäbe –das aber zum Leidwesen der Teufelsmoorer eben nicht ihnen gehört– und deshalb im Moor bis auf ganz wenige Flächen alles andere in Naturschutz– und Landschaftspflege–Gebiete umzuwidmen sei.

Wozu das Ganze?:

"Welche Funktion hat der Landschaftsraum in Zukunft für die Gesellschaft zu erfüllen?...Welche Leistungen für die Gesellschaft werden in Zukunft im Raum Worswede-Teufelsmoor erwartet? Er soll

– Wohn- und Produktionsraum für eine reduzierte bäuerliche Bevölkerung bleiben und Wohnraum für eine wachsende Zahl der im benachbarten Bremen als Pendler Arbeitenden bieten;

– als Freizeit und Naherholungsraum für das Verdichtungsgebiet Bremen entwickelt werden;

– möglichen Wohnraum für Angehörige der künftigen Universität Bremen bieten.

Im Untersuchungsraum werden in nächster Zeit erhebliche Flächen aus der landwirtschaftlichen Nutzung entlassen werden. Damit bietet sich die Möglichkeit der Neuordnung dieses Raumes und einer den künftigen Funktionen dieses Raumes angepaßte Landschaftsstruktur. In dieser Landschaft werden vermutlich die Waldflächen zunehmen und größere Wasserflächen entstehen müssen. Wenn es gelingt, beispielhaft ein agrarisches Notstandsgebiet in der Nähe eines Verdichtungsraumes neu zu gestalten und neben den reduzierten agrarischen neue – hier überwiegend Erholungs- und urbane – Funktionen zuzuführen, so ist damit für eine Reihe ähnlich strukturierter Problemgebiete ein Weg aufgezeigt."

Jetzt wird die Absicht der 'Prognose' langsam deutlich. Die Sprache wechselt zwischen Feststellung, Erwartung und Verheißung – verwirrt die Leser mit Absicht. So wird uns glauben gemacht, daß es mit den Bauern zu Ende ist und Ersatz nur in der Freizeit zu suchen wäre. 'Natürlich' nach einer 'modellhaften Umgestaltung'. Kein Wort von den Bewohnern und ihrer Geschichte: 'der erste hat den tod, der zweite hat die noth, der dritte hat das brot'. Kein Wort zur 'Zwangsläufigkeit der behaupteten Entwicklung'. Kein Gedanke, wie denn diese Vertreibung aus der Geschichte und aus der Arbeit zu verhindern sein. Stattdessen die klammheimliche Freude des Landschaftspflegers und Städters, daß die Bedingungen ihm die Gelegenheit und die Macht geben, das Land endlich und ausschließlich als städtische Kolonie zu vereinnahmen – nicht nur auf der Basis des ungleichen Tauschs zwischen Stadt und Land, sondern direkt als Verfügung über das Land. Aus diesem Grunde muß Landschaftspflegern eine zwangsweise Entwertung zuhanden sein, weil sie sonst nichts zu gestalten hätten. Und was damals noch bedenkenlos die 'Industrialisierung der Freizeit' war, ist heute ebenso totalitär durch die 'Industrialisierung der Ökologie' (z.B.Kunick,K.1985) ersetzt worden: Hauptsache, der Zugriff wird möglich und die großen Sprüche lassen sich via Forschungsaufträge und Gutachten bezahlen.

Was passierte denn nun? Alles, nur nicht Buchwalds zwanghafte Zukunftsvorstellungen bewahrheiteten sich. Spätestens zur Vorlage von Buchwalds unseriösem Landschaftsplan (1979) ist erkennbar, daß die Vorhersage absurd falsch war. Die bunten, vom Wiesensauerampfer geprägten Feuchtwiesen, deren Heu nach dem Schnitt einen Cumarin-Duft von Ruchgras über das Moor legte, wurden abgelöst von grasreichen Beständen, die spätestens mit Beginn der 80er Jahre dann in Queckengrünland mit Stumpflattampfer aufgedüngt wurden. Investitionen in Boxenlaufställe und Maschinen forcierten mit staatlicher Hilfe und

Beratung Intensivierung und Verschuldung. Neben der Zunahme des Ackerfutterbaus (Mais) war aber auch an den Straßen und Wegen das transport- und verkehrsbedingt steigende Düngenniveau zu erkennen. Wo einst Fragmente von Trockenrasen, Borstgrasrasen, trockene Benthalmbestände mit Habichtskräutern und Teufelsabbiß die Wege und Straßen begleiteten, wanderte seit etwa 1970 der Wiesenkerbel ein. Heute sind die Straßen und Wege von den Pflanzengesellschaften nährstoffreicher Standorte (Weidelgras-Breitwegerich-Trittrasen) und nährstoffliebenden Saumgesellschaften mit Kerbel, Bärenklau, Brennessel, Beifuß u.a. begleitet. In der Hammeniederung sind die Wassergreiskrautwiesen über eine Dominanzphase von Wiesenfuchsschwanz erst in den letzten 5 Jahren zu Quecken-Vielschnittgrünland aufgedüngt und gegüllt worden.

Voraussagen, die einen Zweckpessimismus gebrauchen, sind nicht nur falsch – sie führen auch zu falschen Vorschlägen, Erwartungen und Widerständen. Solche Vorhersagen können wir getrost bösartig nennen, weil sie jede ersthafte Diskussion von vornherein in die Irre leiten und von der Wahrnehmung der realen Vorgänge ablenken. Statt eines entvölkerten, von Bauern verlassenen und nur durch die Städter und ihr vieles Geld mühsam für die Freizeit genutztes Teufelsmoor finden wir uns heute hier in einem kontraproduktiv intensivierten Gebiet mit allen Phänomenen der Überdüngung, Herbizidanwendung, Grundwasserbelastung etc... Und nun versuchen die 'gleichen' Landschaftspfleger und Naturschützer, die so viel Hoffnung in die "EWG" gesetzt hatten, mit rigiden, administrativen und staatlichen Interventionen, mit Hilfe des von der Großindustrie kontrollierten WWF (World Wildlife Found) und mit Roten Listen doch noch zu ihrem anvisierten Großgrundbesitz zu kommen, aus dem die Städter –bis auf die Experten für die Raritätenjagd– jetzt auch ausgesperrt werden. Die 'Ökologie' ist jetzt auf das Banner des Unfugs geschrieben.

Und die Alternative?

Die zynische Erwartung an das baldige Ableben des Patienten und die Hoffnung auf das Erbe vernebelt den gierigen Blick fürs Konkrete und Praktische. Deshalb kann notwendig auch kein Gedanke auftreten, der an der Situation selbst und ihrer praktischen und lebensfähigen Veränderung ansetzt. Zyniker und Sadisten benötigen die Mängel und Defizite für ihre Ausgleichs-Vorschläge. Und sie finden immer etwas zum Ausgleichen. Verständige Landschaftsplanung wäre im Gegensatz zur vereinnahmenden und enteignenden Landschaftspflege auf die Bedingungen der Produktion, von der die Leute leben, eingegangen. Dabei wäre z.B. die Prognose herausgekommen, die über die Kosten und Folgelasten der Intensivierung und Verschuldung durch Industrialisierung der bäuerlichen Landwirtschaft aufgeklärt hätte. In einem 'Forschungsprojekt' wäre das möglich und auch erforderlich gewesen. Eine solche Prognose wäre an frühen Fallbeispielen auch beweisbar gewesen. Aber, wer keine Ahnung und kein Interesse an der Arbeit der Menschen hat, hält solches Wissen für utilitaristisch und profan – zu wenig Gestaltung ist da drin. Angesichts des Desasters einer hohen Produktivität bei geringem Arbeitseinkommen, vor dem die Bauern heute stehen, erweist sich ein solcher Rat richtig. Und es wäre vor 15 Jahren –spätestens vor 10 Jahren und damit vor dem folgenden Investitions- und Intensivierungsschub – sicher möglich und, mit akademischer Reputation untermauert, auch von Belang gewesen.

Ausgleichsmaßnahme.

Nicht nur, daß der Niedergang der Bauern notwendig war, um aufs Land zu kommen. Nein, auch die Städter mußten mit der Definition und Festschreibung miserabler Wohn- und Lebensverhältnisse für die Freizeitlandschaft als Alibi herhalten. So verrät uns der Protagonist deutscher Nachkriegs-Landschaftspflege denn auch seine Philosophie über die Stadt und die unerläßlichen Zwänge des Stadtlebens.

" Wenn ALEXANDER MITSCHERLICH dem modernen Städtebau den Verlust der 'Unverwechselbarkeit' unserer Städte vorwirft und diese aus psychoanalytischer Sicht als Voraussetzung von 'Heimat' in einem neuen und vertieften Sinne begreift, sollte dies in erhöhtem Maße für die ländlichen Räume, die dem Ausgleich, der Regeneration der Menschen aus den Verdichtungsräumen dienen, auch gelten. Hier sollte eine Polarität zu den immer stärker uninformierten und an Vielfalt verarmenden Städten bewahrt oder bewußt neu gestaltet werden, namentlich in ökologischer, biologischer und formaler Hinsicht und damit auch in der Naturnähe dieser Kulturlandschaften. Das bedeutet nicht, daß nicht auch in den Stadtlandschaften im Sinne eines humanen Städtbaus die baulich-formale, soziale und funktionelle Mannigfaltigkeit im Sinne der Forderungen von JANE JACOBS und ALEXANDER MITSCHERLICH angestrebt werden muß, nämlich Urbanität im besten Sinne des Wortes. Aber solche Lösungen werden selbst bei Einsatz von viel Geist, Gemeinsinn und Geld nur in sehr langen Zeiträumen realisierbar sein. Die nüchterne Einsicht, daß in unseren Städten in nächsten und mittelfristigen Planungszeiträumen die Erzielung einer optimal vielfältigen Umwelt 'verbaut' ist, verpflichtet uns um so mehr in den zur Zeit mobil und flexibel werdenden agrarischen Problemgebieten die Umgestaltung für die Gesellschaft von morgen in Angriff zu nehmen." (Buchwald, K. – 1971 –)

So werden die einen als Alibi für die anderen organisiert. Der Ausgleich erfordert den Wechsel des Standortes: Städter aufs Land – Bauern als Pendler in die Stadt. Und diesen profitablen Wechsel für alle Arten von Unternehmern vermitteln Landschaftspfleger. Die Berufung auf Jane Jacobs und Alexander Mitscherlich ist dabei nicht nur verlogen, sie ist auch noch geschmacklos. So wird dann auch noch die offensive Kritik an den Verhältnissen vereinnahmt und zum Ausweis 'guter' Absichten benutzt.

Hinterher...

...kann jeder klug sein, wird die Leserin sagen. Zum Beweis, daß auch anfangs der Siebziger schon darüber nachzudenken genug Indizien, Kenntnisse und auch Gedanken hilfreich zur Hand gewesen sind, gebe ich hier ein Auftragsangebot für ein Gutachten gegen den Teufelsmoorsee zur Kenntnis. (Autoren: Bäuerle, H., Hülbusch, I.M., Hülbusch, K.H., Kreikenbaum, H. – 1972 –)

(Anmerkung: Manches würden wir heute anders, auch präziser und politisch brisanter formulieren. An der Philosophie der Planung hat sich wenig geändert – sie ist vielleicht reifer bedacht.)

"Im ländlichen Raum werden schlecht koordinierte und einseitig abgeleitete Einzelmaßnahmen zur ständigen Bedrohung. Besonders unter Aspekten der vordergründig und eindimensional entwickelten Erholungsplanung, die mit hohem öffentlichen und privatem Investitionskapital operiert, wird die kontinuierliche Aus-

nutzung und Entwicklung eines historisch angewachsenen Nutzungspotentials zu Lasten der lokalen Existenzsicherung wie des Anspruchs nach Kontrasterfahrung und Entlastung (Erholung) zerstört. Dabei wird über verstärkte Einflußnahme bürokratischer und politischer Zentralinstanzen der Aktionsspielraum von Bewohnern und Besuchern eingeschränkt und durch technisch-materielle Rahmenbedingungen festgelegt. Unter diesem Aspekt ist auch die Kommunale Gebietsreform zu verstehen.

Ausgangspunkt dieses Gutachtens ist die Arbeitshypothese, daß die Interpretation der Entwicklungsbereitschaft unter Beachtung der gesamtgesellschaftlichen Entwicklungsdeterminanten eine lokalspezifische Entwicklungskonzeption ermöglicht. Diese muß, weil sie nicht von einem Sanierungsprogramm mit totaler Veränderung des Funktionsgefüges ausgeht, ein kontinuierliches Veränderungsprogramm enthalten. In dieser langfristig angesetzten Planungsprojektion wird die Orientierung der Betroffenen und ihre aktive Rolle aufrecht erhalten. Sie enthält daher notwendig auch sozialplanerische Aspekte, die den unter ökonomischem Veränderungsdruck stattfindenden sozialen Wandel strukturell absichern hilft.

Lokale und externe Nutzungsansprüche an die materielle Ausstattung organisieren sich bei einer psychologisch veränderten Haltung zu verschiedenen Elementen und Strukturen der Kulturlandschaft neu. Ziel des Gutachtens ist es daher, diesen aktuellen Prozeß und seine sozial-ökonomischen wie kulturlandschaftlichen Auswirkungen sichtbar zu machen.

Die Planung bzw. die Vorbereitung zur Steuerung dieses Prozesses bedarf einer Diskussion der Planungsziele. Diese müssen klären und begründen welche Nutzungsanforderungen und Planungserwartungen als Ziele anerkannt werden. Davon allen akzeptiert – diese Ziele sich an den Betroffenen orientieren sollen, wird es notwendig sein sie politisch, d.h. bewertend darzustellen. Diese Bewertung jedoch kann nicht einschichtig erfolgen, denn die Anforderungen unterschiedlicher Interessengruppen werden nicht ohne Zielkonflikte zu harmonisieren sein. Neben den lokal bzw. ökonomisch und sozial existentiell Betroffenen im Planungsraum, treten die externen Anforderungen der Erholungssuchenden und für beide vorherigen Anspruchsgruppen bedrohlich, u.U. aber auch erforderlich, die Kapitalinvestoren auf. Diese vor allem unterstützend ist die einflußreiche Gruppe der ahistorisch-technokratisch argumentierenden Bürokratie und Planer nicht zu übersehen. Mit der Darstellung der Planungsansprüche der Betroffenen wird sich notwendig eine kooperativ optimierende Planung konzipieren müssen; d.h.: keine Maximierung von Einzelanforderungen, die mit Funktionstrennung und Zentralisierung und damit einer Spezialisierung der Nutzbarkeit verbunden ist. Das würde nämlich eine über Einzelmaßnahmen vorbereitete Flächensanierung des ganzen Raumes vorbereiten. Nicht umsonst verschweigen die vorliegenden Gutachten die sozial-ökonomischen und gemeinwirtschaftlichen Folgen.

Das kooperative Planungskonzept besitzt gleichzeitig einen systemtheoretischen Hintergrund. Wir gehen von der Kenntnis aus, daß ein Funktionssystem ein Fließgleichgewicht darstellt. Dieses kann sowohl auf innere wie äußere Veränderungen stabilisierend reagieren. Nur Katastrophen bewältigt kein sozialökologisches System. Daran schließt sich die Forderung an, Planung nicht als statische Zu-

stände zu verstehen, sondern als Vorbereitung eines inhaltlich (sozial-ökologisch) begründeten und geprüften Realisierungsprozesses. Die Veränderung einzelner Teilbereiche des Funktionsgefüges muß dabei immer die Folgen für das Gesamtsystem berücksichtigen. Mit der Bestimmung der Ziele sind erst die Mittel für die Realisierung – technische, ökonomische, organisatorische – ableitbar. Dabei spielt jedoch der Einsatz der natürlichen und historisch-kulturellen Hilfsmittel eine besondere Rolle, da sie die Basis für die Verwirklichung darstellen. In einem Bereich, dessen wirtschaftliche und gesellschaftliche Existenz durch Primärproduktion und Tertiärnutzung (Ergänzungsfunktion Erholung, natürliche Hilfsquellen) begründet ist, hat das kurlandschaftliche Potential eine Bedeutung, die durch technisch-organisatorische Investitionen nicht ersetzt werden kann. Dieser hier kurz dargestellte Arbeitsansatz ist gekennzeichnet durch ein Planungsverständnis, das

1. an der Betroffenheit orientiert ist.
2. Planungsziele nicht aus der technischen und wirtschaftlichen Machbarkeit ableitet.
3. den Einsatz von Mitteln über die Ziele anfordert.
4. lokalspezifische Planungsprojektionen sowohl hinsichtlich der sozial-ökonomischen wie der materiellen (kurlandschaftlichen) Geschichte fordert.
5. von einer Kongruenz zwischen sozialen Bedingungen und Erscheinung der Landschaft ausgeht, eine sozial-ökologische Bestimmtheit landschaftsökologischer Zustände voraussetzt.
6. zur fachlichen Bewältigung der Aufgabe von einer systemtheoretischen Konzeption ausgeht.
7. Zustandsanalyse und Interpretation sowie die inhaltliche Begründung der Ergebnisse durch die ausführliche Darstellung der Bewertungen zugänglich, vergleichbar und kritisierbar macht.

Somit ist dieser Beitrag zur Auseinandersetzung um die Entwicklung des Teufelsmoores der Versuch, die bislang vorenthaltenen Informationen zur Situation und Problematik des Planungsraumes zugänglich zu machen, zu sichten und systematisch und in der geographischen Verbreitung aufzubereiten. Wichtiger noch ist seine Aufgabe als Alternative zu den vorliegenden Planungen. Diese Alternative macht deutlich, daß Planung in der aktiven Phase nicht über technische oder organisatorische Differenzierungen alternativ bestimmt ist, sondern über die Planungsprämissen. Und alternativ ist dieser Beitrag auch, weil er nicht euphorisch an einem Objekt sich berauscht, sondern vor der voreiligen Harmonisierung der Widersprüche und Probleme, die Planungssubjekte im Zustand der Entscheidung und Handlungsfähigkeit erhalten oder wieder setzen will. Das ist der selbstgesetzte Erfolgswang dieses Beitrags und das Arbeitsverhältnis zum Auftraggeber." (Bäuerle, H. et al – 1972)

Zur Aufmerksamkeit empfohlen.

Das Gutachten für den Teufelsmoorsee, der so sang- und klanglos wie das viele Wasser verschwand, ist damals im Verwaltungsauftrag von der GfL (Gesellschaft für Landeskultur, Bremen) hergestellt worden; ein richtiges 'Gutachten', das mehr oder minder bedingungslos die Propaganda a la Buchwald und die Vorgaben

des Niedersächsischen Ministers für Landwirtschaft und Forsten nachzeichnete: "Hinter dem Rücken der Bevölkerung hat die Niedersächsische Regierung durch die Gesellschaft für Landeskultur (GfL) ein als Gutachten getarntes Planungsvorhaben erarbeiten lassen" lautete der Kommentar der 'Freunde Worpstedes e.V.' dazu (Einladung vom 5.10.73 zu einer Diskussion). Na, und wer soll jetzt das 'Gutachten für den Nationalpark Teufelsmoor' erstellen? Na? Ist doch klar: die GfL. Laut Bundesminister Töpfer liegt es seit 22.9.1989 schon vor (Wümme-Zeitung 10.7.1990, 153-III). Nur wo und für wen?

Ein Nachwort.

Wer über die Naturausstattung des Landes räsonniert, sollte zuerst über die Arbeit nachdenken und klären, wie die Menschen davon leben (können). Es ist doch wohl so, daß die Naturausstattung Ausdruck der Wirtschaftsweise ist und nicht umgekehrt die Naturausstattung die Wirtschaftsweise bestimmen kann. Naturschützer und Landschaftspfleger aber gehen davon aus, daß wir unsere Arbeit an ihre eklektizistische Vorstellung von 'Natur' anzupassen hätten. Und am Ende kommt immer eine Angestelltenarbeit heraus, die keine Gebrauchswerte sondern Abfälle produziert, die bei der Imitation der Arbeit durch Pflege entstehen.

Literatur:

- BÄUERLE, H., HÜLBUSCH, I.M., HÜLBUSCH, K.H., KREIKENBAUM, H. – 1972 – Planungsgutachten zur Entwicklungs-Konzeption des Hamme-Teufelsmoorgebietes. Mskr. Bremen.
- BUCHWALD, K. – 1971 – Der Landschaftsraum Worpstedes-Teufelsmoor / Möglichkeiten seiner Gestaltung. In: Schwencke, O. ästhetische erziehung und kommunikation: 89-92. Frankfurt/M.
- BUCHWALD, K., HORSTMANN, M., u. STILGER, H. – 1979 – Gutachten zur Landschaftsentwicklung Teufelsmoor-Hamme-Wörpe-Niederung. Landschaftshaus/Landschaftsentwicklung – Untersuchungsergebnisse aus dem Forschungsvorhaben Hamme-Wümme. Band 3 (Mskr. – Druck). Hannover.
- KUNICK, K. – 1985 – Für die Einheitlichkeit eines politischen Ansatzes 'Arbeit und Umwelt'. Mskr. – Druck. Bremen.
- PFORTE, D. – 1971 – Aktivierung der kreativen Fähigkeiten des Menschen im 'Experiment Worpstedes'. in: Schwencke, O., ästhetische erziehung und kommunikation: 93-98. Frankfurt/M.
- SCHNEIDER, G. – 1989 – Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege. Notizbuch der Kasseler Schule Nr. 15. Kassel.

Kohl blickt nicht mehr durch

Das folgende Textchen ist im Zusammenhang mit einer Projektarbeit – "Die Vegetation als Indiz der Landschaftsgeschichte" – entstanden. Die Arbeit wurde am Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der GhKassel im Winter- / Sommersemester 1989/90 erstellt. Am Beispiel Worpswede und Willingshausen (Nordhessen) wurde den Veränderungen der Landschaft auf vegetationskundlicher Basis nachgegangen. Dabei spielten für den Nachvollzug der Geschichte als 'aktueller Fall' die Interpretation alter, im Kontext der Landschaftsmalerei um die Jahrhundertwende und früher entstandener Bilder, sowie die Landschaftsbeschreibung eine wichtige Rolle.

Auf dem Weyerberg – etwa in Höhe des Findorff-Denkmal – stockt ein hoch aufgewachsener Buchenniederwald. Von hier bot sich J.G.Kohl 1864 ^{*}) ein 'grandioser Ausblick' in die Hammeniederung. Merkwürdige Dinge spielten sich da ab, die – wie der inzwischen verwachsene Ausblick – sich nur noch schwer vorstellen lassen:

" All diese (...) und andere Blumen (...) und Gräser, aus denen der Grasteppich dieses Landes componiert war, standen jetzt wie das ganze Jahr in fußtiefem Wasser. (...) Überall fanden wir die Leute knietief im Wasser stehend, mit dieser nicht leichten Operation (des Sensens der Wiesen dicht oberhalb des Wasserspiegels – Anmerk. d. Verf. –) beschäftigt. Hatten sie einen Strich heruntergemäht, so harkten sie das Gras in einen freien Canal, brachten es in einen großen, auf dem Wasser schwimmenden Haufen zusammen (...) wo ihr Heuschiff lag, welches mit dieser (...) Gras-Aerndte beladen wurde. Diese wird dann stundenweise zu einem Deiche oder sonst etwas höheren Landestelle weggefahren, um da an der Sonne Heu zu machen." (J.G.Kohl – 1864 –: 170; nach Autorengruppe – 1990 – Die Vegetation als Indiz der Landschaftsgeschichte. Vervielf.Mnskpt.:85, Kassel)

Aber das Grünland wurde auch beweidet. Um das Vieh über die Moorkanäle oder die Hamme zu transportieren, wurden die Tiere entweder auf Schiffe oder Fähren getrieben, oder aber auf ganz unkonventionelle Art zum Ziel gebracht. Kohl beschreibt die Kühe als

"eine Art Amphibien und sehr geschickte Schwimmer. ...Die Leute geben sich daher auch garnicht die Mühe, wenn sie ihr Vieh über einen Fluß schaffen wollen, es an Bord einer Fähre oder eines Schiffes zu bringen. Sie treiben es vielmehr geradezu ins Wasser und lassen es, mit einem Boote hinterher segelnd, durchschwimmen. Auch kommen die Rinder zuweilen, wenn auf ihren entfernten Weideplätzen das Futter zu mangeln anfängt, vom Hunger getrieben von selbst zu ihren Stallungen herangeschwommen." (J.G.Kohl – 1864 –: 167; nach Autorengruppe – 1990 – a.a.0: 82.)

*) Kohl, J.G. – 1864 – Norwestdeutsche Skizzen. Fahrten zu Wasser und zu Lande in den unteren Gegenden der Weser, Elbe und Ems. Bremen.

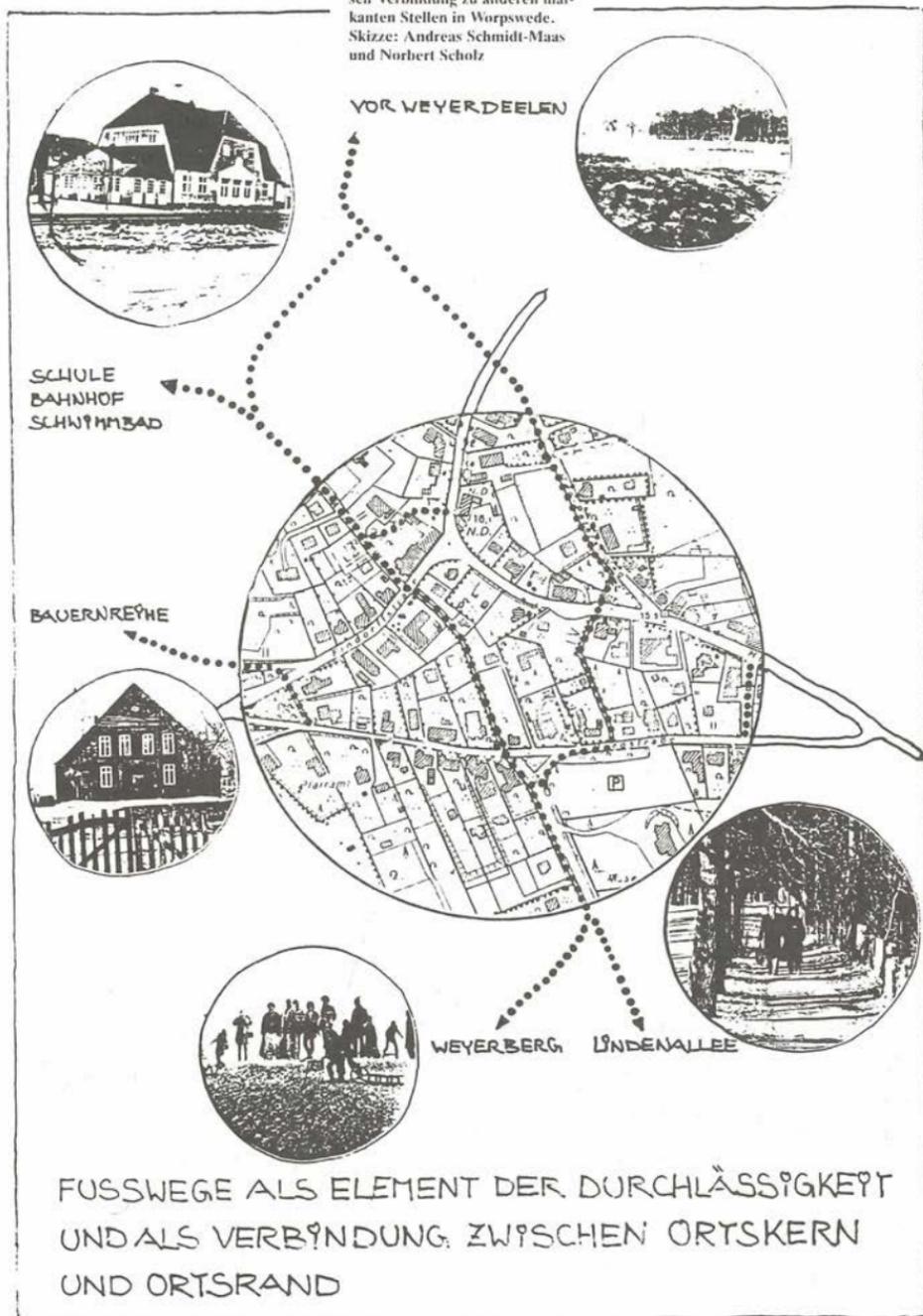
Das hat sich –zum Glück– erledigt. Schwimmendes Rindvieh gibt es in der Hammeniederung nicht mehr. Es hat sich in besser temperierte Behausungen z.B. die Amtsstuben der Agrar– und Naturschutzverwaltungen zurückgezogen, wo es jetzt im Trockenen sitzt. In kaum 20 Jahren ist es dort gelungen, das Produkt mehr als hundertjähriger Arbeit der klugen Melioration des Grünlandes soweit zu denunzieren, daß aus den seit Kohls Zeiten mühsam hergestellten Glatthaferwiesen, Weißdelgras–Weißklee–Weiden und Sumpfdotterblumenwiesen jetzt Queckenrasen oder Brachen wurden, die aktuell in Unproduktivität (bezogen auf das Verhältnis von Arbeitsaufwand und Ertrag) wie in flächenhafter Verbreitung dem knochenarmen historischen Grünland der Pfeiffengraswiesen, Seggenrieder und Borstgrasrasen vor Einführung der Minereraldüngung gleich sind. Dazwischen liegt eine lange Geschichte. Sie vergessen zu machen ist das Programm der Bürokraten, mittels dem –ganz in der Tradition Konrad Buchwalds– eine aus produktiver Arbeit entstandene Landschaft propagandistisch sehr wirkungsvoll enteignet werden soll.

Die Geschichte aber zu verstehen, als Beispiel und Vorbild, an und von dem aktuell gelernt werden kann, das wäre eine andere, eine landschaftsplanerische Perspektive, die die Orte und ihre Bedeutung für die Menschen ernst nimmt, anstatt sie zu kassieren.

Worpsweder Jugendliche auf der Beeke, 1962



Das »Goldene Dreieck« und dessen Verbindung zu anderen markanten Stellen in Worpssede.
 Skizze: Andreas Schmidt-Maas und Norbert Scholz



aus: Andreas Schmidt-Maas, Norbert Scholz – 1982 – Dorfentwicklung Worpssede. Am Beispiel innerörtlicher Freiräume, Mskr. Kassel.

...mit herzlichen Grüßen aus Worpswede *)

"Er sah ihr mit äußerstem Ernst in die Augen. Trotz aller Erfahrung waren Nicoles Augen unschuldig. Sie hatten Krankheiten gesehen, sie hatten ... Frauen bei den Geburtswehen in Agonie gesehen, aber sie hatten nie gesehen, wie Männer sich in eine Landkarte vertieften und einen Plan skizzierten. Ihre Aufgabe ist es, uns auszuradiieren." J. Berger (1984:110)

Im Bahnhof, gebaut von Heinrich Vogeler, haben wir nach 14 Seminartagen vor Ort "unsere" Ein- und Ansichten von Worpswede vorgestellt. Eine muntere Kontroverse mit unseren Quartiergebern und anderen Gesprächspartnern über den "Weyerberg", das "Goldene Dreieck", die "Bauernreihe" und "Haus und Hof" schloß sich an. Was wir an Beobachtungen und Hinweisen vorzeigen konnten, war den Bewohnern ganz geläufig, so daß von dieser gemeinsamen Kenntnis ausgehend für uns eine Lehrstunde in Lokalgeschichte und Lokalpolitik daraus wurde. Wir hatten mehr zuzuhören als zu sagen, weil unsere "Gäste" das Worpsweder Puppentheater – Bürgermeister, Parteien, Gemeindedirektor, Fremdenverkehrsbüro, Gastwirte, Händler, Grundbesitzer, Investoren, Architekten und andere potentielle Auftraggeber für Planungen – lebendig werden ließen.

Aber neben den auffälligen waren uns auch die kleinen und heimlichen Eingriffe, die der selbstverständlichen Alltagsroutine so leicht entgehen, aufgefallen:

- die Durchlässigkeit mit informellen Wegen im Ort und zum alten Ortsrand, die den Erweiterungen fehlt und durch den neuen Flächennutzungsplan noch verkleinert wird
- die Bebauung ortsnaher, dysfunktionaler Freiräume und Zugänge
- die "unöffentliche" Besetzung und Einengung der Straßenfreiräume
- die perfektionistische Ausstattung nach den (angeblichen) Anforderungen und Erwartungen für den Fremdenverkehr, der an gelegentlichen "Übervölkerungen" orientiert wird
- die ziergärtnerischen Ambitionen auf dem "Weyerberg"
- die vielen bewährten Beispiele und Vorbilder für die materielle Ausstattung und die "räumliche" Organisation (Zonierung) von Haus und Hof, öffentlichen und privaten Freiräumen, funktionalen und variablen Nutzungsbindungen.

Obwohl von den Teilnehmern des Kompaktseminars immer wieder der Vorwand der Besonderheit Worpswedes vorgetragen wurde (was wohl mit der Erwartungshaltung auf etwas "Besonderes" begründet werden kann), entpuppte sich auch Worpswede als ganz normaler Ort. Die Widersprüche zwischen der Alltagspraxis der Bewohner und der kommerziellen Vereinnahmung ihrer Lebensorte, zwischen dem Entzug und der Entwertung ihres Lebensortes durch die Entwicklungsstrategien von Politikern, Investoren und ihnen genehmen planeri-

*) aus: Garten und Landschaft, 97, Heft 2. München 1987.

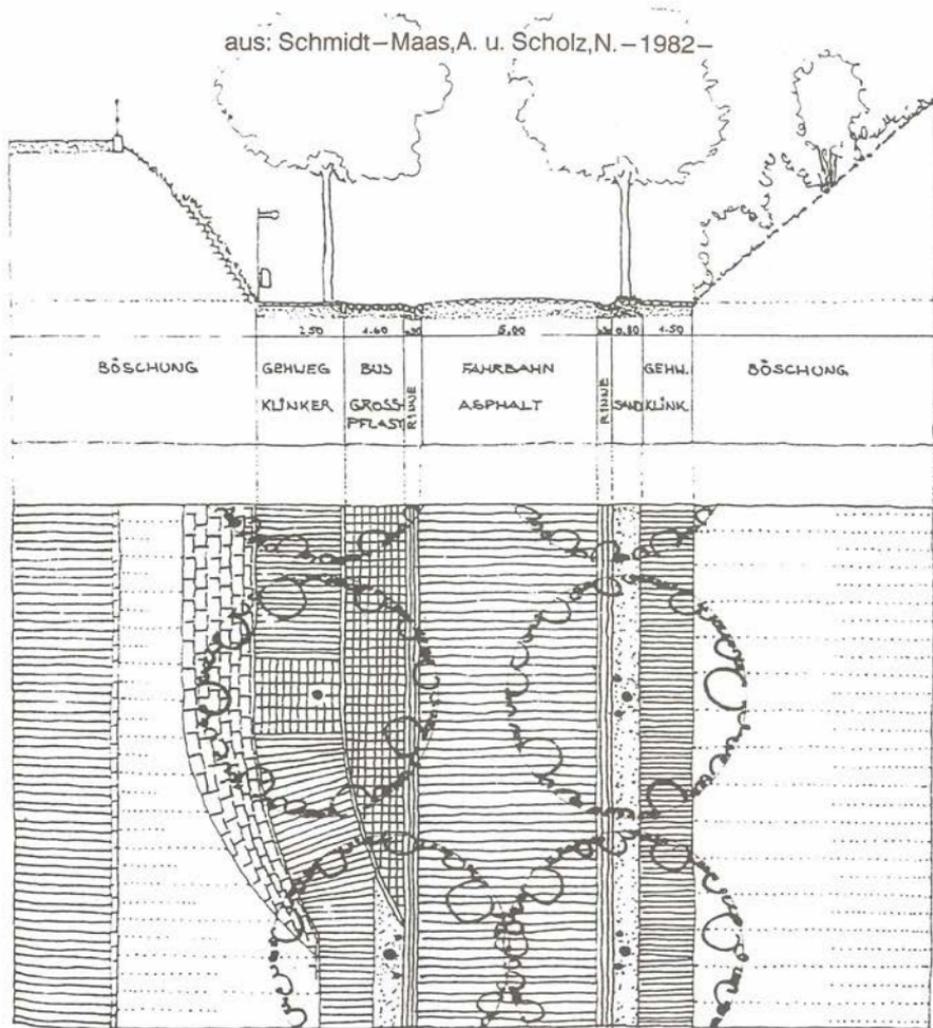
schen Versprechungen, war nur anders gefärbt und allen Beteiligten aus eigener Anschauung und Erfahrung – auch hinsichtlich der Erwartung an planerische Arbeit – bekannt. Unsere These, daß eine kommunalpolitisch nachhaltige Debatte über die wünschbare Organisation und/oder Veränderung von Worpsswede nicht von erdachten externen Ansprüchen, sondern von den Erwartungen der Bewohner und ihren Traditionen ausgehen müsse, wurde eifrig unterstützt. Die Kontrasterfahrung (Mitscherlich, A., 1964) finden Besucher nicht im Worpsswede für Touristen, wo sich auch Worpssweder nicht wiederfinden, sondern im Worpsswede für Worpssweder.

Ein "Stück Landschaft"

Exkursionen und Geländepraktika sollen das Lehren und Lernen auf abstrakter Grundlage und disziplinimmanenter Systematik (die ist immer so schön "sauber") ergänzen und "kontrollieren". Diese traditionale Lernform, die im Gegensatz zur "gefährlichen Waffe der Abstraktion" (Ginzburg, C. 1983) konkrete Erfahrung zugänglich machen und vermitteln kann, aber auch die biographisch gelernten Weltansichten (Vorurteile) zur Diskussion stellt, kann aus pädagogischer Sicht nur fruchtbar sein, wenn der zufällig gewählte Ort, das "Stück Landschaft", nicht als Gegenstand planerischer Okkupation, sondern als geschichtlicher Ort verstanden wird (vergl. Lecke, D., 1983). Die Indizien fürs Verständnis und den Nachvollzug können nur vor Ort entdeckt und mit anderen Erfahrungen verglichen werden. Dies gilt gleichzeitig auch der kritischen Revision des abstrakten fachspezifischen Wissens, was in der Regel zu ziemlicher Verwirrung führt, weil die isolierten Wissenspakete im Kontext der Alltagswirklichkeit nur indirekt zu finden sind und durch Übersetzung verständlich werden. Auch wenn wir für die Anknüpfung an die Lernerwartungen die Arbeitsgruppen nach Themen und Gegenständen – Boden, Vegetation, Realnutzung, Siedlungsstruktur, Freiraum, Hausen... oder wie in Worpsswede: Weyerberg, Goldenes Dreieck, Bauernreihe, Haus und Hof – vorbereiten, wird jede Arbeitsgruppe bald merken, daß dies nur ein möglicher Zugang ist, der bald in die Arbeit der anderen Arbeitsgruppe hineinfragen muß. Dies ist die didaktische Klammer für ein gemeinsames Kompaktseminar, das von 1976 bis 1986 jährlich in der Landschafts und Freiraumplanung an der Gesamthochschule Kassel durchgeführt wurde. Die Zeitplanung für das Sommersemester 1987 hat diese lehrreiche Arbeitsform übrigens gestrichen; war für die Lehrer wohl zu anstrengend.

Im Gegensatz zum formalisierten Lehrbetrieb machte gerade die Feldarbeit deutlich, daß in "weichen", "ineffektiven" Disziplinen nicht nur umstritten ist, wie gelernt werden soll. Auch ist umstritten, was gelernt werden soll, um Kompetenz zu erlangen (Hard, G., 1981) – also über Fertigkeiten zu verfügen, die gerechtfertigt honoriert und bezahlt werden. Das Maß für diese Rechtfertigung ist außengelinkt, und über den Wert der Arbeit befindet die Absicht des formalen Auftraggebers. Dieser reagiert nicht so autonom, wie er tut. Er antwortet mit seinen Erwartungshaltungen auch auf die einschmeichelnde Suggestion des Verkäufers. Innerprofessionell werden die äußerlichen Bedingungen der Auftraggeber zur moralischen und ethischen Untermauerung genutzt (vergl. z.B. Erz, W. 1984), um die Arbeitsqualifikation auf technische Fertigkeiten zu reduzieren. Auch der neuerdings wieder über den grünen Klee hofierte 'Entwurf' gehört meines Erachtens zu den technischen Fertigkeiten, die abstrakt

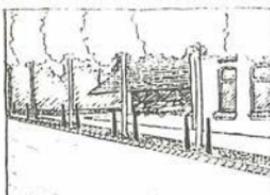
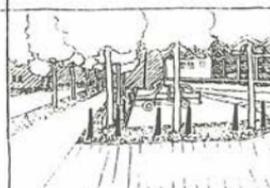
aus: Schmidt-Maas, A. u. Scholz, N. - 1982 -



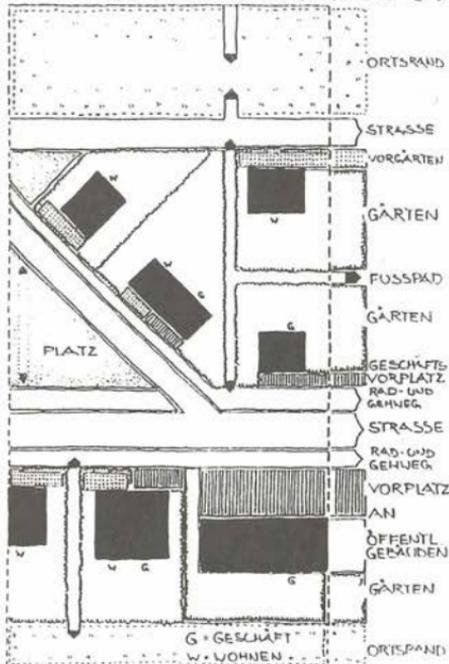
Netzel/Findorffstraße



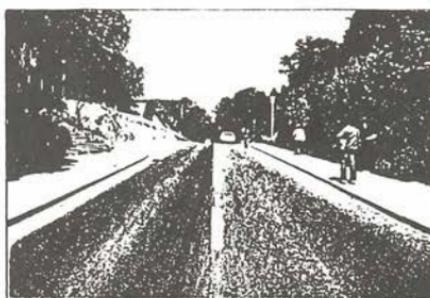
Schulken/Bergstraße

 <p>HOTEL 'GARNI' HEIDERBERGSTRASSE</p>			<p>VERÄNDERUNGSVORSCHLÄGE</p> <ul style="list-style-type: none"> - WEITERENTWICKLUNG DER GIEBELWÄLLE - SYMBIOTISCH AUS MASSENBEREICHEN DECKE - FÜLLER ALS RAHMENLÖSUNG UND ZUR BELEBUNG DES STRASSENRAUMS - ZUFÜHRUNG HÖLZSCHWITZSTRIPSEN AUF PLÄTZEN ÜBER PLASTIKSTREIFEN ZWISCHEN NEUBAUBIMBELÄUF
 <p>POST/VOLKSBANK HEIDERBERGSTRASSE</p>			<ul style="list-style-type: none"> - PLATZFÄHIGE HOLZ-STRUKTUREN WERDEN - NEUWANNE DER GIEBELWÄLLE MIT FEINER - ÜBERSTÜLLEN DER PLATZFÄHIGE MIT GROSSBÄUMEN - STRIPSEN AUS MASSENBEREICHEN DECKE - FÜLLER ALS RAHMENLÖSUNG - PARKBÜCHE AUS GROSSSTÄMMIGEN
 <p>KATH. KIRCHE HEIDERBERGSTRASSE</p>			<ul style="list-style-type: none"> - PLATZFÄHIGE HOLZ-STRUKTUREN WERDEN - NEUWANNE DER GIEBELWÄLLE MIT FEINER - PLATZFÄHIGE AUS MASSENBEREICHEN DECKE - ZUFÜHRUNG HÖLZSCHWITZSTRIPSEN AUF PLATZBÄUMEN - BELEBUNG DURCH KLEINSTRUKTUREN

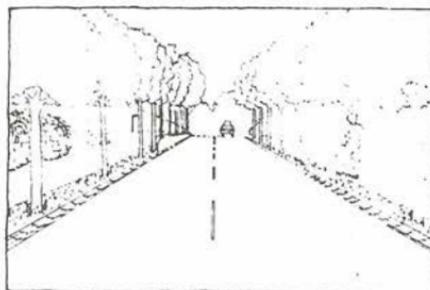
SCHEMA DER ORGANISATION DER FREIRÄUME :



FINDORFFSTRASSE :



ZUSTAND HEUTE ...



RÜCKBAUVORSCHLAG / MORGEN ?

erworbene Kenntnisse in Stegreifmanier abfragt und zur Berufsqualifikation erhebt.

Die unnötig (und leichtfertig) akzeptierte und entsprechend honorierte Kollaboration zwischen Auftragnehmer und Auftraggeber – so wird der Anspruch zum Beispiel vom BDLA (BDLA, 1979) formuliert – soll die Grundlage der Hochschulbildung sein. Wollte ich an dieser Anforderung die Lehre – kritisch reflektiertes Wissen – orientieren, könnte ich mich pensionieren lassen: Der Zentralverband und BDLA haben sich in dieser Richtung ja auch schon bemüht.

Wenn meine Lehre(r) – von der Gärtnerlehre bis zu Reinhold Tüxen – mir nicht auch ihre Widersprüche, also das, was sich nicht leicht verkaufen läßt, vermittelt hätten, dann hätte ich verdammt wenig gelernt. Die Hochschule ist nicht dazu da, Zirkuspferde abzurichten. Natürlich hat sie die Aufgabe, eine handwerklich gediegene Arbeitsfähigkeit zugänglich zu machen – gegen die Vereinnahmung durch die Landschaftspflege und Grünplanung im Dienste der Enteignung der Ressourcen (Turner, J.F.C., 1978). Aber was ist schon 'gediegen' in einer 'volkswissenschaftlichen' Disziplin? Die Abrichtung auf 'tabuierte Kompetenzschränken' oder modische "wissenschaftliche Härte" gehört doch wohl nicht zur gediegenen, lernoffenen und nachhaltig fruchtbaren (Aus-)Bildung (siehe dazu: Hard, G. 1981). Das Handbuch des Praktikers enthält dagegen, daß "man" erst erfolgreich (angepaßt) sein müsse, und aus der Anpassung eine Freiheit des Handelns erhalte, die den Meister möglich und den Auftraggeber lenkbar mache. Um ein Aperçu von Gerhard Hard umzudrehen: In der subjektiven Attitüde wird die normative Bindung an die Erwartungen des Auftraggebers besonders deutlich – wo der Planer (Garten- und/oder Naturkünstler) sich besonders subjektiv vor- kommt, schwimmt er am eifrigsten im "epochalen" Sumpf des Opportunismus.

Pädagogika

Wenn akademische Lehre nur auf schlichte Berufsverwertbarkeit reduziert werden sollte, wäre es sinnvoll, wenn die Nutznießer der Arbeitsqualifikation diese Arbeit auch selbst in einer passenden Bürolehre übernehmen (siehe z.B. Neusüß, Chr., 1983). Dies wäre, um einen alten Streit aufzunehmen (Milchert, J. 1983), die akademische Retourkutsche auf den berufsständischen Widerstand gegen die Einrichtung von Hochschulstudien. Wenn die Hochschulen ihren Bildungsauftrag ernst nehmen wollen, kann können sie ihn nur im Widerspruch zur sogenannten Berufspraxis erhalten und produktiv begründen. Es ist ja nicht abwegig, wenn die freiberuflichen Planer die billige Konkurrenz der gut bezahlten Hochschullehrer anprangern. Aber es ist auch verständlich, wenn die Kritik an der Leichtfertigkeit und Willfährigkeit von Planung noch böser beäugt wird als die Konkurrenz um die Aufträge.

Die Lehre "vor Ort" versucht (sinnvoll) das Abstraktionsniveau und das Praxis-Syndrom abzubauen. Dazu müssen sich die Lehrenden aber auf die Unsicherheit des Orts, der ja beileibe nicht so hübsch wie ihre Lehrbuchsystematik geordnet ist, und die "dummen" Fragen einlassen. Die pädagogische Philosophie eines Kompaktseminars ist einfach: Alle Fragen, Einwände, Thesen sind zugelassen – Kompetenzschränken bestehen nicht. Die leitenden Thesen sind ebenfalls relativ einfach:

- Wir wollen nicht planen, sondern verstehen.
- Alle Beobachtungen haben Bedeutung, wenn wir über unsere eigene Lernbio-

- graphie die möglichen Bedeutungen und Ursachen erklärbar machen können.
- Wahrnehmung, Einschätzung und Kritik müssen wir in der Rolle von Besuchern oder/und Einwohnern formulieren: ich – wenn ich hier lebte, zu Besuch wäre, was wäre mir lieb.
- Wo finden sich bewährte Vorbilder, von denen zu lernen wäre? (siehe z.B.: Böse, H. 1986)
- Die Generalisierung: Was ist typisch fürs Behagen und Unbehagen; was sind die öffentlichen "Issues" (Burckhardt, L. 1970) und wie entsprechen sie der professionellen Propaganda?
- Welche Prüfung unserer Einschätzungen ist möglich (Gronemeyer, M. 1977)?

Die Diskussion mit den Gästen, deren Gäste ja wir waren, ist die Prüfung unseres Praxisverständnisses. Nein, nicht wie hätten Sie's denn gern. Die Aufgabe eines Kompaktseminars – und auch einer aufgeklärten und aufklärenden Planung – ist die Verständigung über die Konflikte und Widersprüche. Dazu müssen Planende zuerst Fragen entdecken lernen. Die Vorgehensweise, etwas zu ändern, stellt sich nur in Beispielen und Wegen, nicht in Plänen dar. In diesem Sinne war die Wirkung planerischer Praxis auf die Lebens- und Alltagspraxis in den materiellen Abbildern zu verstehen.

Ob diese Arbeit Sinn gehabt hat? ja – dort, wo in der Folge sich die Bewohner eingemischt haben. Nein – weil die offizielle Planung nicht zugelernt hat: Im neuesten Landschaftsplan (Instara/Bremen 1986) treten nur Touristen und Biotope in Erscheinung; Worpstedter, Leute, die da arbeiten, leben, in die Schule gehen, die gibt's offenbar nicht.

Literatur

- BDLA 1979, Ungesetzliche Hochschulausbildung für Landschaftsarchitekten. Vervielfältigtes Manuskript, Bonn.
- Berger, J., 1984, Sau Erde – Geschichten vom Lande. Frankfurt–Berlin–Wien
- Böse, H., 1986, Vorbilder statt Leitbilder. In: Garten+Landschaft (11) München.
- Burckhardt, J., 1970, Politische Entscheidungen der Bauplanung. In: Helms und Janssen, J., (Hrsg.): Kapitalischer Städtebau: Neuwied – Berlin.
- Erz, W., 1984, Grundsätze und Forderungen zur Verbesserung der berufspolitischen Situation. In: Jahrbuch für Naturschutz und Landschaftspflege 35. Bonn.
- Ginzburg, C., 1983, Spurensicherungen. Berlin.
- Groeneveld, S. 1985. Agrarberatung und Agrarkultur. Kassel.
- Gronemeyer, Marianne, 1977. Denn sie wissen nicht, was sie wollen. In: Gronemeyer, R. und Bahr, H.E., (Hg.). Weinheim–Basel.
- Hard, G., 1981. Problemwahrnehmung in der Stadt Osnabrück. Studien zur Geographie. Osnabrück.
- Lecke, D. (Hg.) 1983. Lebensorte als Lernorte: Handbuch Spurensicherung. Reinheim.
- Milchert, J., 1983. Die Entstehung des Hochschulstudiums für Gartenarchitekten an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin im Jahre 1929. In: Das Gartenamt (32) Berlin–Hannover.

- Mitscherlich, A., 1964. Die Unwirtlichkeit der Städte. Frankfurt/Main.
- Narr, W.D., 1981. Gewalt in der Stadt – für eine Ökologie der städtischen Gewalt – losigkeit. In: Freiheit – Macht – Stadt. Darmstadt.
- Neusüß, Christel, 1983. Und die Frauen? Tun die denn nichts? Oder: was meine Mutter zu Marx sagt. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 6 (9/10). Köln.
- Turner, J.F.C., 1978. Verelendung durch Architektur. Reinbek.
- Zentralverband Gartenbau und BDLA. 1981. Gemeinsame Stellungnahme des ZVG und BDLA zur Untersuchung zur Bundesgartenschau Frankfurt 1989.



Teilnehmer: Christel Besse,
 Marianne Bolbach, Wilfried
 Burfeindt, Hubertus Dornseifer,
 Edmund Fischer, Gudrun Huber,
 Bärbel Kresse-Both, Helmut
 Lührs, Norbert Motzfeld, Ingrid
 Pilz, Petra Rau, Christiane Scheff-
 ler, Andreas Schmidt-Maas,
 Norbert Scholz, Hartmut Sey-
 fahrt, Carsten Wienröder
 Gäste: Fides Baumgart, Hans-
 Hermann Schröder, Alwin Uphoff
 Betreuer: Helmut Böse, Karl
 Heinrich Hülbusch, Hartmut
 Kreikenbaum



Bildnachweis

(soweit im Text nicht angegeben)

- Helmut Böse–Vetter: S. 2, 14(3), 23(1), 24(4), 79(3), 80(2), 82(3), 84(5), 119(1), 112(2), 114, 115(8), 118, 122, 123(1), 124(1), 125, 126(1), 127, 128, 129, 130, 137(5), 142(1) 143(2), 147(1), 148(2), 149(2), 152(1), 189(2).
- Die Gartenkunst, 38: S.65–74, 1925: S.87(5), 88 (1).
- Die Gartenkunst, 38: S.136/137, 1925: S. 108(1).
- Gartenschönheit: 21: S.147, 1940: 108(1).
- Inge Meta Hülbusch: S.12(4), 18(1), 23(1), 34, 82(1), 65(2), 170(2), 181(1).
- Karl Heinrich Hülbusch: S. 152(1), 172(3).
- Rose Lenzner–Migge: S. 41(2), 51(2), 61(2), 71(2), 74(2).
- Postkarte: S.9(2), 16(1)
- Privatbesitz (Luise Boehnke, Worpswede): S.76(4), 85(4).
- Privatbesitz (Christa Haar, Worpswede) : S. 21(2).
- Privatbesitz (Ute und Phillip Uphoff) : S. 23(2).
- Siedlungs–Wirtschaft, Serie X. Nr.1 : S. 101(1).
- Wolf,P.–1926– Wohnung und Siedlung, Wasmuth AG, Berlin W8: S.16(1)
- Worpsweder Anzeiger: 91(1).
- Worpsweder Archiv (Schluh): S. 126(1).
- Worpsweder Verlag: 14(1), 96(1).

Notizbücher der Kasseler Schule

Bisher erschienen

- Nr. 1 Scholz, N. Über den Umgang mit Bäumen (3. Auflg)
Nr. 2 Hülbusch, K.H. et al. Krautern mit Unkraut (3. Auflg)
Nr. 3 Auerswald, B./ Fahrmeier, P. Sammeln und Säen
Nr. 4 Krah, G. "Mini-Kienast" Synthetische Übersicht der Stadtvegetation Kassels
Nr. 5 Bartung, L. Ein alter Hut: Die bio-ökologische Stadtgrünpflege
Nr. 6 Stolzenburg, J./ Vetter, C.A. Disziplingeschichte der Freiraumplanung 1960-80;
Stolzenburg, J., Landschaftsbildanalyse
Nr. 7 Krah, G. Träume von Säumen / Gimbel, G. u. Hennen, R. Kasseler
Kalkschotterdecken
Nr. 8 Harenburg, B. Mietergärten - Sind Zufälle planbar ?
Nr. 9 Der Praxischock - Von fertigen Unwegen und unfertigen
Wegen (Fachtagung am FB 13 der GhK 1987)
Nr. 10 Böse-Vetter, H. (Red) Nachlese Freiraumplanung
Nr. 11 Sauerwein, B. Die Vegetation der Stadt. Ein freiraumpla-
nerisch wertender Literaturführer (2. Auflg)
Nr. 12 Heinemann, G./ Pommerening, K. Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume
Nr. 13 Stolzenburg, J. Grünlandwirtschaft und Naturschutz in der hessischen Rhön
Nr. 14 Sauerwein, B. Stadtvegetation. Kritische Bibliographie
Nr. 15 Schneider, G. Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in
der Landespflege
Nr. 16 Steinhäuser, U. Planen für die Wechselfälle des Lebens.
Dams, C. Die "produktive Bedürftigkeit" der angestregten Junggesellenkultur
Nr. 17 Pflege ohne Hacke und Herbizid
Nr. 18 Hard, G. Hard-Ware und andere Texte von Gerhard Hard
Nr. 19 Frenken, P./ Kölzer, A. Was hat Martha Muchow mit Astrid Lindgren zu tun? ;
Hülbusch, I.M./ Hülbusch, K.H. Freiraum an Schulen
Nr. 20 NN
Nr. 21 Weiland, Th. (Red) Sommer 89 - "Prüfungsreden"
Nr. 22 Schwarze, Birgit/ Trust, Hildegard/ Helmrich, Bettina/ Rühling, Sonja.
Der ideale --- Wurf
Nr. 23 Braun, U./ Linne, K./ Harenburg, B./ Mehli, R./ Wannags, I./ Von Haustür zu
Haustür - Morphologie und Organisation -
Nr. 24 NN
Nr. 25 Böse-Vetter, H./ Hülbusch, I.M. (Red) Worpswede und umzu. Haus und Hof -
Land und Leute

In Vorbereitung:

- Nr.xx Nachlese: Gartenschauen
Nr.xx Militarisierung des Landbaus
Nr.xx Landschaftsgärtnerei * Naturgärtnerei * Straßenbegleitgrün
Nr.xx Gut gesät
Nr.xx Von Omas Wiese zum Queckengrünland und zurück
Nr.xx Nachlese: Landschaftsplanung

Außer der Reihe:

- A.F.Thienemann, Leben und Umwelt. Vom Gesamthaushalt der Natur.
REPRINT/ LIZENZAUSGABE RORORO TB; Rowohlt Verlag.
G. Hose. Verschiedene Reihenhaustypen. Ihre Vorteile und Nachteile.

AG Freiraum und Vegetation. c/o FB 13 der GhK, Henschelstr.2 3500 Kassel;
und: c/o BSL, Elfbuchenstr.16, 3500 Kassel. Abonnenten erhalten die
Notizbücher bis auf Widerruf nach Erscheinen mit Rechnung zugesandt.

Worpswede, das ist die einzige Künstlerkolonie des Jugendstils und der Folgezeit, wo auch über's Hausen – Haus, Hof und Garten, Produktion und Reproduktion – nachgedacht und gestritten wurde. Gärten in Worpswede, der Garten von Carl Emil Uphoff aus den 20er Jahren als Lehrstück des 'kanonischen' Gartens, Sprüche und Aussprüche zu und über Worpswede und die Szene, ein Bericht vom Leben auf dem Sonnenhof von Rose Lenzner–Migge, polemische Anmerkungen zur immerwährenden 'Naturparkplanung für das Teufelsmoor' und weitere Beispiele, Vorbilder und Anekdoten, die auch für andere Orte typisch sein könnten, wenn sie nicht vergessen und übersehen werden. Eine bunte Sammlung von Lehr- und Schmuckstücken der Widersprüche und Aufmerksamkeiten.



...und umzu